Zeitschrift
des Deutschen und Österreichischen Alpen-Vereines
1925

(1925)
Vol. 56
£10
TRAVER.
16730

Ing. Harald Besler
Gesellschafter

Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

:: Band 56 ::

Jahrgang 1925

Nach einer Kreidezeichnung von Ernst Platz — Mezzotinte Bruckmann

Johann Stüdl

Ing. Harald Besler
Gesellschafter

Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Geleitet von Hanns Barth

:: Band 56 ::
Jahrgang 1925

München 1925 :: Verlag des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins
Hergestellt durch F. Bruckmann A.-G. in München :: In Kommission für den Buchhandel bei der J. Lindauerschen Universitätsbuchhandlung (Schöpping) in München

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist untersagt. Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzung bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Arbeiten

Buchdruck und Mezzotinto sowie Autotypie und Strichätzung von F. Bruckmann A.-G. in München

Inhalts-Verzeichnis

Seite

1. Dr. Johannes Emmer: Johann Stüdl 1
2. Dr. Ing. Julius Bergmann: Die Gestalt des Hochalpenhauses als Funktion der Landschaft. 9
3. Alfred Steinitzer: Tiroler Kunst 44
4. Ernst Enzensperger: Aus alpiner Jugendarbeit 75
5. Franz Nieberl: Aus den Grajischen Alpen 90
6. Dr. Heinrich Hackel: Vom unbekannten Tennengebirge 106
7. Ing. Eduard Pichl: Die Bergwelt um den Wolayer See und den Hochweißstein 135
8. Dr. Karl und Frau Auguste Mühlbrett: Schifahrten im Stubai..... 184
9. Paul Reuschel: Neuere Erfahrungen mit Steigeisen..... 204
10. Dr. Richard Finsterwalder: Begleitworte zur Karte der Loferer Steinberge .. 225

Vollbilder

Seite

1. Johann Stüdl. Nach einer Kreidezeichnung von Ernst Platz ..... Titelbild
2. Ostabstürze des Gran Paradiso gegen den Tribulazionegletscher. Lichtbild von A. Frank 32
3. Ciarforon und Becca Monciare. Im Vordergrund die Zunge des Moncorvégletschers. Lichtbild von A. Frank 40
4. Der Tribulazionegletscher – Gran Paradiso vom Ciarforon. Lichtbild von A. Frank 58
5. Vor der Erfüllung. Lichtbild von Ernst Enzensperger..... 76
6. Gran Paradiso, Roccia Viva. Lichtbild von A. Frank 94
7. Gran-Crou-Gletscher mit Roccia Viva (l.) und Becca di Gay (r.) vom Tribulazionegletscher aus. Lichtbild von A. Frank..... 102
8. Grivola vom Gran Paradiso. Lichtbild von Dr. Kuhfahl..... 110
9. Tennengebirge, Südabfall. Aus der Lichtbildersammlung des Österr. Bundesvermessungsamtes 128
10. Das Biegengebirge vom Rauchkofel. Nach einem Originalaquarell von E. T. Compton 146
11. Die Kellerwand von Norden. Lichtbild von Hauger 165
12. Das nördliche Ende des Biegengebirges. Lichtbild von Hanns Barth 173

Bilder im Text

Seite

1. Klimacharakteristika der Hochalpentäler. Nach einer Zeichnung von Dr. Ing. Julius Bergmann 16
2. Hausquerschnitte. Nach einer Zeichnung von Dr. Ing. Julius Bergmann..... 21
3. Lage der Raumdiagonalen. Nach einer Zeichnung von Dr. Ing. Julius Bergmann 21
4. Pögisch in Defreggen. Nach einer Zeichnung von Dr. Ing. Julius Bergmann 25
5. Aus St. Jakob in Defreggen. Nach einer Zeichnung von Dr. Ing. Julius Bergmann 26
6. Gritzen in Defreggen. Nach einer Zeichnung von Dr. Ing. Julius Bergmann 27

Seite

7. Mühlen in Mitteldorf im Virgentale. Nach einer Zeichnung von Dr. Ing. Julius Bergmann ... 28
8. Unterer Stadtplatz in Hall in Tirol. Nach einer Zeichnung von Dr. Ing. Julius Bergmann ... 29
9. Obermauern im Virgentale. Nach einer Zeichnung von Dr. Ing. Julius Bergmann 30
10. St. Veit in Defreggen. Nach einer Zeichnung von Dr. Ing. Julius Bergmann ... 31
11. Gasthof zum Neuwirt in Virgen. Nach einer Zeichnung von Dr. Ing. Julius Bergmann ... 35
12. Haus an der Ladbrücke in Defreggen. Nach einer Zeichnung von Dr. Ing. Julius Bergmann ... 37
13. Schlossergasse in Hall in Tirol. Nach einer Zeichnung von Dr. Ing. Julius Bergmann 39
14. Die Jagdhausalpe in Defreggen. Nach einer Zeichnung von Dr. Ing. Julius Bergman 41
15. Aus St. Jakob in Defreggen. Nach einer Zeichnung von Dr. Ing. Julius Bergmann 43
16. Hall. Oberer Stadtplatz mit Rathaus ... 49
17. Hall. Erkerbauten ... 49
18. St. Michael ... 49
19. Zimmer im Schloß Tratzberg ... 50
20. Schwaz. Inneres der Pfarrkirche ... 50
21. Gries. Schrein und Predella des Hochaltars in der Franziskanerkirche ... 67
22. Schwaz. Gotische Holzfigur in der Pfarrkirche ... 67
23. Schwaz. Annenaltar in der Pfarrkirche ... 67
24. Hocheppan. Schloßkapelle: Die törichten Jungfrauen ... 68
25. Runkelstein. Fresken ... 68
26. Schwaz. Kreuzgang im Franziskanerkloster ... 68
27. Jugend am Maisinger See. Lichtbild von Ernst Enzensperger ... 85
28. Jugendherberge Lochen. Lichtbild von W. Wittmann ... 85
29. Jugendgruppe im Karwendel. Lichtbild von Ernst Enzensperger ... 86
30. Alpine Jugendherberge Soiernhaus. Lichtbild von B. Pöhner ... 86
31. Tennengebirge, Tiefkar. Lichtbild vom österr. Bundesvermessungsamt ... 119
32. Hochthron-Nordwand. Lichtbild vom österr. Bundesvermessungsamt ... 119
33. Tennengebirge, Hochfläche. Lichtbild vom österr. Bundesvermessungsamt ... 120
34. Tennengebirge, Westabfall. Lichtbild vom österr. Bundesvermessungsamt ... 120
35. Südabfall des Tennengebirges. Lichtbild vom österr. Bundesvermessungsamt ... 120
36. Die Ostwand des Wolayer Seekopfes. Nach einer Zeichnung von J. Streyc ... 135
37. Seekopf, Chianaletta-Grat und Wolayer See. Lichtbild vom Edda-Film Wien ... 137
38. Seekopf — Tangelloch — Canale. Lichtbild von Karl Sandtner ... 138
39. Raudenscharte mit Ciadenis. Kriegsaufnahme ... 138
40. Kellerwarte, Hohe Warte, Seewarte. Nach einer Zeichnung von J. Streyc ... 152
41. Blick vom Wolayerkopf auf Rauchkofel usw. Lichtbild von Ing. Ed. Mayer ... 155
42. Hohe Warte und Seewarte von Norden. Lichtbild von Josef Streyc ... 155
43. Pichlhütte mit Wolayer Seekopf. Lichtbild von Karl Sandtner ... 156
44. Plöckenhaus gegen Frischenkofel. Kriegsaufnahme ... 156
45. Schaufelferner. Lichtbild von Dr. Karl Mühlbrett ... 189
46. Feuersteine und Aglspitze. Lichtbild von Dr. Karl Mühlbrett ... 189
47. Nordwand des Windacher Dannkogels. Lichtbild von Dr. Karl Mühlbrett ... 189
48. Wilde Leck. Lichtbild von Dr. Karl Mühlbrett ... 189
49. Der große Sulztaler Ferner. Lichtbild von Dr. Karl Mühlbrett ... 190
50. Historische Entwicklung der Steigeisen ... 206
51. Daunferner. Lichtbild von Dr. Karl Mühlbrett ... 207

Seite

52. Schneesturm am Wilden Freiger. Lichtbild von Dr. Karl Mühlbrett 207
53. Gr. Sulztaler Ferner mit dem Wilden Leck. Lichtbild von Dr. Karl Mühlbrett.... 207
54. Kühtai gegen Abend. Lichtbild von Dr. Karl Mühlbrett 207
55. Gipfelkranz des Übeltalferners. Lichtbild von Dr. Karl Mühlbrett 208
56. Übeltalferner von der Teplitzer Hütte. Lichtbild von Dr. Karl Mühlbrett..... 208
57. Sebleskogel vom Bachfellkopf. Lichtbild von Dr. Karl Mühlbrett 208
58. Ridnaun vom Übeltalferner. Lichtbild von Dr. Karl Mühlbrett..... 208
59. 3 Skizzen zur Benützung der Steigeisen 210
60. 3 Skizzen zur Benützung der Steigeisen 212
61. Schematische Skizzen der Fußstellungen mit Eckensteineisen..... 214
62. 3 Skizzen zur Benützung der Steigeisen 218
63. 3 Skizzen zur Benützung der Steigeisen 220
64. 2 Skizzen zur Benützung der Steigeisen 222
65. 2 Skizzen zur Benützung der Steigeisen 224

Beilagen:

Karte der Loferer Steinberge. Maßstab 1:25000. Druck der Kartographischen Anstalt G. Freytag & Berndt A.-G., Wien.

Die Umgebung der Hochweißstein-Hütte. } Ausführung u. Druck: Kartographisches,
Die Umgebung der Ed. Pichl-Hütte. } früher Militärgeograph. Institut, Wien.

Johann Stüdl

Von Dr. Johannes Emmer, Innsbruck

In Johann Stüdl hatten das innerste Wesen, Geist und Physis des Alpinismus in einer persönlichen Erscheinung sich geoffenbart; er war schlechthin das Urbild eines wahrhaften Alpinisten geworden.

Die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts waren eine kritische Zeit des Überganges, der Entwicklung neuer Anschauungen und Verhältnisse auf fast allen Gebieten des Lebens, das einer immer rascheren Strömung zutrieb. Die Romantik war abgeflaut und ihr Geist im Verhauchen; allenthalben regte sich die „Aktivität", der Drang, in irgendeiner Weise sich zu betätigen, die bisher im Bann gelegenen Kräfte zu entfalten, und mit der Erstarkung des „Willens zur Tat" verband sich die Erhebung des „Erkenntnistriebes", der Durst nach Erfahren und Wissen; sie drängten das „Gefühl", das den Hang zur Beschaulichkeit und Innerlichkeit zeugt, in den Hintergrund. Eine die Tiefen aufrührende, vorwärts und aufwärts treibende Gärung — das war der Geist dieser Zeit, der bestimmend wurde für das Geschlecht der damals im Lebensalter von zwanzig bis dreißig Jahren Stehenden, in welchem die Charaktere ihre entscheidende Prägung erhalten.

Das Zeitalter der „Romantik", der Weltherrschaft des Gefühls, hatte als dauernde Frucht die Lebendigkeit des „Naturgefühls" gezeitigt und hinterlassen. Man war in den Kreisen, die nicht ständig in der Natur wirkend und schaffend lebten, in der Schichte der Stadtbürger, empfindlich geworden für die Natur, sah in ihr nicht bloß eine Macht, mit der die Menschheit um die Erhaltung ihres Daseins ringen müsse, sondern etwas Freundliches und Befreundetes, mit dem eine geheimnisvolle Verwandtschaft uns verbinde. Vorerst schaute man nur das Liebliche und Anmutige, als man aber mit der „lieblichen" Natur vertraut geworden war, nahte man auch der „furchtbaren", die so abweisend erschien; schritt aus der Parklandschaft in die freie, ungezähmte Berglandschaft. Diese Wendung erfolgte zum Ausgange des romantischen Zeitalters. Wohl hatten schon früher einzelne für den eigenartigen Zauber des Hochgebirges empfänglich sich gezeigt und Berge bestiegen, andere aus Forschertrieb sie aufgesucht. Schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war das Besteigen von Hochgipfeln, der Besuch der Firnregion keine Absonderlichkeit mehr, sondern erregte teilnahmsvolles Interesse; dazu aber, daß das Bergsteigen volkstümlich werde, war vorerst eine Entwicklung des Naturgefühls notwendig, die wieder zur Voraussetzung hatte, daß man das Hochgebirge kennen lerne. Nach Unbekanntem kann man wohl unbestimmte Sehnsucht hegen, aber bewußt lieben nur, was gekannt und erkannt ist.

Erst mit dem Eintreten dieser Entwicklung entstand der „Alpinismus", jene Geistesrichtung, die seelisch und körperlich mit der Hochgebirgsnatur sich befaßt, als individuelle und soziale Lebenserscheinung dem Naturgesetze des stetigen Sich-Anderns und Sich-Entwickelns gehorsam. Er ist ein Phänomen der sechziger Jahre. Das gesteigerte Naturgefühl war ihm als Erbschaft der Romantik überkommen, seine Bildung stand aber unter den Einflüssen der beiden anderen Zeitströmungen: der Aktivität und des Intellektualismus, die Form und Charakter der Erscheinung bestimmten. Sobald man das Gewaltige und Unheimliche des Hochgebirges als heroische Schönheit und

Erhabenheit empfand, erwachte die Sehnsucht nach ihm; und gerade das Überwältigende, Ungeheure, das in den Bergen zutage trat, der Umstand, daß Mut und Mühen von jedem gefordert wurde, der mit ihnen vertraut werden wollte, übten einen bestrickenden Reiz aus.

War die dem Gefühl entsprossene Sehnsucht, bald gewandelt und gesteigert zur heißen Liebe, die Wurzel des Alpinismus, so wurde die Aktivität, der Tätigkeitsdrang, die Triebkraft zur moralisch-physischen Ausbildung des Bergsteigertums. Die „Geliebte" war spröde bis zur Unnahbarkeit, in ihrer Fülle ungebändigter Kräfte verlangte sie von ihren Werbern gleichfalls Stärke; ihrer physischen konnte der Mensch aber nur seine psychische entgegensetzen. Ausdauernder Wagemut und Entschlossenheit waren notwendig, es galt, Entbehrungen zu ertragen, auf Gewohnheiten zu verzichten, kühn Gefahren zu trotzen, auf Mittel, Wege und Waffen zu sinnen, um als Sieger die Braut gewinnen zu können.

Die Führung zum Ziele fiel dem dritten Bildner des Zeitgeistes zu, dem Intellektualismus, der unter dem Banner der Wissenschaft seinen Siegeszug auf allen Ideengebieten antrat. Seiner Herrschaft unterwarf sich auch die neue Erscheinung, die mit dem Hochgebirge sich befaßte, es in den Kreis zu verwirklichender Ideen zog. Es galt ja als Axiom, daß der „Tat-Wille" sich zu entfalten habe nach den Weisungen der Erkenntnis; alles Tun und Geschehen erst geadelt sei, wenn es den Stempel des Intellekts, wissenschaftliche Prägung trug. Im Alpinismus war dies auch geschichtlich begründet; die Umstimmung des Naturgefühls war vorbereitet und eingeleitet worden durch das wissenschaftliche Interesse an der Hochgebirgswelt, das die Pioniere der Alpinistik zum Bergsteigen antrieb.

Es ist daher wohl verständlich, daß es Männer aus den akademischen Kreisen waren, die dem Geiste des Alpinismus eine sichtbare Formgestaltung erschufen durch Gründung der festländischen Alpenvereine. An der Ecke der Ostalpen, in Wien, riefen drei junge, begeisterte Akademiker den Österreichischen Alpenverein ins Leben (1862) und im nächsten Jahre entstanden in der Schweiz und Italien gleichartige Vereine, der Schweizer Alpenklub und der Club alpino italiano.

Nicht treffender konnten die Verhältnisse bei der Geburt des Alpinismus, — wie man wohl die Gründung der Alpenvereine nennen darf — gekennzeichnet werden, als dies in der Rede geschah, mit der Professor Dr. Eduard Fenzl die konstituierende Versammlung des Ö. A.-V. begrüßte: „Unser Verein ist gleich so vielen anderen ein Kind der Zeit, einer fortgeschrittenen Bildung und richtiger Erkenntnis der Tatsache, daß, sollen die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung befruchtend auf das bürgerliche Leben einwirken, es eines vermittelnden Organes bedarf, das durch Schrift, Wort und Tat selbständig wirkend, das materielle Interesse der unteren Klassen zu fördern sucht, während es gleichzeitig dem gebildeten Mittelstande höhere Genüsse näher rückt, und dem Fachmann den Weg für seine Forschungen ebnet."

Das war die Gestaltung des Alpenvereins in seiner Jugendzeit. Die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, erforderte zunächst, überhaupt die topographischen Verhältnisse des Hochgebirges zu erkunden und in dieser Hinsicht war so viel zu tun, daß man nach Mitarbeitern fahnden mußte. Werbung von Gleichgesinnten hierfür durch Propaganda für die vielfältigen Reize der Bergwelt erschien vor allem notwendig und dies konnte am besten geschehen durch literarische Tätigkeit; man sah es geradezu als Pflicht jedes aktiven Bergsteigers an, Neues zu „entdecken" und von dem Geleisteten den Genossen Kenntnis zu geben. Vorher hatten sich die Bergfahrer, die nicht wegen irgendeiner wissenschaftlichen Frage, sondern der Alpenwelt an sich zuliebe Hochgipfel erklommen, nicht ohne Grund gescheut, davon in der Öffentlichkeit zu reden und zu schreiben, man hätte ihre Leistungen als Abenteuer, sie selbst als Sonderlinge angesehen und beurteilt. Gerade die Bahnbrecher der Alpinistik, die ersten Ersteiger so

mancher berühmt gewordenen Gipfel und Pässe, die schon frühzeitig auftretenden „Führerlosen" und „Alleingeher" waren schweigsam. Nun war dieser Bann gebrochen, man wußte, daß eine Schar gleichbegeisterter Genossen verständnisvoll die Berichte über das, was man gesehen und gefunden, erlebt und gefühlt hatte, aufnehme. In dieser ersten Periode, die etwa bis 1870 währte, trat der Alpinismus in literarischem Gewande vor die Öffentlichkeit. Er fand Eingang in den beschränkten Kreis jener sozialen Schichte, die sich selbst als die „Gebildeten" zu bezeichnen pflegt. Wie sehr aber der Boden hier vorbereitet war, bezeugt die überraschend große Zahl von Mitgliedern, die in den Städten dem Alpenverein beitraten.

Unter den von der Bergschönheit Bezauberten, die begeistert um das Banner des Alpinismus sich scharten, war auch der junge Stüdl; geboren 1839 in Prag, Kaufmann, auf der Technischen Hochschule gebildet, begabter Maler und Zeichner. Er war 1857 zum ersten Male in die Alpen gekommen und seine Seele blieb seither in ihnen; er durfte wohl gleich dem schottischen Dichter sagen: „Mein Herz ist im Hochland, wo immer ich steh." Damals fühlten sich alle Bergsteiger nicht bloß als „Zunftgenossen" miteinander verbunden, sondern betrachteten jeden, den sie in dem Hochgebirge tatenfroh trafen, ohne weiteres als Freund, gar jeden Wandergefährten als „Herzensfreund" zum dauernden Bund.

Stüdls ganzes Wesen war an sich schon geartet, Freunde zu gewinnen und dauernd zu fesseln. Seine sonnige Heiterkeit, die ihn nie verließ, war der Nimbus einer Herzensgüte, die aus seinem Auge leuchtete, aus seinem Munde tönte, in seinem ganzen Gehaben sich offenbarte. Jeder der ihm nahe trat, fühlte, daß er einen Mann vor sich habe, dessen fester Charakter edel, gut und fromm sei, der Liebe fordere, weil er selbst sie biete. So sammelte schon der junge Stüdl auf seinen ersten Bergfahrten eine große Schar von Freunden, vor allem fand er einen „wahren Herzensfreund" in seinem jugendlichen Wandergenossen, dem Kandidaten Karl Hofmann, der an Überschwang der Begeisterung ihm gleichkam. Stüdl erwies sich als ein Bergsteiger, der den Besten seiner Zeit ebenbürtig zur Seite sich stellen durfte; alle moralischen Eigenschaften, die den wahren Alpinisten zieren, waren ihm eigen und auch in der „Technik" bewährte er sich als „Könner".

Die heutige Jungmannschaft mag vielleicht manchmal mitleidig die Leistungen von uns alten Alpinisten — unser technisches Können — beurteilen und geringschätzen. Die Schwierigkeiten, mit denen man damals zu ringen hatte, waren anderer Art, stellten aber nicht minder große Anforderungen an den, der sie bezwingen wollte. Sie begannen schon im Tale, durch den Waldgürtel der Berge nur bis zu den Almen und den Höhen zu gelangen, wo die eigentliche „alpine Arbeit" begann, war nicht leicht. Es fehlte ja an Karten, Wegen und Wegweisung; und der letzte Stützpunkt, von dem aus das „Problem" angegangen werden konnte, wurde erst durch eine lange, oft recht mühsame Wanderung erreicht. Dort fand der Bergsteiger keine behagliche Schutzhütte, keinen dienstbereiten Wirtschafter, höchstens eine Alpen- oder Heuhütte.

Diese Verhältnisse erklären — um nicht zu sagen: rechtfertigen — es hinlänglich, daß fast alle Bergfahrten, auch die Besteigung „harmloser" Gipfel in den Voralpen, mit Führern unternommen wurden. Bei Unternehmungen in der Hochregion, in der Firn- und Felsenwelt, galt der Führer als unerläßlich, auch für den gewandten und bereits eingeschulten Bergsteiger.

Stüdl folgte getreu dem Gebote des Alpinismus seiner Zeit; er beschrieb seine großen Bergfahrten in der Ötztaler- und Stubaier-Gruppe — Wildspitze, Weißkugel, Zuckerhütl, Habicht (erster Abstieg durch das Mischbachtal) — im Jahrbuche (1868/69) des Österr. Alpenvereins, dem er sofort beigetreten war und für den er eifrig warb. Sein praktischer Sinn erkannte aber bald, daß, um weite Kreise für den Alpinismus zu gewinnen, die literarische Propaganda nicht genüge; mit ihr könne man wohl Ver-

ständnis, ja Begeisterung erwecken, aber damit möglichst viele sich alpin betätigen, erschien es notwendig, überhaupt das Besuchen der Alpen bequem zu gestalten. Dies hatte auch der Österr. Alpenverein eingesehen und versprochen: „Um das Bereisen der österreichischen Alpen, das noch mit vielen Beschwerden und Entsagungen verbunden ist, zu erleichtern, wird der Alpenverein auf das Führerwesen und die Verbesserung der Unterkunfts- und Transportmittel nach Tunlichkeit Einfluß nehmen." Das war wieder mehr „theoretisch" gedacht, auf „Anregungen" sollte die Einflußnahme sich beschränken, die Mitglieder des Vereins, vor allem die Alpenbewohner sollten veranlaßt werden, im eigenen Interesse die Bequemlichkeiten für die Bergsteiger zu schaffen, selbst praktisch zu arbeiten, war die Vereinsleitung wenig geneigt, höchstens Unterstützung wollte sie gewähren. Stüdl sah aber gerade im praktischen Wirken die Hauptaufgabe einer alpinen Organisation: Auch in dieser Hinsicht hatte er, wie der Verein es wünschte, seine Mitglieder-Pflicht erfüllt und aus eigenen Mitteln schon 1868 in der Glocknergruppe eine Schutzhütte erbaut, im selben Jahre, in welchem der Ö. A.-V. seine einzige Schöpfung, die Rainerhütte im Kaprunertal, zustande brachte. Der Auffassung Stüdls huldigten aber fast alle Bergsteiger, die nicht rein wissenschaftliches Interesse ins Hochgebirge geführt hatte. Kurat Senn in Vent, Paul Grohmann und Dr. Barth in Wien, Th. Trautwein-München waren neben Stüdl und Hofmann die eifrigsten Wortführer dieser Gruppe. Auf ihren Bergfahrten fanden die Gesinnungsfreunde sich zusammen und besprachen die dringliche Notwendigkeit einer Reorganisation. Denn inzwischen hatte der Alpinismus auch außerhalb des Alpengebietes in allen deutschen Gauen getreue Jünger gefunden, denen der in Wien zentralisierte Alpenverein nicht die erwünschte Heimstätte bot. Im Frühling 1869 war die Sache so weit gediehen, daß es nur des persönlichen Erscheinens und Eingreifens Senns bedurfte, um die beiden Gruppen in München und Wien zum entscheidenden Schritt zu veranlassen.

Mit der am 9. Mai 1869 in München erfolgten Gründung des Deutschen Alpenvereins begann die zweite, die Zeit von 1870—85 umfassende Periode der Entwicklung des Alpinismus. Sie ist das Zeitalter der „praktischen Erschließung" der Alpen, die der wissenschaftlich-literarischen Propaganda folgte. — Die Erweiterung und Verbreitung der „Erkenntnis" auf literarischem Wege wurde nicht vernachlässigt, vielmehr sorglich gepflegt: jedoch das Schwergewicht darauf gelegt, die „Kenntnis" der Alpen in weitesten Kreisen zu fördern, indem man das Besuchen annehmlich machte und das Bergsteigen selbst theoretisch und praktisch ausbildete. Drei Hauptaufgaben harrten der Lösung: Karten waren zu beschaffen, es galt, das Führerwesen zu organisieren, für Wege und Unterkünfte zu sorgen.

An der Gründungsversammlung des Deutschen Alpenvereins hatten Stüdl und Senn als die einzigen Nicht-Münchner teilgenommen. Senn konnte als Wortführer und Mandator der Wiener Gruppe gelten, Stüdl als Vertreter eines großen Kreises deutscher und österreichischer Alpenfreunde auftreten; man fühlte, sein Erscheinen verbürge deren Anschluß an den Deutschen Alpenverein. In diesem war dem feuereifrigen Apostel der neuen Zeit das Feld und Gelegenheit geboten, seine Kräfte zu entfalten, seine Begeisterung in praktischen Taten ausleben zu lassen. Hinsichtlich der kartographischen Aufgabe des Vereins beschränkte sich Stüdl auf das Anspornen zur Tätigkeit, auf kluge Ratschläge und Winke, was die Brauchbarkeit erfordere; den beiden andern Aufgaben aber widmete er sich ganz und hier übernahm er die Führung. Schon die erste Generalversammlung des Deutschen Alpenvereins 1870 betraute ihn, Senn und Trautwein mit der Organisierung des Führerwesens in Tirol, 1875 wurde er Obmann des Ausschusses zur Ausarbeitung eines allgemeinen Bergführer-Statuts und einer Weg- und Hüttenbau-Ordnung. Seither war er auf diesen beiden Gebieten der unermüdliche Organisator, die leitende Persönlichkeit, die Ziele und Wege wies, mit

kundigem Scharfblick stets die Bedürfnisse der Zeit erfassend, immer fortschrittlich, aber klug Maß haltend, niemals umstürzlerisch, sondern organisch entwickelnd und ausbauend; er verstand es, das Neue mit dem Bestehenden in Einklang zu bringen.

Die aktenmäßig feststellbare Tätigkeit Stüdls in den Organen des Alpenvereins fand aber noch eine weitreichende Ergänzung in seinem Wirken als fachkundiger Berater der Zentralausschüsse, Sektionen und Mitglieder in allen alpinen Angelegenheiten. Er wurde viel befragt und unermüdlich gab er jedem Antwort. In Sachen des Führerwesens eine unbestrittene Autorität auf Grund seiner praktischen Erfahrung und des Verständnisses der psychologischen Eigenheiten der Alpenbewohner, wurde er auch ein Meister im Hüttenbau, von keinem Fachmann übertroffen; die Pläne mancher Hütten hatte er entworfen, viele andere wurden von ihm bearbeitet und zurecht gerichtet. Was er schuf, war in Anbetracht der gegebenen örtlichen und zeitlichen Verhältnisse in praktischer Hinsicht stets mustergültig. Das traf auch bei den Wegbauten und insbesondere bei den Wegbezeichnungen zu, die seine Sektion Prag vornahm, er sah auf „Solidität", auf gewissenhafte Genauigkeit der Ausführung, in diesem Punkte war er ein strenger Richter.

Schon in den ersten Jahren dieser zweiten Periode war auch die Vereinigung des Österreichischen mit dem Deutschen Alpenverein zustande gekommen, zur großen Freude Stüdls, der darin weniger einen Sieg seiner Ideen sah, als vielmehr einen Triumph des Gedankens der Freundschaft und Einigkeit der durch die gemeinsame Liebe zu den Bergen verbundenen Alpinisten. Wie alle praktisch Denkenden blieb Stüdl stets ein Mann, der billige Verständigung einem durch Kämpfe zu erstreitenden Siege, Zusammenschluß und Einheitlichkeit der Zersplitterung vorzog.

Zu Ende der zweiten Periode war der D. u. Ö. Alpenverein, wie er seit 1874 hieß, zu einer machtvollen Körperschaft gediehen; fast 16000 Mitglieder in 118 Sektionen zählend, im Besitz von 72 Hütten, in allen Gruppen der Ostalpen tätig, erregte er das Interesse der breiten Öffentlichkeit; der Alpinismus in der von ihm geschaffenen Form und Gestalt wurde volkstümlich. Es war das Werk des vom Geiste Stüdls beseelten Kreises ideal gesinnter und praktisch tätiger Bergsteiger; unter der Leitung eines seiner vertrautesten Freunde, Dr. Eduard Richter, hatte der D. u. Ö. Alpenverein seine stolze Höhe erklommen.

Allmählich, fast unmerklich, hatte sich jedoch schon im Laufe der Periode eine neue Wandlung, eine weitere Entwicklung des Alpinismus vorbereitet. In seinem dritten Zeitalter, den Jahren 1886—97, zeigt er ein Janus-Gesicht. Nach außen hin, in seinem öffentlichen Wirken tritt er in anderer Gestalt auf, als in seiner Entwicklung nach innen. Noch vertragen sich aber beide Richtungen miteinander, sie verlaufen parallel. Was sich da vollzog, war eine notwendige, naturgemäße Folge der vorhergegangenen Gebarung. Das Bereisen der Alpen war nun wirklich in jeder Hinsicht ungemein erleichtert durch die zweckmäßigen Schöpfungen und Maßnahmen der Vereine, nun wollte man auch, daß das Geschaffene gewürdigt, gewertet und benützt werde, nicht bloß wenige Auserlesene, sondern alle Schichten des Volkes sollten teilhaben an dem Genuß der Bergwelt. Entwicklung und Förderung des „Fremdenverkehrs" wurde Losung und Leitgedanke für das Wirken des Alpenvereins nach außen; wirtschaftliche Gesichtspunkte wurden beachtet, war ja überhaupt das ganze Zeitalter, vom Wirtschaftsleben und dessen erstaunlichen Aufschwung beherrscht, materialistisch geworden.

Nach innen wandelte sich der Alpinismus in anderer Weise um, das Bergsteigen an sich wurde „studiert", das heißt, die Technik sorgsam ausgebildet und vervollkommt. Das Gefühl der dadurch gewonnenen Leistungsfähigkeit erzeugte tiefgreifende psychologische Wirkungen: Freiheit und Selbständigkeit des Bergsteigers und Verinnerlichung des Bergsteigens. Die Jugend wurde für den Alpinismus gewonnen (Akademische Sektionen, Studentenherbergen), sie brachte neue Kräfte, neue Auffassungen

mit, und zur selben Zeit, als die Organisation des Führerwesens in glänzender Weise vollendet war, fand das führerlose und Allein-Gehen immer mehr Verbreitung.

Die konservativen Kreise der noch an den Traditionen der ersten Periode und ihrer Vorzeit Festhaltenden sahen besorgt und unwillig diese Vorgänge. In einer „Strafpredigt", die Altmeister Dr. v. Ruthner mir 1885 hielt, sagte er unwirsch: „Ihr Tollköpfe ruiniert den ganzen Alpinismus." Und wie zahm mögen wir, selbst unsere Besten und Kühnsten, in den Augen der heutigen wagemutigen Jungmannschaft erscheinen! Der Alpinismus ging nicht zugrunde, er wurde vielmehr stark und lebensvoller, denn er folgte dem erwachenden Drange und Bedürfnisse der Zeit, aus dem Bannkreis des Materialismus sich in die Höhen des Idealen zu erheben.

In diesem Zeitraum trat auch eine Neuerung auf, an die wohl die Gründer des Alpenvereins nie gedacht hatten, die das Bergsteigen in ungeahnter Weise erweiterte: der „Schneeschuh" wurde in den Alpen eingeführt und eingebürgert. Damit wurde eine Schranke gebrochen, die den Alpinismus einen Teil des Jahres hindurch in Bann legte, der Winter war für das Bergsteigen gewonnen.

Anders als Ruthner verhielt sich Stüdl zur Gestaltung der alpinen Erscheinungen. Er blieb ja stets im Herzen jung und fortschrittlich, sein Konservativismus bestand darin, daß er das Neue aus dem Alten organisch herauswachsen, letzteres ohne jähe Sprünge fortbildend sehen wollte. Das zeigte sich in seiner Wirksamkeit während dieser Periode auf den von ihm bisher betreuten und gepflegten Gebieten. Hier behielt er noch immer die Führung; den anderen neuen Zielen, Aufgaben und Unternehmungen des Alpenvereins widmete er seine Sympathien, förderte sie auch durch Rat und Tat, sobald er fand, daß sie für das Ansehen und Gedeihen des Vereins von Nutzen seien. Als getreuer Eckart wachte er besorgt darüber, daß die Einigkeit im Verein keinen Schaden leide; wenn es galt, Anlässe zu Mißhelligkeiten zu beseitigen oder eingetretene zu schlichten, war er stets am Platze. In diesem Sinne wirkte er in den Ausschüssen und Generalversammlungen, bei Sektionen und Persönlichkeiten.

Stüdl war kein „Rhetor", der mit blendenden Worten im brausenden Redeschwall die Zuhörer hinreißt, aber seine schlichte, natürliche Redeweise, die klare lichtvolle Darlegung der Sache, für die er mit sichtlicher Herzenswärme eintrat, war nachdrücklich überzeugend. Er wußte ebensogut auf das Verständnis, wie auf das Gemüt zu wirken und hatte daher fast immer Erfolg. War eine starre Meinung nicht durch Gründe zu überwinden, so beugte er sie durch Appell an das Gefühl. Als Leiter von Versammlungen führte er mit ruhigem Takte die Beratungen zu einem gedeihlichen Ende, es schien, als ob seine bloße Anwesenheit schon jeden zur Mäßigung und Verträglichkeit zwinge.

Stüdls Schöpfungen — auch die von ihm und seinen persönlichen Freunden zustande gebrachten — entstanden unter der „Firma" der Sektion Prag. Sie bildete seine Garde, die willig seine Ideen und Pläne ausführen half. Im Anfang hatte Stüdl alle Bergfreunde, alle alpinen Kräfte des Landes Böhmen in seiner Sektion gesammelt, die in den verschiedenen Städten ihre Filialen hatte; späterhin, als diese Gruppen erstarkt waren und zur Selbständigkeit reif erschienen, entließ er sie aus seiner unmittelbaren Obhut, sie bildeten sich zu Sektionen um, die ganz im Geiste Stüdls „arbeiteten". Die Sektion Prag selbst besaß von Anbeginn an das größte Arbeitsgebiet. Stüdl hätte wohl am liebsten die ganzen Ostalpen in seine Pflege genommen; wo nicht gleich sich tatkräftige Kreise zum Werke fanden, griff er ein, wenn Notwendiges zu tun war. Die Glockner- und Venediger-Gruppe wurden zunächst die Domäne Stüdls, dann wandte er der Ortlergruppe seine Fürsorge zu, im Zillertale, in den Loferer Steinbergen, am Achensee wurde die Sektion Prag heimisch. Was hier geleistet wurde, war tadellos und vorbildlich für alle anderen Schaffenden und Schöpfungen. Es kam aber doch dazu, daß die Vereinsleitung sich genötigt sah, den ver-

ehrten und geliebten Meister zu kränken durch Einschränkung des Arbeitsgebietes seiner Sektion. Jede Zunahme der Arbeitslast nahm Stüdl freudig hin, eine Abnahme empfand er schmerzlich. Er fand sich mit dieser für ihn „harten" Tatsache ab, sobald er sah, daß die Eindringlinge seinen Bahnen folgten, den Alpinismus durch ihren Mitbewerb förderten. Neidlos anerkannte er ihre Verdienste und freute sich jedes Erfolges, der dem Alpenverein Ehre brachte. Die innere Entwicklung des Alpinismus konnte Stüdls persönliches Wesen nicht mehr umwandeln, dem sie ja im Grunde keineswegs fremd, sondern eher verwandt war. Fertige, gefestigte Charaktere ändern ihre Erscheinung nicht so leicht, wie Richtungen und Strömungen im Leben. Stüdl verstand sie, er fühlte, daß auch hier der Idealismus lebendig sei, und im felsenfesten Vertrauen auf dessen Sieghaftigkeit erwartete er, daß auch der gärende Alpinismus zu einer neuen strahlenden Erscheinung sich kläre. Die Heranziehung und Erziehung der Jugend zum Alpinismus war ihm willkommen. Wenn dennoch in Prag keine akademische Sektion entstand, so lag der Grund darin, daß Stüdl die Jugend in seiner Sektion unter seiner Obhut haben wollte.

Zu Ende des 19. Jahrhunderts erschien auch das letzte Ziel: „Hebung des Fremdenverkehrs" erreicht, die Alpen waren für die Masse erschlossen, die Alpenfahrten volkstümlich geworden, die Auswirkungen des Alpinismus wirtschaftlich gewertet. Dem schaffenden Alpinismus war keine besondere neue Aufgabe gestellt, es handelte sich nur um Erhaltung, Ausbau und Anpassung des Geschaffenen, wie es eine Zeit der „wirtschaftlichen Blüte" verlangte. Die Gefahr einer Verflachung des Alpinismus im snobistischen Geiste war zu befürchten, sie fernzuhalten, bemühten sich die Idealisten der alten Schule und das junge Geschlecht, das im Bergsteigen das persönlich-ethische Moment voranstellte.

Die Zeit von 1897—1914 ist die Periode, sowohl der Höchstentwicklung der bergsteigerischen Technik, wie auch der Erhebung einer geläuterten alpinen Gesinnung. Der Alpinismus nahm nunmehr „sportlichen" Charakter an. Sport heißt, eine Tätigkeit um ihrer selbst willen, nicht als Mittel für einen Zweck ausüben, nur in der Absicht, die Leistungsfähigkeit auf das Höchste zu steigern und die vollkommenste Weise zu finden. Alles Ursächliche hat stets vielfältige Wirkungen, nicht bloß eine, zur Folge. So erreicht auch der Sport nicht nur die vorbestimmte Absicht, sondern hat auch physische und psychische Rückwirkungen, die wohl individuell verschieden sind, im allgemeinen aber Erstarkung und Festigung bedeuten. In unseren Vereinsschriften wurde mehrmals die Frage erörtert: „Was suchen wir da droben auf den Bergen." Die Antworten waren verschieden, im letzten Grunde besagten alle: Erhebung. Und nach diesem Ziele: seelische Erhebung, Lauterkeit und Reinheit, kurz Adel der Empfindung und Gesinnung strebt auch die sportliche Richtung, die in der vierten Periode der Alpinismus einschlug und jetzt verfolgt. Nicht das Ziel hat sich geändert, es ist das gleiche für Stüdl wie für die Jugend, nur andere Wege werden begangen.

Der Weltkrieg hatte die Entwicklung des Alpinismus in diesem Sinne nicht unterbrochen, vielmehr gefördert, das „Können" der Bergsteiger als wertvoll für das Vaterland erwiesen, aber die Tätigkeit des Alpenvereins lahmgelegt; als er zu Ende war, wurde sie von einem gründlich umgestimmten Geschlechte aufgenommen. Die Umstände erzeugten eine ungeheure Sehnsucht nach dem Frieden und den Kraftquellen der Natur, in der man auf Nöte und Kämpfe vergessen konnte. Der Ruf nach Einfachheit und schlichter Natürlichkeit wurde laut, die Bergsteiger sehnten sich nach den primitiven Verhältnissen, wie sie die Bahnbrecher des Alpinismus gefunden hatten. Eines wird freilich nicht wiederkehren: die Einsamkeit der Hochgebirgswelt; es sind zu viele da, die für ihre Schönheit empfänglich, nach ihr dürsten. Der Alpinismus ist nicht mehr ein Privileg einer kleinen Gruppe Auserwählter, nicht mehr Modesache einer begüterten Schichte, sondern ein Bedürfnis sozialer Art.

Mögen die Erscheinungsformen des Alpinismus auch wechseln, im letzten Grunde ist ja das Endziel die Synthese des persönlichen Ich mit der Allmutter Natur, die sich vollzieht in dem seelischen Prozesse der Ethik, die nichts anders ist als Herstellung der Harmonie des Individuums mit der Allheit, dem All-Sein. Den Einklang des Eigenwesens mit der Natur in ihrer hehrsten Gestaltung suchten und fanden Stüdl und wir Alpinisten alter Art mit Fühlen, Sinnen und Handeln nach unserer Weise; ihn sucht auch das junge Geschlecht, dessen beste Führer bewußt danach streben.

Mit der Wandlung des alpinen Geistes waren auch manche Begleiterscheinungen verbunden, die aus ihr sich psychologisch erklären lassen. Ein noch engeres Band, als bloß eine gemeinsame Liebe zu den Bergen, sollte die Alpinisten verbinden, völlige Übereinstimmung im angestammten Grundcharakter der Weltanschauung und Denkweise. Dies Streben führte zu Reibungen, die den alten Alpinisten bedrohlich erschienen für den Bestand des Alpenvereins, aber er hat sie überwunden und der Geist, mit dem das junge Geschlecht das Werk der Vergangenheit ausbaut, läßt eine frohe Zukunft erwarten. Stüdl hatte in der vierten Periode in seiner Weise geschaffen, geleitet und vermittelt. Der Weltkrieg traf ihn hart, seine Sektion wurde gewaltsam aus dem engeren Verband des D. u. Ö. Alpenvereins gerissen, das so getreulich gepflegte Arbeitsgebiet in der Ortlergruppe kam unter Fremdherrschaft, die dortigen Schöpfungen wurden geraubt. Bis zum letzten Atemzuge unermüdlich tätig, widmete er, seit 1919 in Salzburg ansässig, der dortigen Sektion seine Fürsorge und Kraft, im Gesamtverein seiner alten Rolle als Wächter der Einigkeit, Warner und Berater getreu.

Stüdls Lebensgang ist ein Spiegelbild der Lebenserscheinung des Alpinismus; seine Persönlichkeit das Urbild des Bergsteigers alten Schlages und ein glänzendes Vorbild für alle Zunkunft. In der Begeisterung für die ideal aufgefaßte Welt der Alpen, in der selbstlosen Hingabe der eigenen Persönlichkeit an sie, in rastlosem Arbeitseifer und in der Treue zu den Freunden und Genossen wurde er von keinem übertroffen. Nur einen aus dem Geschlechte der zweiten Periode wüßte ich ihm gleichzustellen an bergsteigerischen Leistungen, an stürmischer Aktivität, an Fülle von Plänen und Ideen, an trotz mancher bitterer Erfahrungen unerschütterlicher Treue zum Alpenverein, im innersten Wesen gleichgeartet, im äußeren Gehaben oft gegensätzlich — Dr. Karl Arnold in Hannover.

Über sechzig Jahre hat Stüdl unter uns für den Alpinismus gewirkt und die Bedeutung, die dieser für das Leben unserer Tage gewonnen hat, ist das würdigste, bleibende Denkmal, das er selbst sich geschaffen hat. Nicht besser können wir und unsere Nachkommen den „Erzvater" der Bergsteiger im dankbaren Gedenken ehren, als durch Nachfolge auf seinen Wegen und in seinem Geiste.

Die Gestalt des Hochalpenhauses als Funktion der Landschaft

Von Dr.-Ing. Julius Bergmann, Gloggnitz

Mit Zeichnungen vom Verfasser

Kein Ding der Schöpfung besteht für sich allein und beziehungslos zur Gesamtheit, gleichgültig, ob es der sinnlichen Welt oder dem Reich des Geistigen angehört. Religion, Kunst und Wissenschaft suchen die verbindenden Fäden, erwecken im Menschen das Bewußtsein der großen Einheit und gestalten sein Weltbild. Die sichtbaren Dinge der Umgebung und die Elemente des Geistigen ketten sich an das Leben und bestimmen seine Abhängigkeit und Gebundenheit.

So wurde für den Bewohner der Erdoberfläche unter anderem auch seine Wohnung, das Haus, allmählich zu einem der wichtigsten und stärksten Bindeglieder zwischen ihm und der Welt. Schon seit Jahrtausenden ist es bedeutend mehr als eine bloße Schutzvorrichtung gegen die Unbilden des Wetters. Selbst ein nüchterner Speicher kann nicht mehr als eine nackte, technische Konstruktion bezeichnet werden.

In den beiden obengenannten Reichen wurzeln die Elemente der Gestaltung des Hauses, bald in größerer Zahl dem einen, bald dem anderen entnommen. Die ganze Kultur und Zivilisation eines Geschlechtes kann in den Formen eines Gebäudes sinnlich wahrnehmbaren Ausdruck finden. In diesem Umfange aufgefaßt, wird der Zweck oder Beziehungsreichtum eines Hauses zum Maßstab seines kulturellen Wertes. Mit anderen Worten ausgedrückt, bedeutet dieser Reichtum ein beständiges, von den großen Einheiten bis ins kleinste Detail herabgehendes Kompromiß, zwischen den realen und idealen, oder praktischen und ästhetisch-ethischen Zweckgebilden, aus denen sich die Form eines Hauses zusammensetzt. Die Zahl der Beziehungen, das größere Maß der Verschränktheit sinnlich wahrnehmbarer Formen mit der umgebenden Welt bedingt den Wert des Hausgebildes.

Bis das Geistige durch Körperformen klaren Ausdruck zu finden vermag, müssen Jahrhunderte einer geschlossenen Entwicklungsreihe durchlaufen werden. Die gesamte Umgebung tritt allmählich in Kontakt mit dem Baugebilde. Nach dem Laufe der Sonne gruppieren sich Räume; Wind und Wetter, Bergrücken, Täler, Bäche, Seen, Wälder, kurzum alles, was die Erdoberfläche bildet oder bedeckt, steht zu ihm in wechselseitiger Beziehung. Die wirtschaftliche und politische Struktur der menschlichen Gesellschaft und ihr geistiger Anschauungskreis treten mit ein in den Reigen der formbildenden Elemente, um die organische Einheit, das Haus zu schaffen.

Volksstamm und Landschaft sind die beiden sekundären Grundlagen, in denen die Gestalt, der Stil eines Hauses wurzelt. Ihnen ist der Reichtum der architektonischen Welt zu danken. Die primären Grundlagen, allem Lebendigen der Erde gemeinsam, können mit dem Worte Schutz, und in künstlerischer Beziehung mit Symmetrie, Rhythmus, Füllung zusammengefaßt werden. Nur diesen Grundlagen wohnt ewige, allgemein gültige Gesetzmäßigkeit inne. Je nach der Art des Gebäudes wird die eine oder die andere Seite der sekundären Grundlagen überwiegen. Beim Bauernhaus vor allem die Landschaft. Das Leben seiner Erbauer ist mit dem Boden, dem Klima, der Gestalt der Erdoberfläche und der Vegetationsverteilung aufs innigste verknüpft. Die

Raumbedürfnisse sind in ihren Einzelheiten bestimmt. Alle kulturellen Äußerungen, alle Maßnahmen der Wirtschaft wurzeln letzten Endes in den natürlichen Eigenschaften der Umgebung. Diese engen Zusammenhänge legen eine naturwissenschaftliche Betrachtungsweise nahe und versprechen von dieser Betrachtungsart aus auch Erfolg.

In den folgenden Blättern soll der Versuch, das hochalpine Bauernhaus vom naturwissenschaftlichen Standpunkt zu betrachten, durchgeführt werden. Das Ganze soll als keine Polemik gegen, sondern als ein Gegenstück zur kunsthistorischen Betrachtungsweise gelten, eine gerade für dieses Gebiet der Hausforschung wichtige Ergänzung.

1. Die Entwicklung der Grundform des Hochalpenhauses

In Gegensatz zu den meisten anderen Bauernhausformen Mitteleuropas, deren Entwicklung zur Type von den Forschern erst in der Zeit von 600 bis 1000 n. Ch. verlegt wird, scheint das alpine Haus schon in vorgeschichtlicher Zeit bis zur Ausprägung seiner Elementarformen vorgeschritten zu sein. Geschichtliche Nachrichten aus dem Altertum, Ausgrabungsfunde aus prähistorischer Zeit und die Ergebnisse der Ortsnamenforschung bestätigen, daß dieses Gebiet schon besiedelt war, als es noch in vorgeschichtlicher Finsternis lag.[1]) Außerdem zwingt die landschaftliche Struktur des Alpenlandes, die der Kolonisation so großes Hindernis in den Weg legt, zur Annahme eines äußerst langsamen Besiedlungsfortschrittes.

Es weisen fast alle Gaue Mitteleuropas Mitteilungen aus dem Altertume und Erdfunde auf und in vielen Gebieten ist auch ein großer Reichtum vorgeschichtlicher Flurnamen erhalten, obwohl sich letzterer selten mit jenem der meisten Alpentäler vergleichen läßt. Wenn somit, besonders für Niederdeutschland die Entwicklung des Bauernhauses in das Prähistorikum zurückreichen mag, sind anderseits sicher in Mittel- und Süddeutschland durch langandauernde Entvölkerungsperioden die primären Entwicklungsreihen in weitestem Maße zerstört worden. In den Alpen konnte aber kein Krieg infolge der Unzugänglichkeit des Gebietes in solchem verheerendem Umfange wirken. Die Eindeutigkeit der Wirtschaft, in welcher die Viehzucht und was mit dieser zusammenhängt, alle anderen Wirtschaftszweige bei weitem überwog und auch heute noch überwiegt, die Gleichartigkeit der Landschaft, die sich über eine so ungeheure Fläche ausbreitet und überall eine ganze Reihe gleicher Baubedingungen mit sich bringt, förderten die Gestaltung der typischen Hausform. Ja, der Spielraum zwischen der Verwendungsmöglichkeit der gegebenen Baumaterialien war in den Alpen ein so engumgrenzter, daß es in den meisten Hochtälern unmöglich gewesen wäre, ein Haus z. B. in niedersächsischen oder fränkischen Formen zu errichten, während umgekehrt wohl in keinem Gebiete Süd- oder Mitteldeutschlands die Herstellung eines Hochalpenhauses auf Schwierigkeiten stoßen konnte. Noch in der Gegenwart mit ihren entwickelten Verkehrsmitteln würde die Erbauung eines fränkischen Hofes in einem Alpenhochtale mit größeren Kosten verbunden sein, als sie ein alpines Haus gleicher Güte und gleichen Raumausmaßes erfordern würde.

Eine große Zahl von Funden aus vorrömischer und römischer Zeit bestätigen eine verhältnismäßig dichte Besiedlung, die wenigstens in den Hochtälern vorhanden war.[2])

---

[1]) Wopfner, Die Besiedlung unserer Hochtäler. Z. A. V. 1920, S. 39. „In der sogenannten Bronzezeit und der beginnenden Eisenzeit, also wohl schon im 2. Jahrtausend v. Chr. und in der ersten Hälfte des 1. Jahrtausends, weist die Gegend um Innsbruck bereits eine verhältnismäßig dichte Besiedlung auf; jetzt drangen Siedler auch von Norden her ins Wiptal ein."

[2]) H. Wopfner, a. a. O., Z. D. u. Ö. A.-V. 1920, S. 36 ff.

Der Brenner als Verkehrs- und Handelsweg war schon bekannt und Strabon berichtet[1]) von wohlbebauten, hügeligen Tälern und Gegenden, die im ganzen Alpengebiete verstreut lagen. Er erzählt auch von den zahlreichen Rinderherden der Rhäter. Käse bildete einen Hauptausfuhrartikel aus Rhätien.[2])

Reich ist auch die Zahl vordeutscher Namen von Siedlungen, Almen und Bergmähdern usw. Wopfner schreibt z. B.:[3]) „Weil die älteste Almwirtschaft zuerst auf die von der Natur ohne menschliches Zutun bereitgestellten waldfreien Flächen griff, tragen die oberhalb der Waldgrenze gelegenen Matten fast durchwegs vordeutsche Namen. So liegen in Gschnitz ober der Waldgrenze die Almen Falmeritz, Truna, Martheier, Sandes, Schleims, Traul, in Vals die Almen Fanaul, Alpein, Tscheich, ober dem Brenner die Almen Flatsch und Zirag und eine Almweide im Rovinalkar, in Pflersch die Almen Ballming, Laturns, Toffring (Tuferin 1632), Allriß (?), Ludofens (Lidafens 1638), in Pfitsch die Almen Lavitz (Lovitz, Lafis) und Burgum. Die gleiche Beobachtung kann man auch außerhalb unseres Gebietes bei den Almnamen machen; so liegen z. B. die Almen Largóz, Tulfein, Salfein (im Inntal südöstlich und südwestlich von Innsbruck), die Alm Triplón im Zillertal, die Almen Pfeis Melaún (heute Hochalm), Ladíz, Laliders im Karwendel an und ober der Waldgrenze ..."

„Groß ist auch die Zahl der Bergmähder mit vordeutschen Namen; auch hier handelt es sich höchstwahrscheinlich um von der Natur aus waldfreie oder waldarme Gebiete an der Waldgrenze, dort wo die geschlossenen Massen des Waldes sich zu lösen beginnen. Von solchen Bergmähdern wären zu nennen in Vals: Gampes, Lanznár (heute die Lanze), Martriail (Mayrdraye 16. Jahrh.), Peerfáll, Rotaúl, Singayr (heute die Singeire); in Schmirn Mädätsch; in Gschnitz die Padastermähder. — Beachtenswert ist noch besonders die Verteilung von vordeutschen und deutschen Namen in den tiefer gelegenen Teilen der Nebentäler. In sehr vielen Tälern trägt der Talschluß einen vordeutschen Namen selbst dann, wenn der mittlere und — zuweilen — sogar der vordere Talteil nur deutsche Ortsnamen aufweist oder diese hier ganz überwiegen. So wird der innerste Teil von Schmirn Ladins, jener von Obernberg Padrins, jener von Pfitsch Lavitz genannt. Auch außerhalb unseres Gebietes" — Wopfner spricht in der Hauptsache nur von der Brennergegend — „fehlt es nicht an ähnlichen Fällen. Im mittleren Ötz-, Pitz- und Kaunertal fehlen vordeutsche Ortsnamen oder treten doch stark zurück, während sie im Talinnersten in größerer Zahl auftreten. Z. B. im Ötztal außer Vent, Rofen und Gurgl, die Almnamen Timmels, Verwall, Firmison u. a., im obersten Pitztal die Namen Planggeros, Gufl, Madatsch, im Kaunertal Gepatsch im Talhintergrund ..."

Diese angeführten Zeugnisse, die sich noch durch eine beliebige Zahl vermehren ließen,[4]) beweisen eine vordeutsche Besiedlung des Alpenlandes, welche, aus dem Alpenvorlande eindringend, zumindest in den bedeutenderen Haupttälern der Hochalpen schon vor der Eroberung Rhätiens durch die Römer stattgefunden hat.

Jene Siedlungsstätten müssen aber dauernde gewesen sein. Dafür spricht einmal der verhältnismäßige Reichtum alter Namensbezeichnungen. In Landstrichen, in denen sich nur vorübergehend Volksstämme aufgehalten hätten, würden die Namen nicht so häufig und andauernd Wurzel gefaßt haben.[5]) Auch lagen in der Natur des damaligen Alpenlandes der Einwanderung die größten Hindernisse im Wege.

[1]) Siehe H. Wopfner, a. a. O., S 40/41.

[2]) Ramsauer, Z. A. V. 1901, S. 46 ff., Alpenkunde im Altertum, enthält eine ausführliche Darstellung jener Zusammenhänge.

[3]) H. Wopfner, a. a. O., S. 50 ff.

[4]) U. a. Ficker, Die Bevölkerung der österreichischen Alpenländer, S. 224 ff., im Jahrbuch des Österr. Alpenvereins, 3. Bd., Wien 1867.

[5]) Z. B. Hallstatt, eine sichere prähistorische Bergbausiedlung in den Kalkalpen, ist äußerst arm an prähistorischen Flurnamen.

Die Unwirtlichkeit der Landschaft und die Verkehrshindernisse machten es noch im Mittelalter zu einem großen Wagnis, in ein unbekanntes Alpenhochtal einzudringen. Alle Volksstämme, die durch irgendwelche Schicksale gegen die Alpen getrieben wurden, suchten dieselben, wenn sie sie nicht mehr umgehen konnten, so rasch als möglich zu durchqueren, um sich dann, nach den erlittenen Entbehrungen mit großer Gier in die italienische Tiefebene zu stürzen. Wie langsam auch die Bayern ab 500 n. Chr. in die Alpen eingedrungen sind, beweist wieder die Tatsache, daß so viele vordeutsche Geländebezeichnungen erhalten sind, was nur darauf zurückzuführen ist, daß die Vorläufer den Eindringlingen gegenüber mächtig genug waren, um nicht ausgerottet werden zu können und nur allmählich eine Sättigung des Gebietes mit bayerischen Volksangehörigen vor sich gehen konnte. Den Bayern fehlte eben nicht nur die kulturelle Überlegenheit, sondern auch die wirtschaftliche Basis, um einen kräftigen Heerbann im Inneren der Alpen zu unterhalten[1]).

Wie jedes Gebirge ohne steppenartige Hochflächen waren auch die Alpen nur durch allmähliche, stetige Kolonisation zu gewinnen. Nur seßhaft gewordene Volksstämme mit einiger Erfahrung in Ackerbau und Viehzucht hatten Aussicht auf Erfolg bei der Eroberung dieser Berg- und Waldwildnis.

Welcher Umfang an Erfahrung nötig war, um von der ersten Entdeckung eines Tales bis zur endgültigen Anlage der Dauersiedlung zu gelangen, kann man aus der Vielfältigkeit und Zahl der Elemente ermessen, die in den Alpen einer Siedlung Hindernisse bereiten. Oft ist diese Erfahrung noch heute nicht abgeschlossen, denn immer wieder ist ein Bauer gezwungen, sein Gehöft wegen Lawinen, Erdrutschungen oder Muren zu verlegen oder ein Feld wegen der allzugroßen Bestellungsmühen verwalden zu lassen. Jahrhunderte sind meist verflossen, bis sich aus einer Reihe von Feuerstätten und Notunterkünften, die über ein verhältnismäßig großes Gebiet verstreut waren, der günstigste Platz für eine ständige Siedlung entwickelte. Auch das einfachste Wegnetz zwischen Almen und ständigen Wohnplätzen wird dabei vielfache Korrekturen erfahren haben, die wieder auf die Siedlungen rückbestimmend waren.

Diese Zeit des Suchens und des endlichen Seßhaftwerdens war auch die eigentliche Entwicklungszeit des Hauses. Denn in dieser Zeit mußte sich der Siedler die Kenntnis von den Wirtschaftsmöglichkeiten, welche die Landschaft bietet, erwerben. Er mußte die Lebensformen festlegen, unter denen er dauernd in dem bestimmten Landstriche bleiben konnte. So richtete er sich durch die verschiedenartige Benutzbarkeit des Bodens und die Besonderheit des Klimas belehrt, seine Bewirtschaftungsmethoden ein, die die gegebenen mehr oder weniger zahlreichen Elemente zu einer Einheit zusammenschlossen. Einige der wichtigsten dieser Elemente waren und sind noch heute: zahlreiche Kältemonate, rasch wechselnde Bodengüte, große Schneemassen im Winter, verschiedengradige Sonnenbestrahlung auf Talboden und Hängen. Wie weit dieser Zusammenschluß von Wirtschaft und Landschaft gediehen ist, beweist ein Blick in die gegenwärtige alpenländische Bauernkultur. Z. B. stellen alle Handlungen, welche die Gewinnung der Streu und des Bergheues bezwecken, einen ganzen Komplex von Maßnahmen dar, der über das ganze Jahr verteilt ist und welchen der Bauer des flachen Landes gar nicht kennt. Aber auch die sittliche Welt, die in der Religion ihren vornehmsten Ausdruck findet, ist aufs engste an die Landschaft geknüpft und bildet in ihr, man kann fast sagen auf Schritt und Tritt, in Denkzeichen und Andachtsstellen sichtbaren Ausdruck. —

Daß in den Alpen der vierseitige und rechtwinkelige Blockbau wahrscheinlich von allem Anfange an als festes Haus zur Herstellung kam, dafür sprechen verschiedene Anzeichen. Die Pfahlbauten, von denen bis jetzt über 300 Dörfer bekannt geworden

[1]) Vgl. Dr. Otto Stolz, Tirols Stellung in der deutschen Geschichte, A.-V.-Z. 1913.

sind[1]) und die das engere Alpengebiet rings umsäumten, boten zahlreiche bautechnische Beispiele. Da sie nach Montelius[2]) bis ungefähr 4000 v. Chr. zurückreichen, war ein genügender Zeitraum vorhanden, um als konstruktives Vorbild bis tief ins Innere der Alpen zu wirken. Nach den Rekonstruktionen[3]) war bei den Pfahldörfern neben Ständerwänden mit Flechtwerk auch der Blockbau bekannt. Letzterer zumindest schon gegen Ende der Bronzezeit, also bei Beginn der Besiedlung der eigentlichen Hochtäler.[4])

Ein im Wiener naturhistorischen Nationalmuseum aufgestelltes Bruchstück einer Blockhütte vom Hallstätter Salzberg[5]), welches Bancalari noch der vorrömischen Zeit zuerkennt, stellt ein einwandfreies Beispiel angewandter Blockbauweise jener Zeiträume aus einem Alpentale dar. Die oft erörterte Frage, welche von den beiden Bauweisen, Block oder Ständerbau, die primäre in den Alpen gewesen wäre, ist für die vorliegende Untersuchung unwichtig. Es dürfte wohl die Ansicht Stephanis[6]), daß der Ständerbau die ursprünglichere ist, die richtige sein, denn die Geschichte lehrt, daß sich aller menschlicher Fortschritt immer von einer Reihe mehr oder weniger zusammenhängender konkreter Gedanken zu einer abstrakten Synthese entwickelt. Zweifellos ist der Gedanke der Blockbaukonstruktion bedeutend abstrakter als jener der Ständerwerkskonstruktion. Doch mag dies sein wie es will. Die Einfachheit der Herstellungsweise eines Blockbaues gegenüber einem Fachwerkhause war so in die Augen springend, daß wohl überall, wo reichliches geradstämmiges Holz (Nadelholz) vorhanden war, die erstere Bauweise die vorherrschende wurde. Überdies war eine Eroberung der Hochalpentäler als ständiges Siedlungsgebiet bei den meist gewaltigen winterlichen Schneemassen und dem mangelhaften bautechnischen Können jener Zeit nur durch die tragfähigere Blockwand möglich; außerdem konnten an ihr auch leichtere Vorkehrungen zum Kälteschutz getroffen werden. Mit dem Blockbau war auch der rechtwinkelige, meist rechteckige oder quadratische Grundriß des Hauses festgelegt. Bei Siedlungen, welche in der Nähe der damals noch zahlreich vorhandenen Talbodensümpfe lagen, wird wohl das hohe Zeltdach in der Form eines ganzen Walmdaches längere Zeit geherrscht haben[7]). Aber überall, wo diese Sümpfe mit ihren mit Binsen und Schilf bewachsenen Ufern fehlten, ist schon damals jenes flachgeneigte Dach, das auch heute noch in allen Hochtälern der Alpen herrscht, aufgetreten, denn als Deckungsmaterial waren nur Rindenstücke oder gespaltene Bretter möglich, wie in später zu erörternden Gründen dargetan wird.

[1]) Hoernes, Natur und Urgeschichte des Menschen, 1909, II. Teil, S. 98 ff.

[2]) Hoernes, a. a. O., II. Teil, S. 103.

[3]) a) Rekonstruktionsmodell im Schweizer Landesmuseum.
b) Rekonstruktion des Vereines „Deutsche Heimat" im Attersee.
c) Rekonstruktion von Mortillet in Hoernes a. a. O., S. 396.

[4]) Kasiski, Die Pfahlbauten im Persanzig-See, S 86 ff. (Das Beispiel stammt zwar aus Niederdeutschland, beweist daher die allgemeine Verbreitung des Blockhauses Bei den dortigen Pfahlbauten wurden Hölzer, die nur der Äste, aber nicht der Rinde entkleidet waren, gefunden, die mit ungefähr 45 *cm* Übergriff kreuzweise übereinandergelegt waren und auf der oberen Seite runde Ausschnitte trugen, in welchen die nächst höhere Balkenlage ruhte. Die breiten Zwischenräume der Balken waren wahrscheinlich mit Moos verstopft.

[5]) Stephani, Der älteste deutsche Wohnbau, I. Teil, S. 85, erste Fußnote.

[6]) Stephani, a. a. O, S. 86.

[7]) Da bekanntlich verkehrsarme, unzugängliche Gebiete alte Bauformen viel länger bewahren, findet man im allgemeinen auf den weniger begangenen Bergflanken der Täler und auf den Höhen ursprünglichere Hausformen als in den Talsohlen. Ein schönes diesbezügliches Beispiel bietet einstweilen noch das Wechselgebirge zwischen Niederösterreich und Steiermark. Auf allen Schwaigen trifft man noch Bauten mit dem im Verhältnis zu den Umfassungswänden sehr hohen, altertümlichen Ganzwalmdache, welches in den umliegenden Talgebieten schon zu einer Seltenheit wird und nirgends mehr in jener dominierenden Form wie oben am Berge zur Gestaltung gelangt. (Vorauer Kuhschwaig, Marienseer Schwaig, Feistritzer Schwaig usw.)

Mit 500 n. Chr. beginnt die Eroberung der Alpenländer durch die Bayern, die um diese Zeit aus dem heutigen Böhmen in die Ebene zwischen den Alpen und der Donau eingezogen waren[1]). In verhältnismäßig kurzer Zeit hatten sie die gleiche kulturelle Höhe erklommen, welche die von ihnen unterworfenen, rhätischen Völkerschaften besaßen, wenn auch die vollständige Germanisierung der Rhäter noch Jahrhunderte andauerte[2]).

Wanderungen von Kolonisten im Mittelalter haben dann das Bild des eng mit der Alpenlandschaft verwurzelten und auf sie beschränkten Hauses vielfach verwischt. Teils wie im bayrischen Flachland ist die alpine Hausform weit über ihr Mutterland hinausgeschritten[3]), teils wie z. B. in den südöstlichen Alpenrändern sind Hausformen des Mittelgebirges und der Steppe eingedrungen. So wurden zahlreiche Misch- und Übergangsformen geschaffen, über die noch einiges am Ende dieser Abhandlung gesagt werden soll.

2. Die Gestalt des Hochtales

Die Geländeform, welche in den Alpen in ganz hervorragender Weise von der Besiedlung bevorzugt wird, ist das Hochtal. Ausgedehntere Siedlungsgebiete auf Hochebenen sind selten (Lafraun) (Vielgereut). Diese treten nur in den Randzonen der Alpen auf. Von der Talsohle bis zur Bergkammhöhe besiedelte Gebiete umsäumen die Alpen in einem mehr oder weniger breiten Gürtel, der besonders im Osten ziemliche Tiefe besitzt (Oststeiermark, buckelige Welt; mit einem Worte, die umschließenden Mittelgebirgslandschaften).

Das Innere des Alpenlandes kann als eine einheitliche, große Überhöhung gedacht werden, in welche die Erosion des Wassers und die mannigfaltigsten anderen geologischen Einflüsse, tiefe, langgestreckte Furchen gegraben haben, die im allgemeinen von Osten nach Westen oder von Norden nach Süden verlaufen.

Diese Furchen, die Hochtäler, haben sich zu einer ziemlich gleichförmigen Gestalt entwickelt. Die Talsohle liegt in der Mehrzahl der Täler in einer Seehöhe von mehr als 1000 *m*. Die Kammlinien der beiderseits laufenden Bergrücken erheben sich meist über 2000, ja in den Talgründen fast immer über 3000 *m*. Die Haupttäler haben, hauptsächlich durch die Einflüsse der Eiszeit, den V-förmigen Querschnitt verloren, die meisten sind mit großen Schuttmassen angefüllt[4]) und letztere bilden gewöhnlich eine ebene, von einigen hundert Metern bis zu mehreren Kilometern breite Talsohle (Inntal, Pustertal, Etschtal usw.). Die Nebentäler zweigen je nach der geologischen Entwicklungsstufe, in der sie sich befinden, entweder in gleicher Höhe vom Haupttal ab, in diesem Falle liegen beide Talsohlen am Treffpunkt im gleichen Niveau und das Nebental beginnt auch gewöhnlich mit einer ebenen Sohle. Oft schneidet jedoch das Nebental höher am Haupttalhang aus, und mündet dann vielfach mit einer tief ins Hauptgehänge eingeschnittenen Klamm. Da der Fluß talaufwärts immer geologisch ältere Talsohlen erklimmt, so wechseln in jedem Hochtale ebene Talböden mit schluchtartigen Einschnitten, durch welche das Wasser steiler abstürzt.

Die Hänge steigen stufenförmig an, von Terrassen unterbrochen, zwischen denen sie bis zur Waldgrenze meist ziemlich gleichmäßige Neigung besitzen. Ober dieser Grenze,

---

[1]) Dr. Otto Stolz, Tirols Stellung in der deutschen Geschichte, A.-V.-Z. 1913, S. 64.

[2]) O. Stolz, a. a. O., S. 65. „Immerhin werden noch im 8. und 9. Jahrhundert in heute völlig deutschen Gegenden des oberen Eisacktales urkundlich breonische Adelige und Bauern genannt."

[3]) J. Bendel, Zur Volkskunde der Deutschen im Böhmerwald, S. 56 ff. Handelt über die Walser, die aus Bayern hier eingewandert sind und das Alpenhaus mitgebracht haben.

[4]) R. v. Klebelsberg, Der Brenner geologisch betrachtet, A.-V.-Z. 1920, S. 20.

wo die Verwitterung infolge der Nähe der Schneegrenze am intensivsten wirkt und aus dem Bergmassiv flache Tröge herausarbeitet, springen sie mit bedeutend geringerer Neigung bis zu den felsigen oder vergletscherten Steilhängen des eigentlichen Hochgebirges zurück. Der Talhintergrund, in dem die alte Talsohle von der Erosion noch nicht übertieft wurde, und der bei den meisten Hochtälern schon über der Waldgrenze liegt, begünstigt die Almwirtschaft.[1]) Wenn diese Talsohle auch früher oft auf weite Strecken bewaldet war, drängte der Siedler im Laufe der Zeiten den Wald auf Kosten der Weide bis an den Rand des unterhalb liegenden, steileren Talhanges zurück.

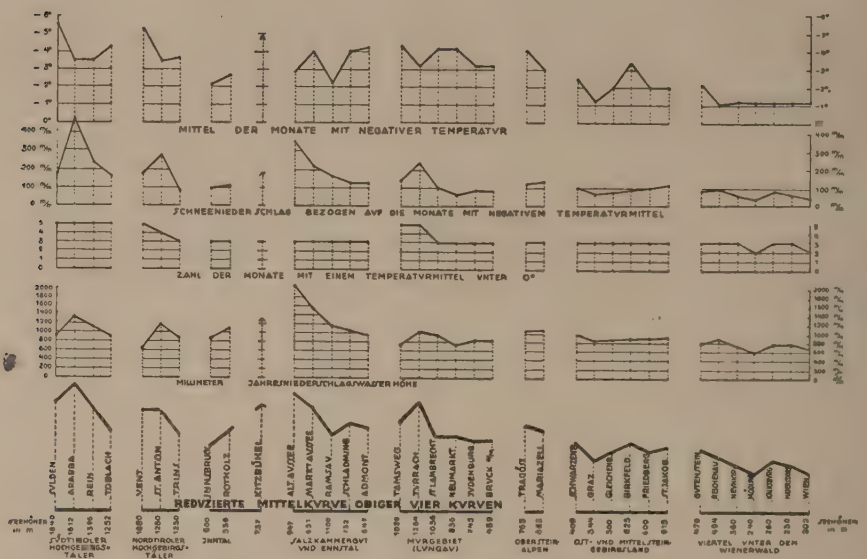
Über die Formenausbildung der Alpentäler schreibt Toula: „In Fig. 83 erkennt man die Talabstufungen, mit Gefällsänderungen (und Beckenbildungen) wie es in Alpentälern ähnlich so zu beobachten ist. Mit diesen Talstufen stehen die Terrassen in naher Beziehung; sie bezeichnen alte Talböden, die verschiedenen Phasen des Talbildungsprozesses. Die wasserärmeren Nebentäler bleiben in der Erosionsarbeit den wasserreichen Haupttälern gegenüber häufig weit zurück; diese erscheinen, wie sich A. Penck ausdrückt, „übertieft" (Übertiefung der Haupttäler), diese Übertiefung soll nach demselben (1901) auf die Talstrecken beschränkt sein, in welchen alte Gletscher lagen, sie sei also als das „Werk energischer Glazialerosion" zu bezeichnen.

Dieselbe Erscheinung der „Übertiefung" hat übrigens W. Kilian (1902) für das Durancetal auf Wassererosionswirkung zurückgeführt, das Zurückbleiben der Seitentäler aber auf die in größerer Höhenlage länger bestehen bleibende, die Erosion hemmende Eisbedeckung (Konservierung der Hochtalböden). Die Ausmündung der Nebentäler in das Haupttal erfolgt daher oft sehr hoch über dessen Talsohle. (Häufiges Auftreten von Wasserfällen)[2]). Diese Ineinanderschachtelung verschiedenzeitlicher Täler mit den daraus resultierenden Steilstufen, ebenen Böden und den ihre Hänge begleitenden Leisten und Terrassen kehrt fast in allen Hochtälern in den Grundzügen wieder. Bedeckt mit den feinzermahlenen, fruchtbaren Ablagerungen der zurückgegangenen Gletscher, bieten besonders diese Terrassen und Hänge dem Ackerbau und der Weidewirtschaft die nötigen Bodenwerte[3]). Wie die räumliche Form der Hochtäler folgt auch die Vegetationsverteilung in denselben einer gewissen Gesetzmäßigkeit. Die Steilhänge zwischen den Terrassen und die Schluchten sind mit Wald bedeckt. Auf den alten Talsohlen über der Waldgrenze liegen die Almen. Die jüngste Talsohle, günstig gelegene Terrassen und ein mehr oder weniger breiter Streifen auf den der Sonne ausgesetzten Hangstellen sind den Feldern und ständig bewohnten Ansiedlungen vorbehalten. Durch die besonders in den Urgebirgs- und Schieferzonen zahlreichen, über die Seitenhänge herabstürzenden Bäche der Nebentälchen und die gegen den Talschluß immer häufiger werdenden Lawinengassen ist der Wald in kleine Partien zerteilt und der Talboden fast fortgesetzt von mehr oder weniger großen Schuttkegeln bedeckt. Diese zwingen Fluß und Talstraße zu einem unausgesetzt schlängelnden Weg. Aber sie bewirken auch die überaus rasch wechselnde Bodengüte, die abhängig ist von dem Materiale, aus dem Talboden und Schuttkegel bestehen, von dem Maße der Zertrümmerung des Materials, von den Bewässerungsverhältnissen und der örtlichen Lage (s. S. 32) mit dem gerade dort herrschenden Klima.

Die vorherrschend, besonders in den Zentralalpen, geradlinige Erstreckung der

[1]) R. v. Klebelsberg, a. a. O., S. 13. „Wo im Talhintergrunde die Terrassen beider Seiten aneinanderschließen, da beschreibt das Längsprofil des Tales eine Stufe, — bis dahin ist die jüngere Talvertiefung vorgeschritten. Entsprechend streicht auch die Sohle der Seitentäler, die jener des alten Haupttales angepaßt war, hoch über dessen neuer, vertiefter Sohle aus, erst in engen Mündungsschluchten hat die Unterschneidung auch schon in die Seitentäler eingegriffen."

[2]) Toula, Lehrbuch der Geologie, Wien 1918, S. 93 ff.

[3]) W. Hammer, Der Einfluß der Eiszeit auf die Besiedlung der Alpentäler. A.-V.-Z. 1914, S. 61 ff.

Klimacharakteristika der Hochalpentäler

Täler bewirkt die strenge Orientierung der Siedlungen nach der Sonne. Von Ost nach West streichende Täler besitzen am sonnseitigen Nordabhang fast alle Siedlungen und längs des Bachlaufes unten im Tale nur solche, denen während einer genügenden Anzahl von Monaten direktes Sonnenlicht gewährleistet ist. Z. B. besitzt das Defreggertal in Osttirol, ein ausgesprochenes Ost-West-Tal, nur einen einzigen Hof, der nicht auf einem Schuttkegel, im Süden des Talbaches, sondern am Hange selbst liegt und doch ist dieses Tal auf eine Länge von ungefähr 30 Kilometer von Dauersiedlungen besetzt. Der Einfluß, den das Sonnenlicht auf die Kolonisatoren der Alpen ausübte, zeigt sich schon in der Siedlungsgeschichte der Hochtäler. Das Vorkommen alter Flurbezeichnungen ist auf den sonnseitigen Hängen bedeutend häufiger als am Schattenhang und auf der Talsohle. Letztere war ja oft bis ins späte Mittelalter, manchmal sogar bis in die Neuzeit nicht durchwegs begehbar. Sümpfe und Urwälder versperrten den Weg. Auch führten fast überall die früheren Zufahrtsstraßen hoch oben am Hange.[1]) Daß trotzdem die Orientierung der Räume und des ganzen Bauernhauses nicht mit solcher Ausschließlichkeit wie im Vorlande und der Ebene nach der Sonne erfolgte, findet seinen Grund in anderen, noch später zu erörternden Ursachen.

Klimatisch wird das Gebiet der Hochtäler auch zu einer Einheit zusammengefaßt. Es ist bedeutend niederschlagsreicher, die Masse des jährlich fallenden Schnees ist fast immer größer als in Mittelgebirge und Tiefland und die Zahl der Kältemonate höher. Auf Tafel I wurden aus den Hannschen Tabellen[2]) errechnete Zahlen zu einem Graphikon vereinigt, welches die klimatischen Veränderungen bei einem Vorschreiten vom östlichen Mittelgebirge bei Wien bis ins Innere der Ostalpen (Arl-

[1]) H. Wopfner, a. a. O., S. 45 ff.
[2]) Hann und andere in der Klimatographie von Österreich

berg, Ötztal, Sulden) darstellt. Fig. 1 gibt ein annäherndes Bild der Winterkälte durch Angabe der Mitteltemperatur der Kältemonate, in Fig. 2 wurde der Schneeniederschlag für die Monate mit negativer Temperatur in *mm* Niederschlagswasserhöhe dargestellt und dadurch ein einigermaßen richtiges Bild des länger liegenbleibenden Schnees erzielt. Fig. 3 führt noch die Zahl der Monate mit einem Temperaturmittel von unter 0 Grad an. Diese drei letztgenannten Figuren sollen also in ihrer Gesamtheit den alpinen Winter charakterisieren. Obwohl die Zahl der angeführten Beobachtungsorte selbstverständlich viel zu gering ist, um ein Verbinden der einzelnen Größen zu einem geschlossenen Linienzug vom Standpunkt des Meteorologen zu gestatten, obwohl das Ziehen einer Mittelkurve bei so wenig Beobachtungspunkten mathematisch fast wertlos ist, wurde dies hier doch durchgeführt. Erstens sind nach den Hannschen Tabellen nicht mehr Beobachtungsstationen mit genügend reichhaltigen Aufzeichnungen vorhanden und dann dürfte für den vorliegenden Zweck dieses überschlägige Verfahren genügen. Denn schon aus dieser geringen Zahl inneralpiner und randalpiner Beobachtungen ergibt sich zweifellos ein strengerer und schneereicherer Winter im Inneren der Alpen und, wie Fig. 4 zeigt, auch eine bedeutend größere Niederschlagsmenge im Laufe eines ganzen Jahres.

In den südöstlichen Alpengebieten, besonders aber im Lungau, wie die Daten auf Tafel I zeigen, treten in Bezug auf die Niederschlagsmengen große Abweichungen von dem übrigen Alpenland auf. Trotzdem der Lungau zum Großteil aus Tälern besteht, die infolge ihrer Seehöhe, Gliederung, Vegetationsverteilung, Siedlungsweise und Jahrestemperatur als echte Hochtäler zu bezeichnen sind, herrscht dort nicht die alpine, durch das Dach charakterisierte Hausform. Hauptsächlich dürften hier historische Ursachen mitspielen. Doch es ist bemerkenswert, daß im niederschlagreichen Gebiete der Randseen am Nordabhange der Alpen das Alpenhaus weit in die Ebene hinausgedrungen ist[1]). Daß aber gerade zwischen Alpenhaus und Niederschlag besonders enge Zusammenhänge bestehen, soll später gezeigt werden.

Eine weitere klimatische Eigenart des Hochalpentales ist die Temperaturumkehr im Winter[2]). Vielfach ist sie auf das Siedlungswesen und dadurch mittelbar auch auf den Hausbau von nicht zu unterschätzendem Einfluß, wie später noch dargetan werden soll[3]). Diese Umkehr ist für die Bewohnung der Talsohle hinderlich. Gewöhnlich staut sich auf den ebenen Böden oberhalb der Schuttkegel im Winter die kalte Luft und bildet ausgedehnte Kälteseen. So bleibt eine Bodenfläche, obwohl der ehemalige, wirkliche Stausee schon längst ausgefüllt ist und von seinem einstigen Dasein meist nur mehr sumpfige Wiesenteile Zeugnis ablegen und die Fläche als Ebene zur Besiedlung gut geeignet wäre, doch von letzterer ausgeschlossen. Fast in jedem Hochtale sind solche Ebenen anzutreffen, über deren Boden im Winter die dichten beißenden Eisnebel, in manchen Alpengegenden „Reim" genannt, ständig hinwegstreichen.

Keinen direkten Einfluß auf das Siedlungs- und Bauwesen haben die regelmäßig abwechselnden Berg- und Talwinde (Tag- und Nachtwinde), die ebenfalls in jedem Hochtale anzutreffen sind. Das Gebiet der Hochalpentäler erstreckt sich über einen Flächenraum von vielen tausend Quadratkilometern. Hier reiht sich Tal an Tal und in der Mehrzahl dieser Täler kehrt in großen Zügen die gleiche Gliederung der Terrainformen, dieselbe Verteilung der Vegetationsgebiete wieder. Auch das Klima besitzt überall dieselben eigentümlichen Merkmale. Solch eine gewaltige Erdfläche von einer einzigen Landschaft bedeckt, stellt dem Menschen als Siedler bestimmte Aufgaben, deren Lösung typischen Formen zustreben muß. Besonders

[1]) Vgl. die historische Notiz Fußnote 3, S. 14.
[2]) R. Reishauer, Die Alpen. Teubner N. u. G. W., S. 93.
[3]) Löwl, in den Forschungen zur deutschen Landeskunde.

ist dies vom Bauer anzunehmen. Seine Tätigkeit, ja sein Dasein ist im weitestgehenden Maße von der Beschaffenheit des Bodens, vom Klima und im Alpenland auch von der Form der Erdoberfläche abhängig.

Eine der wichtigsten Aufgaben, die dem Siedler gegeben werden, ist der Raum, den er schaffen muß, zum Schutze seiner Person und seines Eigentums: das Bauernhaus mit seinen Nebengebäuden.

3. Die Raumbedürfnisse des Besiedlers der Hochalpen

Jedem Ding, das eine stetige Entwicklung in enger Verbindung mit der Welt der Lebewesen durchmacht, wird der Stempel des organisch Gewordenen aufgedrückt. Durchläuft diese Entwicklung, wie einige wenige Einrichtungen der Menschheit schon viele Jahrtausende, so sind die Verknüpfungen dieser Einrichtung mit dem Lebendigen schon so zahlreich und verschränkt geworden, daß eine Loslösung des Gebildes aus diesen Banden, ein Herausschälen der nackten toten Materie der Sache unbedingt Gewalt antun muß. Dies gilt besonders für's Haus, für die menschliche Wohnung. Seine Vieldeutigkeit, nicht allein in technischer und wirtschaftlicher Hinsicht, sondern auch in Beziehung zur gesamten geistigen Kultur, hat es zu einem Wertfaktor allererstes Ranges im menschlichen Dasein gemacht. Wenn nun, wie beim bäuerlichen Anwesen, die Wirtschaft als verbindendes Mittelglied zwischen Landschaft und Haus auftritt, so wird gerade das letztere, der Ort, wo die Naturmächte mit dem Geistigen in einen Konflikt geraten, dessen Lösung in sichtbaren Formen eben den zweifachen Wert des Hauses ausmacht: Einesteils den materiellen, wirtschaftlichen, anderenteils den ethischen. Auf den einfachen und bescheidenen Grundlagen bäuerlicher Kultur und Zivilisation wird ein klares Bild der Zusammenhänge zwischen Erde und Mensch geboten, welches in der Gestalt der Flur und des Hauses einen durch die Bauernkunst oft veredelten Ausdruck gewinnt.

Es ist also kaum zuviel gesagt, wenn man das Bauernhaus mit einem organischen Wesen vergleicht. Die folgenden Zeilen haben sich nur mit der einen Seite dieses Wesens zu befassen; sie sollen die Wurzeln des Hauses im Naturreiche bloßlegen.

Bevor auf nähere Zusammenhänge eingegangen wird, sei auf ein beim ländlichen Bauwesen besonders auffallendes Merkmal hingewiesen, welches auf eine Jahrtausende lange, im stetigen Kontakt mit der gesamten Umwelt befindliche Entwicklung hinweist. Als der Mensch noch vorwiegend ein Instinktwesen war, richtete er seine Tätigkeit neben der Herstellung einfachster Werkzeuge und Kampfgeräte auch auf die Errichtung notdürftigster Unterkünfte. Damals, nur von der Notwendigkeit zum Fortschritte gezwungen, waren seine Geräte und Einrichtungen mit derselben Ausschließlichkeit wie die verschiedenen Einrichtungen in der Natur, nur auf den Zweck, dem sie dienen sollten, gerichtet. Die verblüffende Einfachheit der Mittel, die trotzdem den jeweils angestrebten Zweck ganz erfüllte, ließ auch in der menschlichen Wirtschaft die gleiche Sparsamkeit wie im Haushalte der Natur walten, für welchen das Gesetz, daß ein Minimum aufgewendeter Mittel, ein Maximum erreichten Nutzens ergibt, gilt. Diese natürliche Sparsamkeit verblieb bis in die jüngste Zeit in allen bäuerlichen Einrichtungen[1]).

Das Bauernhaus ist also in mehr als einer Hinsicht einem Lebewesen vergleichbar. Es stellt ein Bindeglied dar, welches den Menschen mit der Landschaft aufs innigste verbindet. Seine Bedürfnisse nehmen mit den Baustoffen, die sie darbietet,

[1]) Jedem Alpenwanderer wird diese Einfachheit, Zweckmäßigkeit und Sparsamkeit an den verschiedenen Zäunen, Zaungattern, Brücken, Wasserleitungen, techn. Konstruktionen für den Wirtschaftsbetrieb und diversen Vorkehrungen am Hause zum Schutze gegen Wetter, Feuer usw. aufgefallen sein.

räumliche Gestalt an. Je nach der Zahl der Verschiedenheit der Bedürfnisse ist eine größere oder kleinere Menge von Räumen nötig. Im Laufe einer längeren Entwicklungsperiode ziehen sich diese Einzelräume allmählich zusammen und bilden so eine Raummasse, das mehrräumige Haus. Bleiben während vieler Jahre, meist mehrere Jahrhunderte, die Bedürfnisse in den Hauptsachen unverändert, so ordnet sich langsam die Raummasse in ihrem Inneren und nimmt nach außen hin eine feste Form an[1]).

Der unbedingt notwendige Bedarf des Bauers an Räumen umfaßt:

1. Einen Wohnraum der Menschen. Er soll Schutz vor schlechtem Wetter bieten, muß Speise-, Kochraum und Schlafplatz sein. Er besitzt daher eine Herdstelle. Diese dient zur Bereitung der Nahrung (auch des Viehfutters), zum Trocknen der Kleider, zur Erwärmung der Schlafenden, der Durchnäßten und Kälteleidenden. Sie dient auch zur Beleuchtung und zur Bereitung von Dauerkost, z. B. Selchfleisch und Käse. Die Herdstelle ist also die Seele dieses Raumes, welcher als die Urzelle des bäuerlichen Wohnhauses, wie des Wohnhauses überhaupt zu bezeichnen ist. Alle späteren Raumgruppierungen innerhalb des alpenländischen Wohnhauses sind durch Teilung aus ihm entstanden[2]). Um die Wichtigkeit des Wohnraumes zu verdeutlichen, soll eine Schilderung des Alpinisten Rickmer-Rickmers eines Hausinneren aus der Landschaft Suanetien im Kaukasus folgen. Sie wurde gewählt, weil jene Bauten auch zur Gruppe der hochalpinen gehören und äußerlich in der Massenform von mitteleuropäischen Bauten nicht zu unterscheiden sind. W. R.-R. schreibt[3]): „Das Innere der Heimstätten ist ein Gewirre von Kammern, Gängen und Scheunen. Mehrere Familien gleichen Namens wohnen innerhalb derselben Mauern. Das Leben am Tage spielt sich im hohen Saale ab, der zugleich Küche und Wohnstube ist. Da finden wir das Feuer, über dem an langen Ketten die Kessel hängen und wo auf riesigen Schieferplatten das Brot gebacken wird. Rund umher sind Bänke und Sessel, Kinderwiegen und anderes Hausgerät, die Gefäße für die Milch und für die Käsebereitung. An den Wänden Eisenkörbe für das Kienholz. Sind Jäger im Hause, dann hängen oben unter der Decke die Hörner der erlegten Steinböcke im Rauche. Auf gekerbten Baumstämmen steigt man durch rußglänzende Schlupflöcher in die übrigen Abteilungen des Haushaltes, wie Kuhställe, Schweinekoben, Heuboden, Arakikeller. In einigen Winkeln untergebracht sind die Schlafplätze. In der Kornkammer stehen anderthalb mannshohe mit Kerbschnitzerei verzierte Getreidekästen aus Eichenholz. So bildet das Haus ein in sich abgeschlossenes Ganzes, das im Winter oder bei einer Belagerung alles enthält, was Mensch und Vieh zum Leben brauchen."

Aus obigen Zeilen ersieht man die Wichtigkeit des Herdraumes. Auch scheint nach dieser Schilderung die Entwicklung des Hauses noch nicht bis zu einer systematischen Raumgruppierung, wie sie in den Alpen zu finden ist, vorgedrungen zu sein. Seinen Vorrang behauptet der Herdraum überall als letzte Entwicklungsstufe des einräumigen Hauses. Weshalb er oft noch mit der Bezeichnung „Haus" benannt wird[4]). Weit verbreitet sind in den Alpen auch die Bezeichnungen „Feuerhaus" und „Futterhaus" (letzteres oft auch „Hof" genannt), die das Wohn- oder das Stallgebäude betreffen und eine grundsätzliche Trennung der beiden aussprechen, denn auch bei Einbauten werden sie noch überall angewandt[5]). Zum Wohnen, Schlafen und Kochen ist

[1]) Von einer Änderung der Landschaft wurde abgesehen, da die Veränderungsgeschwindigkeit derselben im Verhältnis zu jener der menschlichen Bedürfnisse äußerst gering ist.

[2]) Bancalari, Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen, Wien 1893, S. 25 ff.

[3]) Willy Rickmer-Rickmers, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V., 1903, Kartschtal und Suanetien. (Reise im Jahre 1900.) Siehe auch, was Bancalari über das oberitalienische Haus und seinen Herdraum sagt, a. a. O., S. 11.

[4]) Rank, Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses, a. a. O., N. u. G. W., S. 43.

[5]) Vgl. auch Eigl, Das Salzburger Gebirgshaus, Wien 1894, S. 6.

nur dieser eine Raum nötig. Durch Teilung wurden aus diesem Raume später mehrere entwickelt. Die Gründe hiefür lagen wahrscheinlich vor allem im Gesellschaftsleben der Menschen. Das Zertrennen des Volksganzen in die einzelnen Stände und die Verschärfung der Sittengesetze dürften dabei hauptsächlich von Einfluß gewesen sein. Doch dies sind historische Fragen und liegen somit außerhalb des Themas dieser Arbeit.

Die zweite Gruppe von Räumen ist für die Unterkunft der Haustiere nötig. Als geschlossene Räume, richtige Ställe, dürften sie erst verhältnismäßig spät entstanden sein[1]), aber doch beim Beginne der intensiven Besiedlung der Hochtäler — mit dem Eindringen der Bayern in die Alpen — schon allgemeine Anwendung gefunden haben. In einigen Gegenden Deutschlands sind die Ställe vollkommen, in anderen weniger mit der Raummasse verwachsen. In manchen Hochtälern, in denen das Herbeischaffen des nötigen Futters von schwer zugänglich gelegenen Bergmähdern viele Mühe bereitet, ist der Stall von den übrigen Gehöftsräumen oft weit entfernt oder es gibt mehrere Ställe in Verbindung mit Heuscheunen, welche dann im Laufe des Winters nacheinander von Vieh bezogen werden[2]).

Die dritte Raumgruppe umfaßt die Bauten zur Aufbewahrung der Felderträgnisse. Die Kostbarkeit des Heues in den Alpenländern, die sich auch heute noch dadurch ausdrückt, daß man auf weit von der Waldgrenze entfernten Bergmähdern, Blockhütten zur Aufbewahrung des gewonnenen Heues bis in den Winter, erstellt und daß man im Inneren der Alpen auch in erträgnisreichen Jahren selten die im Vorgelände beliebten großen Heuschober finden kann, macht den Bau der Scheune auch in vorgeschichtlicher Zeit wahrscheinlich. Wenn schon Stephani für das Land zwischen Rhein und Elbe in der Zeit vor der Völkerwanderung den Scheunenbau als sicher annimmt[3]), so ist er um so mehr bei dem länger andauernden Alpenwinter und dem Werte des Heues für die Alpenländer vorauszusetzen, da doch für deren Bewohner zumindest auch die gleiche Kulturhöhe anzunehmen ist.

Außer Heu wird in der Scheune auch das beim Drusche gewonnene Stroh aufbewahrt. Die Körnerfrüchte, das Fett, das Fleisch, später die Kartoffeln und andere Erträgnisse der Landwirtschaft wurden ehemals, so wie heute, im Wohnhause selbst aufbewahrt, dadurch die Unterteilung des einräumigen Hauses in ein mehrräumiges fördernd. Denn dies sind Dinge, welche die Temperatur und Luftverhältnisse des Wohnraumes nicht vertragen, aber doch zu großen Wert besitzen, um in der Scheune verwahrt zu werden.

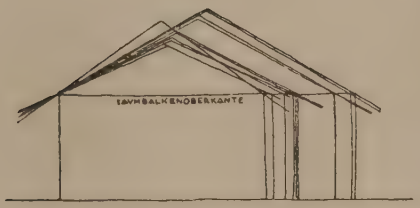
Wohnraum, Stall, Scheune und Vorratsraum sind die vier Elemente, aus welchen sich die Bauten eines Gehöftes zusammensetzen. Ihre Zahl kann sich durch Teilung beliebig vermehren. Das ist für die Ausbildung einer Haustype gleichgültig. Gruppieren sich aber die Räume allmählich nach bestimmten Gesetzen, so kristallisiert die Raummasse zu einer bestimmten Gestalt, der Type.

---

[1]) Nach Stephani a. a. O., S. 135, hat man bei den Großgartacher Ausgrabungen, die eine Siedlung aus der Steinzeit betreffen, auch Stallbauten gefunden. Damit ist das hohe Alter des Stalles und die Möglichkeit desselben in vorgeschichtlicher Zeit dargetan. Daß gerade die bayerischen Volksgesetze, die ja für das Alpengebiet wichtig sind (siehe Stephani a. a. O., S. 329) keine Stallbauten, im Gegensatze zu allen übrigen germanischen Volksgesetzen jener Zeit, erwähnen, erklärt sich nach Stephani vor allem in der vorherrschenden Weidewirtschaft „.... welche die Tiere den größten Teil des Jahres auf der Koppel läßt, um sie nur während der kälteren Zeit des Jahres in gewiß sehr primitiven Gelassen unterzubringen". Die Leges Baiuwariorum wurden um 635 zu einem gewissen Abschlusse gebracht (Steph. a. a. O., S. 325), also zu einer Zeit, als die bayerische Alpenkolonisation erst im Anfangsstadium war. Die vorbayerische Alpenbevölkerung war aber aller Wahrscheinlichkeit nach auf einer höheren Kulturstufe als die eindringenden Eroberer, denn sie stand zu jener Zeit schon unter einem jahrhundertelangen Einfluß der Römer. Dies und das härtere Klima gestatten, den Stallbau schon in prähistorischer Zeit anzunehmen.

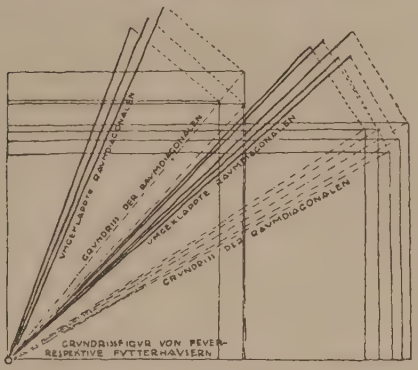
[2]) 2, Bsp. in Hintertux, Tirol. — [3]) Stephani a. a. O., 103.

Tafel II



Sockeloberkante

Figur 1. Hausquerschnitte auf eine gemeinsame Haushöhe reduziert



Grundrißfigur von Einbauten

Figur 2. Lage der Raumdiagonalen in den beiden Arten der Haustype

4. Die Körperform der Raummasse des alpinen Hauses

In den einzelnen Landschaften bilden sich verschiedene Körperformen der Raummasse aus. Entweder die langgestreckte prismatische Form der Einbauten wie im Schwarzwald, in Norddeutschland usw. oder die flache Form des zwei, drei und vierseitig umbauten, sogenannten fränkischen Hofes, bei welcher der Hof selbst, obwohl unverbaut, auch mit in die Raummasse einzubeziehen ist. In den Hochalpentälern tritt aber eine würfelähnliche Hausform auf. Daß diese äußere Form ganz wesentliche Zusammenhänge mit der umgebenden Natur besitzen muß, wird schon dadurch klar, daß selbst auf großen Höfen, die ein bedeutendes Raumbedürfnis haben, sich äußerst selten langgestreckte Bauten entwickeln, sondern die würfelähnliche Form aufrecht bleibt. Die Häuser vergrößern sich nicht in der Richtung nach einer Achse, sondern gleichzeitig nach drei Achsen. Dadurch entstehen jene massigen Bauten, deren Wirkung noch durch die geringe Zahl der Fensteröffnungen mit den dazwischenliegenden breiten, glatten Wandflächen erhöht wird. Die Innenräume vermehren sich nämlich meist gar nicht, vergrößern sich aber bedeutend. Sehr lehrreiche Beispiele zu obigem bieten unter anderem die Tauernhäuser und Gasthöfe an den alten Paßstraßen und deren imposante Küchen, Vorhallen und Wirtsstuben und viele Bauernhäuser in alten Kulturgebieten, wie z. B. jene unter der Burg in Matrei am Großvenediger[1]). Es ist überhaupt an deutschen Bauernhäusern zu bemerken, daß lieber die Räume vergrößert werden, als ihre Zahl vermehrt wird. Die Figuren auf Tafel II bringen die Charakteristika für die Form der Raummasse. Fig. 1 zeigt die Querprofile, Fig. 2 die Länge der Raumdiagonale im Baublock. In dieser kleinen willkürlichen Auswahl wurden Messungen von einräumigen Bauten, mehrräumigen Wohn- oder Futterhäusern und aus Wohn- und Futterhaus zusammengesetzte Bauten gebracht. Die Querprofile Fig. 1, auf eine gemeinsame Höhe des Baublockes reduziert und so in den Verhältnissen, die sie zueinander besitzen, verdeutlicht, zeigen die unbedeutenden Änderungen der Dachneigung. Die Neigungswinkel liegen zwischen 22° und 29° und werden nur in einem einzigen Male bei einer kleinen einräumigen Mühle übertroffen.

Bedeutend instruktiver ist die Lage der Raumdiagonale, die zwei streng zu schei-

[1]) Sachs, „Architekturskizzen aus Tirol", enthält eine Reihe schöner Beispiele, welche obige Behauptung stützen.

bende Scharen umfaßt. Erstens eine Schar, die alle Bauten, wie Wohnhaus, Futterhaus, Mühle, Almhütte umfaßt, zweitens eine Schar, welche den alpinen Einbauten auf flacherem Terrain, aus verbundenem Wohn- und Futterhaus bestehend, angehört. In den Haupttälern und flachen Teilen der Nebentäler sind diese, aus zwei fertigen Typen zusammengesetzten Einbauten besonders häufig zu finden. Sie stellen die letzte Form des alpinen Bauernhauses dar. Obwohl diese Bauten, vor allem in Nordtirol, schon viele Jahrhunderte alt sind, ist doch die selbständige Entwicklung von Wohn- und Futterhaus deutlich herauszulesen und ihre Verbindung zum Einbau fast immer nur eine sehr lockere.[1]) Daher ist auch nur die erste Art der Raumdiagonale die maßgebende.[2])

Nicht überall hat die Landschaft einen so hervorragenden Einfluß auf die geometrische Form der Raummasse des Hauses wie in den Alpen. Beispielsweise ist in Gegenden, in denen der Steinbau vorherrscht, der Raumdiagonale ein viel größerer Spielraum gegeben. Der Grund hiefür dürfte darin liegen, daß hier die Bauernhäuser hauptsächlich in einer Achsenrichtung an Größenausdehnung zunehmen. Bemerkenswert ist, daß bei allen einräumigen Bauten, gleichgültig in welcher Bauweise sie ausgeführt sind, die Raumdiagonalen eine zueinander ähnliche Lage einnehmen. Ein Beweis, daß das menschliche Raumbedürfnis in seinen Uranfängen auf der ganzen Erde ein gleichartiges war. Zweifellos ist bei den ursprünglichen, einräumigen Bauten der Zusammenhang mit der Landschaft am deutlichsten ausgeprägt, denn hier unterliegt der größte Teil des Hauses ihrem direkten Einflusse. In diesem Falle besteht das Haus nur aus einer den Raum umschließenden Schale; Dach und Wand, und diese muß mit den vorhandenen Baumaterialien den Erfordernissen von Klima, Bodengestalt usw. gerecht werden.

Das örtliche Baumaterial in den Alpen war und ist zum großen Teile auch noch heute das Holz. Aus der Verwendung dieses Materials läßt sich eine Ursache für die quadratähnliche Grundfläche und für die dadurch hauptsächlich festgelegte Richtung der Raumdiagonale ableiten. Abgesehen von einem möglicherweise vorhandenen unbewußten Streben der Erbauer, mit einem Minimum der dem Wetter ausgesetzten Außenfläche ein Maximum an Raum zu umschließen, drängte die wirtschaftliche Ausnützung des Holzes zu einer würfelähnlichen Bauweise. Ja vom Blockbau wird sie geradezu gefordert. Er verlangt Stämme möglichst gleichen Querschnittes, wodurch den verwendbaren Stammlängen von vornherein enge Grenzen gezogen werden. Für die behauenen, dicht verlegten Blockwände der Wohnhäuser, bei denen das Zopfende der Stämme den geringstmöglichen Durchmesser haben darf, ergeben die Hochwälder der Alpen im allgemeinen verwertbare Stammlängen von 9 bis 13 *m*. Um diese verfügbaren Längen und den festen Verband gut auszunützen, werden sie womöglich immer verwendet und daher ergibt sich, daß die beiden sich schneidenden Seiten der Hausgrundfläche zueinander meist innerhalb der Proportion 3 : 4 (4 : 5) liegen. Aber auch bei bedeutend kleineren Bauten, beispielsweise den im Blockgitterwerk hergestellten Heuhütten der Almen, müssen, weil der Blockbau möglichst gleiche Stärken der verwendeten Hölzer verlangt, einander entsprechende Abschnitte der Stämme verwendet werden, wodurch der Quadratgrundriß des Hauses wieder zur Ausbildung kommt.

[1]) Wie leicht sich die Einbauten, besonders aus Platzmangel, wieder teilen, sieht man in vielen Tälern auf den steileren Hängen, wo Wohn- und Futterhaus getrennt nebeneinander stehen, wenn auch im Tale Einbauten zu finden sind. Defreggen, Hintertux, Zillertal, Gerlostal usw. auch Eigl, Das Salzburger Gebirgshaus, Wien 1894, schreibt Seite 6: „Das Hauptgebäude ist dennoch nichts anderes als eine Kombination des bereits früher geschilderten Wohnhauses mit dem Stallgebäude."

[2]) Zwar sind auf steileren Abhängen auch Einbauten zu finden, die eine dem Quadrat angenäherte Grundfläche besitzen und deren Raumdiagonale mit jener der ersten Schar übereinstimmt. (Siehe Abbildung 1.)

Nicht nur in den Hochalpentälern, sondern auch außerhalb derselben, im Mittelgebirge, herrschen bei den einräumigen ländlichen Blockbauten, wie Viehunterständen und Almhütten, dieselben Proportionen der Grundrißflächen. Nur dort, wo sich die einzelnen, ehemals getrennt stehenden Elemente des Gehöftes zu einem Hause zusammenschließen, verschwinden sie allmählich.

5. Die Zusammenhänge zwischen dem Baumaterial und der Gestalt des Hauses

Das Material, aus dem die Bauernhäuser in den Alpen zum größten Teile ausgeführt sind, ist das Holz. In den Hochtälern der Zentralalpen ist es auch heute noch der herrschende Baustoff. Gewählt wurde dieser Baustoff wegen des vorhandenen Reichtums und der damit verbundenen relativen Billigkeit. In dem waldreichen germanischen Mitteleuropa wurde das Holzhaus überall der Vorläufer aller Hausformen aus anderem Materiale,[1]) wie dies eigentlich in allen Ländern bis zum Bereich der weiten asiatischen Steppengebiete der Fall war. Erst die mit der Ausbreitung der antiken Kultur zunehmende Entwaldung Südeuropas brachte das Steinhaus, das in den Mittelmeerländern schon zu technischer Vollkommenheit gediehen war, in unsere Gebiete. Hier eroberte es im Laufe etlicher Jahrhunderte die öffentlichen Stadtbauten, die Burgen, Schlösser und Kirchen auf dem flachen Lande, kurzum alle bevorzugteren Bauten, von denen strategische und andere Gründe eine große Dauerhaftigkeit forderten. Auch machte die zunehmende Wohlhabenheit einer stetig wachsenden Zahl von Bewohnern möglich, ein größeres Kapital in dem kostspieligeren aber dauerhafteren Steinbau festzulegen. Jedoch auf dem Lande und besonders in den abgeschlossenen Alpentälern, wo noch bis vor ungefähr 100 Jahren der Bauer auf seine einheimischen Bauhandwerker oder gar auf sein eigenes Können angewiesen war, wurde die alte Holzbauweise in konservativem Geiste weitergepflegt. So kam es, daß im Laufe von mehr als zwei Jahrtausenden die ganze Summe der Bauerfahrungen, immer nur einer Tektonik zugewandt, diese allmählich zu jener Vollkommenheit entwickelte, die sich in dem einfachen, ja primitiven, aber doch so zweckreichen Blockhaus der Alpen heute ausspricht.

Da die Hochtäler fast ausschließlich mit geradstämmigem Holze bewachsen sind, Fichte, Lärche und Tanne sind die häufigsten Arten, wird der Blockbau, der ja solche Holzarten zur Bedingung hat, bevorzugt. Und so wird es möglich, das Haus fast ohne jedes chemische Bindemittel zu erbauen. Kalk, heute auch Zement, ist nur für den Sockel oder das Kellermauerwerk der wertvolleren Bauten nötig.

Die Steinbauten, Nachkommen der Holzbauten, sind in den nördlichen und südlichen Alpengebieten oft zu treffen, besonders in den breiten Haupttälern, die wohlhabendere Bewohner beherbergen. In den Zentralalpen, in denen meist Kalkmangel herrscht, wird die Erstellung von Steinbauten sehr erschwert[2]). Läßt sich keine kalkführende Schicht finden, so muß das nötige Bindemittel oft weit hergeführt werden. Nicht selten sieht man, wie mit Kalk gespart wird an den unverputzten Häusern z. B. im inneren Iseltal, im Windisch Matrei. In solchen Gegenden wird der Verputz zu einem Zeichen der Vornehmheit. Häufiger werden die Steinhäuser erst in den die Zentralalpen begrenzenden großen Tälern (Pustertal, Inntal) und deren Seitentälern (Zillertal, Brennertal, unteres Iseltal) oder in den Hochtälern rings um jene Kalkstöcke, die in den Zentralalpen eingeschlossen sind. (Tribulaungruppe mit Obernberger, Gschnitzer und Pflerschertal.)

[1]) Stephani a. a. O., S. 82.

[2]) R. Schucht, Das Pitztal, A.-V.-Z. 1900, S. 118, „.... Steinbauten stammen in der Regel aus neuerer Zeit, aus alter Zeit finden wir solche nur in den Ortschaften mit wohlhabender Bevölkerung."

Wie jeder Baustoff besitzt auch das Holz gewisse Vorzüge und Nachteile. Das Holz der Hochtäler ist besser als jenes der Tieflagen. Es ist schwerer, besitzt schmalere Jahresringe und gleicht somit den Hölzern aus den nördlichen Erdzonen. Wie diese hat es sich in einem härteren Klima zu behaupten und wird dadurch bedeutend widerstandsfähiger. Diese Abhärtung des Holzes wird noch durch verschiedene Gewinnungsmethoden, die einer alten Erfahrung entspringen, gefördert. Fast überall herrscht eine Art Plänterbetrieb[1]). Außerdem werden jene Schlagzeiten, welche die Überlieferung für die günstigsten hält, um dauerhaftes Holz zu erlangen, meist strenge eingehalten[2]). So wird durch klimatische Einflüsse und weise Auswahl eine Festigung der Gewebe erzielt, die bei weitem jene der Hölzer gleicher Art des flachen Landes übertrifft.

Besonderes Augenmerk richtet der alpenländische Erbauer auf die sachgemäße Verwendung und Behandlung des Holzes beim Baue. Vor allem die Feuchtigkeit und den mangelhaften Zutritt trockener Luft sucht er zu vermeiden, soweit es in ökonomischer Hinsicht möglich ist. An allen dem Wetter ausgesetzten Teilen wird der schädliche Splint abgehauen und dadurch jene verhältnismäßig dünnen Balken geschaffen, die die Wände bilden. Die Erfahrung lehrte, daß mit der Hacke behauenes Holz bedeutend wetterbeständiger sei, als mit der Säge geschnittenes und gehobeltes. So sieht man an den meisten Holzbauten, besonders den älteren, daß alles Bauholz, samt der Dachhaut, mit der Hacke bearbeitet wurde. Scheinbar werden dadurch weniger Zellen zerstört und Poren durchschnitten und somit der Feuchtigkeit geringerer Eintritt in den Holzkörper gestattet. So werden heute noch bei rein bäuerlichen Bauten alle Balken und Stützen und die Brettschindeln der Dächer, kurzum alles dem Wetter ausgesetzte Holz, ausgenommen die Bretter und Zierhölzer, in der oben geschilderten Weise bearbeitet.

Da die größte Gefahr, die dem hölzernen Hause droht, die Nässe ist, so laufen alle Konstruktionen darauf hinaus, diese vom Baukörper ferne zu halten und abzuleiten. Die Niederschläge des Sommers, im Gebirge oft als Schlagregen auftretend, verlangen ein weit vorspringendes, schützendes Dach. Dieses wird kennzeichnend für das Gebirgshaus. Immer mißt der Traufvorsprung mindestens einen Meter, meist aber mehr, ja ein solcher von zwei Meter und darüber ist nicht selten, besonders bei höheren Bauten anzutreffen. Bei älteren Häusern reicht der Traufvorsprung, in der Horizontalen gemessen, oft bis zur halben Fensterhöhe des Obergeschosses herab und entzieht somit den dahinterliegenden Räumen einen großen Teil des Himmelsanblickes und hiemit des Tageslichtes; aber auch der Schutz vor Schlagregen wird dadurch nahezu ein vollständiger. Nur an den Giebelseiten vermag derselbe seine holzzerstörende Wirkung auszuüben[3]). Der das Obergeschoß umziehende Söller übernimmt die gleiche Funktion wie der Traufvorsprung für das Erdgeschoß. Obwohl er, besonders beim Futterhaus, das ihn meist nur an den Giebelseiten trägt, noch andere Aufgaben zu erfüllen hat. So rücken die raumabschließenden Wände des eigentlichen Hauses hinter den Umhüllungsflächen der ganzen Konstruktion um ein beträchtliches Maß zurück und die tragenden Bauglieder erhalten einen ausgiebigen Schutz gegen die Niederschläge.

Die Bodenfeuchtigkeit wird durch die Errichtung eines Steinsockels, welcher gewöhnlich das über Niveau geführte steinerne Kellergeschoß vertritt, überwunden. Auf steilen Hängen ragt dieser Unterbau, oft an der vorderen Giebelseite als vollkommen ausgebildetes Geschoß aus der Erde (siehe Abbildg. 2) und dient entweder als Vorratskeller oder bei Futterhäusern als Stall. Aus der Notwendigkeit dieses

[1]) Schwappach, Forstwissenschaft, Sammlung Göschen, Nr. 106, S. 64.

[2]) In den Alpen gelten die Monate Dezember und Januar als die besten Schlagzeiten.

[3]) In vielen Tälern wird daher, um die Giebelwand zu schützen, das Dach doppelt so breit als an den Traufseiten über die Lotrechte vorgezogen und durch oft überreich profilierte Balkenauskragungen, in Tirol „Rafner" genannt, unterstützt. Zum Beispiel Gerlos.

Unterbaues hat sich allmählich das auch auf ebenem Terrain erstellte Haus mit gemauertem, weiß verputzten Erdgeschoß entwickelt, welches mit dem braunen, hölzernen Obergeschoß jene malerischen Bauten ergibt, die in behaglicher Breite, inmitten leuchtenden Wiesengrüns gelagert, ein Element der farbenfreudigen, kontrastreichen Alpenlandschaft darstellen. Nur einen Schritt mehr bedeutete es zu dem ganz aus Stein aufgeführten Hause, dessen Putzflächen, um die verlorene Farbenwirkung wettzumachen, oft überreich mit Malereien verziert sind. Ein klassisches Beispiel dieser Häuser bietet der berühmte Gasthof „zum Stern" in Ötz[1]).

Abb. 1. Tögisch in Defreggen

Wegen des flachgeneigten Daches bleibt der Schnee im Winter monatelang darauf liegen; weil aber die Traufe weit vorspringt, wird das tägliche Schmelzwasser und auch die Anhäufungen von abgerutschtem Schnee von den Wänden selbst ferngehalten.

Fast nie steht das Hochalpenhaus auf vollkommen ebener Bodenfläche. Um nun die durch das Traufwasser vermehrte Bodenfeuchtigkeit möglichst unschädlich zu machen, wird überall auf eine einfache, rasche Ableitung des ersteren Bedacht genommen. Durch die Orientierung des Gebäudes, eigentlich des Daches in Bezug auf die Gefällsrichtung des Bauplatzes wird dies bewerkstelligt. Ausnahmslos von Satteldächern bedeckt, kann der First bei den Hochalpenhäusern im allgemeinen zwei Lagen einnehmen. Erstens eine Lage parallel zu den jeweiligen Tangenten an die Schichtenlinie. Diese Lage kann der Einfachheit halber als „mit dem Hange laufend" bezeichnet werden. Zweitens eine solche, bei welcher der First senkrecht zur jeweiligen Tangente an die Schichtenlinie steht. Sie soll als „zum Hange laufend" bezeichnet werden. Bei Holzbauten zeigt sich nun, und dies gilt nicht nur für die Hochalpentäler, sondern auch für die Voralpen, daß sie meist zum Hange laufend erstellt werden. Durch diese Lage wird das Traufwasser rasch vom Hause weg auf geneigte Hangflächen geführt, welche dem Abfluß keine Hindernisse bieten. Der fallweise vom Dache gleitende Schnee kann zu keinen lästigen Anhäufungen zwischen Haus und Hang führen und die schädliche Wasserstauung an der soeben genannten Stelle wird auf ein Minimum herabgedrückt. Gegen Wintersende und im Frühling dauert durch mehrere Wochen in den warmen Mittagsstunden der im Gebirge sehr reichliche Schmelzwasserfall vom Dache. Die Erfahrung lehrt, daß selbst mit den modernen Isoliermitteln bei sorgfältigster Ausführung eine dauernde Gewähr gegen das Aufsteigen der Grundfeuchtigkeit kaum zu leisten ist. Auch gute Traufrinnen besitzen, zumindest im Frühjahr, in den Alpenländern nur einen illusorischen Wert. Die Verminderung der Grundfeuchtigkeit in der Umgebung des Hauses bedeutet somit einen großen Nutzen,

[1]) Ehmig, „Das deutsche Haus", Berlin 1916, S. 118. Sachs, „Architekturskizzen aus Tirol".

Abb. 2. Aus St. Jakob in Defreggen

der bei den einfachen Mitteln, die dem Landwirte verfügbar sind, äußerst wertvoll ist. Daher ist die zum Hange laufende Lage bei den alpinen Bauten mit einer Ausschließlichkeit durchgeführt, daß sie bei der Entwicklung zur Type ein wichtiger, mitbestimmender Faktor wurde. Die Landschaft gewann aber durch dieses organische Eingliedern des Hauses ins Gelände ein äußerst reizvolles Motiv. Die Bauten schmiegen sich tatsächlich an die Erde. (Siehe Abbildungen 2, 3, 4.)[1])

Der durch die eingeschobenen Teilungswände besonders feste Verband des Blockhauses und die vorzügliche Wärmeisolierung sind ebenfalls Vorteile des Holzbaues, denen aber die große Feuergefährlichkeit als ein schwerer Nachteil gegenübersteht. Daß letzterer besonders in der Vergangenheit der Bauer mit großer Sorglosigkeit begegnete, beweisen die zahlreichen Häuser mit hölzernen Rauchfängen, die in den Alpen überall zu finden sind und die auch noch heute auf den Almen häufig vorkommenden Rauchhäuser. Freilich ist bei den offenen Herdfeuern die Gefahr ziemlich gering, wenn nur im näheren Umkreise der Feuerstelle alles aus Stein ausgeführt wird, da der Funkenflug ausgeschaltet bleibt. Auch die Ofenfeuerung wird dadurch, daß die Rauchgase erst in einen Gang oder in die Küche austreten und von hier durch einen Rauchhut in den Schlot geleitet werden, ungefährlich. So blieb die Feuersgefahr mit einfachen Mitteln, durch Verhinderung starken Luftzuges und des dadurch verursachten Funkenfluges auf ein Minimum beschränkt.

Die Beweglichkeit des Holzbaues ist auch ein Grund, weshalb der Besiedler der Hochtäler an diesem Baustoffe festhält. Die Hochtäler zeigen noch keine ausgeglichenen Formen. Sie sind in geologischem Sinne als junge Täler zu bezeichnen, was sich am deutlichsten in der unstetigen Gefällskurve des Talbaches ausdrückt. Die Talhänge sind einer beständigen Veränderung unterworfen, die oft katastrophale Dimensionen annimmt. Fast aus jedem Tale weiß die Geschichte von Bergstürzen, Gletscherbrüchen und Wildbachmuren zu berichten, die vor Jahrhunderten oder in jüngster Zeit Unglück über die Bewohner brachten. Und zahllos sind die Sagen, von zerstörten Ortschaften, von Kirchen, die auf dem Turme eines versunkenen Gotteshauses stehen usw. Erfahrungsgemäß ist fast kein Bauplatz der Hochalpentäler absolut lawinensicher, besonders an den Hangmulden und Racheln können Lawinen herabgehen. Selbst bei den seit vielen Jahren durch die Überlieferung bekannten Wegen der Frühjahrsgrundlawinen können oft Kombinationen eintreten, wie beispielsweise der gleichzeitige Abbruch mehrerer Lawinen, die dann Bauten, welche bisher vollkommen sicher zu liegen schienen, vernichten. Ein Steinbau, von einem solchen Unglück getroffen, wird

[1]) Abbildung 5 zeigt, daß auch in den alten Gebirgsstädten die „zum Hange laufende" Lage trotz steinerner Bauten vielfach beibehalten wurde.

Abb. 3. Gritzen in Defreggen

in Stücke zertrümmert. Bei einem Holzhause können aber oft noch viele Bauteile sofort ihre Wiederverwendung finden. Ja manchmal kommt es sogar vor, daß das ganze Haus über den Steinsockel hinweg von der Lawine einfach weitergeschoben wird.

Noch ein Nutzen der Beweglichkeit besteht darin, daß Blockbauten leicht abgetragen und an einer anderen Stelle aufgebaut werden können, ohne daß dabei dem Neuerbauer ein besonderer ökonomischer Nachteil erwächst. Der Kapitalswert des Blockhauses liegt zum großen Teile in den Bearbeitungskosten des Holzes zum Zwecke des Verbandes, nicht im Preise des rohen Baustoffes. Ist diese Arbeit einmal geleistet, so kann das Abbrechen des Baues und Wiedererrichtung auf einem anderen Platze in rascher Zeit erfolgen. Ein Materialverlust wie beim Steinbau tritt nicht auf und die Transportkosten sind im Verhältnis zum Materialpreis gering. Daher kommt es oft vor, daß Häuser, die schon jahrelang bewohnt waren, gekauft und kilometerweit bis in ein anderes Tal transportiert und hier neu aufgestellt werden.

Als das deutlichste Merkmal des alpinen Hauses wird jeder Besucher des Alpenlandes das wenig geneigte, oft mit Steinen beschwerte und weit vorragende Dach in Erinnerung behalten. Vielen, welche die Häuser im Winter mit den auf den Dächern lastenden Schneemassen gesehen haben, wird diese Dachform als ein Widerspruch gegen die Gesetze der Baukunst erscheinen und zwar scheinbar mit Recht. Das moderne Bauwesen wird eine Dachform, welche Nässe bergende Massen so lange auf dem Hause festzuhalten vermag, verdammen. Aber ein Versuch, diese Formen zu ändern, würde ergeben, daß der ganze Organismus des Hauses ebenfalls von Grund aus umgestaltet werden müßte, um wieder eine wertvolle praktische Lösung zu ergeben. So eng sind die Zusammenhänge zwischen dem flachgeneigten Dach und der Gruppierung der Räume, die es bedeckt (siehe S. 38).

Dieses Dach gehörte sicher zu den primären Elementen der alpenländischen Hausform und bedeckte schon vor mehr als zweitausend Jahren die einräumige Blockhütte der Rhäter. Wie früher erwähnt wurde, waren die ersten ständigen Besiedler der Alpen Viehzucht treibende Völker. Die weiten Almflächen der Talschlüsse und Höhen mit ihren saftigen Wiesen lockten die Menschen in dieses unwirtliche Land. Zu steilen Stroh- und Schilfdächern fehlten die nötigen Felder und Sümpfe, dafür waren aber unerschöpfliche Holzmassen in meilenweiten Urwäldern vorhanden. Baumstämme wurden das Baumaterial für die Wände, Rindenstücke und wahrscheinlich sehr bald mit der Hacke gespaltene kurze Bretter das Deckmaterial der Dächer.

Viehzüchter blieben die Bewohner der Alpen bis zur Gegenwart. Getreide können sie meist mit knapper Not nur so viel bauen, um sich notdürftig zu versorgen. Die

Abb. 4. Mühlen in Mitteldorf im Virgentale

geringe Strohernte muß zur Ergänzung des Winterfutters ihrer Rinder dienen[1]). So kam es, daß im Gegensatz zum Ackerbauer des flachen Landes, dessen Haus sich unter dem steilen Strohdach entwickelte, das Gebirgshaus unter dem flachen Legschindeldache allmählich seine heutige Gestalt annahm. Dieses Dach war von allem Anfange an in seiner unabänderlichen Form gegeben. Bancalari[2]) und Schwab[3]) sind der Ansicht, daß das flache Dach wegen des Seitenschubes auf die Wände erstellt wurde. In der lapidaren Form, in welcher sie dies aussprechen, ist es nur zum Teile richtig. In diesem Falle müßten alle Häuser bei der noch unentwickelten Zimmermannskunst ursprünglich flache Dächer gehabt haben. Daß dies aber nicht der Fall war, beweisen unter anderem die Hausurnen, von denen die meisten Bauten mit überaus steilen Dächern darstellen. Wie oben gezeigt wurde, fehlen im Gebirge die leichten Deckungsmaterialien des Tieflandes. Wohl vergrößert die schwere Dachhaut den Seitenschub bedeutend, aber die nagellose Eindeckungsweise war es vor allem, welche die geringe Dachneigung forderte. Aus den im 1. Kapitel geschilderten Entwicklungswurzeln des Hochalpenhauses geht hervor, daß dessen Ursprung in der Almhütte zu suchen ist. Diese wird aber damals in noch ausgedehnterem Maße jene primitiven Formen besessen haben, die man heute in den Hochregionen als Hirtenunterkünfte und sogenannte Höfe (Viehunterstände) antrifft. Gleichgültig aus welchem Gebirge das Beispiel stammt[4]), überall finden sich jene aus Trockenmauerwerk aufgeschichteten und meistens mit großen Steinplatten bedeckten Bauten primitivster Art, die als allererste Vorläufer alpiner Bauweise anzusehen sind. Anders als durch die eigene Schwere waren die Steinplatten nicht in ihrer Lage zu erhalten, daher mußten sie flach verlegt werden. Sie waren mit größter Wahrscheinlichkeit die Vorläufer des Legschindeldaches. Die Herstellungsweise der Dachbedeckung bestimmte also in erster Linie die Dachneigung und nicht der Seitenschub. —

Abgesehen davon, daß das Stroh zur Winterfütterung nötig ist, lassen Boden und Klima selten langhalmiges Getreide wachsen. In kalkärmeren Gebieten, den Zentralalpen, findet es nicht genügend Baustoff zur Festigung der Zellen, die Halme knicken und legen sich um. Gerade bergen aber die Zentralalpen die schönsten, zahlreichsten und ausgedehntesten Almen und zogen dadurch schon in grauer Vorzeit die Siedler an. Da bei der überall seit jeher üblichen Handsaat das Samenkorn nicht in gleichmäßiger Tiefe in den Boden zu liegen kommt, meist nur mit ganz geringen Erdmengen bedeckt ist, findet der Wurzelknoten, besonders auf den geneigten Hängen keinen genügenden

[1]) Im allgemeinen dauert die Winterfütterung in den Hochtälern 7—8 Monate und zwar ungefähr von Mitte Oktober bis Mitte Mai.
[2]) Bancalari a. a. O., S. 25.
[3]) Schwab, Die Dachformen der Bauernhäuser in Deutschland und der Schweiz, S. 30
[4]) F. v. Cube, Hochtouren auf Korsika, A.-V.-Z. 1903, S. 158, Alpe Calacuccia im Golotal

Abb. 5. Unterer Stadtplatz in Hall in Tirol

Halt, und der Halm knickt um. Dadurch wird es schwer möglich, große Mengen langer, starker Halme zu gewinnen, welche für die Errichtung eines Strohdaches nötig sind.

An die Stelle des Strohes tritt, wie schon mehrmals erwähnt wurde, das gespaltene kurze Brett; das Legschindel. Da dieses höchstens am First und an den Säumen genagelt wird, kann es nur in geringer Neigung verlegt werden und bestimmt dadurch die Form des Daches.

Unter dem Legschindeldache muß sich die Raummasse gruppieren. Der bedeckende Abschluß derselben mit seiner geringen Neigung ist ein Faktor, der unbedingt für das alpine Bauernhaus gegeben ist. Dies gilt nicht nur für die europäischen Hochalpenländer, sondern auch für andere, weit entfernte Bergtäler der Erde, wenn in denselben annähernd die gleichen natürlichen Bedingungen herrschen, wie in den ersteren. So sind in der Landschaft Suanetien im Kaukasus,[1]) in den japanischen Alpen, z. B. in Shimashima[2]) und in manchen Himalajagebieten, wie z. B. in Kulan in Kaschmir[3]) Bauten zu finden, die der gleichen Dachneigung und des äußeren Eindruckes der Raum-

[1]) W. Rickmer-Rickmers, Der Uschba im Kaukasus, A.-V.-Z. 1898, Abbildung S. 185. Derselbe: Der Schtawler in Suanetien, A.-V.-Z. 1904, S. 119 ff. Abbildungen zeigen Blockbauten und gemauerte Häuser mit Stellung zum Hang.

Derselbe: Kartschtal und Suanetien im Jahre 1900, A.-V.-Z., S. 132 ff. Besonders die Abbildung S. 136, Mühlen bei Otingo darstellend, könnte auch in einem beliebigen Tiroler Alpentale aufgenommen sein. Zum Hang gestellte Blockbauten mit steinbeschwerten Flachdächern und unterschlächtigen Mühlrädern, wie sie fast in jedem Hochtale Tirols zu finden sind, werden hier dargestellt. Das gleiche gilt von der Abbildung des Dorfes Mestia (siehe S. 141). Der Charakter dieses suanetischen Dorfes ist jenem oberitalienischen Bergdorfe mit den Wohntürmen, welches Durm in seinem Renaissancewerke bringt, zum Verwechseln ähnlich.

Ferner Cenci v. Ficker, Über die Laila nach Suanetien, A.-V.-Z. 1904, S. 105 ff.

Heinz v. Ficker u. a., Uschbafahrten 1903, A.-V.-Z. 1904, S. 12 ff., Abbildung das Tal von Betscho mit dem Uschba, zeigt Blockbauten mit Söllern, mit flachen Legeschindeldächern bedeckt, die eine Stellung zum Hang einnehmen.

[2]) W. Steinitzer, Bergfahrten in den japanischen Alpen, A.-V.-Z. 1913, S. 141 ff.

[3]) Romsdorfer, Der land- und forstwirtschaftliche Bau in Anlage und Ausführung, Wien 1915, Abbildung S. 20. Vgl. auch Bericht über die letzte Tschomolungma-Expedition.

Abb. 6. Obermauern im Virgentale

masse halber, so weit es sich nach einer Photographie beurteilen läßt, ganz gut in den europäischen Alpen stehen könnten.

Erst der eiserne Nagel als Konstruktionsmittel überwindet diesen Formzwang für das Dach. Alle Falzschindeldächer in den Alpen sind ebenso steil wie die alten mit Ziegeln oder Falzschindeln bedeckten Dächer der Städte. Mitten aus einem flachgiebeligen Alpendorf ragen diese steilen Dächer auf der Kirche, einem Amts- oder Knappenhause, Gasthofe oder Bräuhause, kurzum einem Bau, welcher nicht landwirtschaftlichen Zwecken dient und der ein bevorzugtes Äußeres erhalten soll, angehörend. (Siehe Abbild. 6, 7.)[1]) Genagelte Brettschindeldächer, die oft nach einer Renovierung an Tiroler Bauernhöfen Verwendung finden, lassen das Dach sofort steiler werden[2]), aber trotzdem wird dabei nie die Neigung gleichartiger Dächer der Almen Steiermarks, Niederösterreichs oder Kärntens erreicht.

Auch heute noch wird das Legschindeldach in den Hochalpentälern fast immer verwendet. Grund hiefür ist, wie die Erbauer selbst sagen, die billige und einfache Herstellungsweise. Jedermann ist es möglich, Schindeln nach Bedarf zu erzeugen und, wenn nötig, Dachreparaturen selbst vorzunehmen. Die Instandhaltung der Dachhaut gehört auch in der Gegenwart in allen bäuerlichen Gauen Mitteleuropas zu den Arbeiten in der Wirtschaft. Das Dach des Bauernhauses ist schlechtweg eben nur das Stroh- oder Schindeldach und alle Arbeiten, welche die Beschaffung des Materiales, dessen Vorbereitung bis zur Verwendungsmöglichkeit und die Eindeckung selbst betreffen, bilden einen ständigen Posten im Arbeitsplan, trotzdem Ausbesserungen oder Umbauten, welche andere Teile des Hauses betreffen, schon seit langem dem zünftigen Handwerker übertragen werden. Dies mag das letzte Zeugnis sein, welches in jene Zeit zurückweist, in welcher der Bauer sein Haus noch ohne fremde Hilfe errichtete.

[1]) Da das Fremde immer als das Vornehmere gilt, wird bei öffentlichen Bauten, wenn es an Mitteln, ein steiles Schindeldach zu errichten, fehlt, das flache Legschindeldach mit Krüppelwalmen geziert. (S. Abb. 8.)

[2]) Als Beispiel hierzu seien hier neuere Futter- und Wohnhäuser aus dem Dorfe Ainet im unteren Iseltale bei Lienz erwähnt.

Abb. 7. St. Veit in Defreggen

Für die weitere Beibehaltung dieser flachen Dachform fällt außerdem noch besonders ins Gewicht, daß sich die Raumverteilung im Laufe der Zeit unter diesem Dache weiterentwickelt und seiner Form angepaßt hat, so, daß Räume und Dach zu einer Einheit verschmolzen sind. Dieser Zusammenhang zwischen Raum und Dach hat sich während der Jahrhunderte so weit ausgestaltet, daß nunmehr auch genügend Gründe für die flache Neigung des letzteren im Haus allein wurzeln. Dies ist die Ursache, warum der Bauer von heute, trotz des erleichterten Verkehrs, selten zu anderen Deckungsmaterialien greift und auch in der Gegenwart an der überlieferten Dachform festhält. Für das alpine Haus ist das Steildach nutzlos geworden (s. S. 38). Die Herstellungsweise des Legschindeldaches setzt der Bedeckung komplizierterer Grundrisse gewisse Grenzen. Das ganze Haus über rechteckigem Grundriß wird von einem Dach mit geradlinigem First bedeckt. Letzterer weist keine Verfallungen oder Richtungsänderungen auf. Kommen dennoch Anbauten vor, so werden sie entweder unter das Dach des Hauptbaues gestellt und haben dann den First mit diesem gemeinsam, oder das Dach wird auf der Seite des Anbaues mit gleicher Neigung über diesen herabgezogen. Erfolgt der Anbau an einer Giebelwand, so wird für ihn ein neuer, zum alten paralleler First hergestellt. Die Dachfläche des Hauptbaues wird über der äußeren Seite des Anbaues weitergeführt. Die Dachhälfte der inneren Seite läuft mit gleicher Neigung wie die Hauptdachfläche an der Giebelwand an[1]).

Bei nebensächlicheren Anbauten werden an die Wände des Hauptbaues anlaufende Pultdächer verwendet. Das Dach folgt also einer eventuellen Gliederung der Baumasse äußerst wenig und ruft selbst über bewegteren Grundrissen durch seine großen unzerteilten Flächen eine blockartige Wirkung hervor. (Siehe Abbildg. 9.)

6. Die Zusammenhänge zwischen dem Gelände und der Gestalt des Hauses

Bauernsiedlungen in den Hochalpen bevorzugen die Bauplätze auf geneigtem Terrain, vor allem auf Hängen. Dies geschieht nicht aus freier Wahl, sondern eine große Zahl örtlicher Bedingungen zwingt dazu. Die Beobachtungen Löbls über die Siedlungsarten in den Hochalpen in Bezug auf Terrain und Bodenbeschaffenheit haben folgende Ergebnisse gezeitigt[2]):

[1]) Bancalari a. a. O., S. 25, „. . . gerade am Achensee, aber auch anderswo ist das Bestreben sichtlich, Nebengebäude durch Anstücklung des Daches zu ersparen".

[2]) Löwl, a. a. O.

1. Haldensiedlungen 8%, 2. Schuttkegelsiedlungen 40% in 17 Hochtälern, 3. Hangsiedlungen 31 %, 4. Leistensiedlungen 12 %, 5. Terrassensiedlungen 18 %, 6. Rundhöckersiedlungen in den obersten Teilen der Täler 69 %, unten nur 0,5 %, 7. Bodensiedlungen 5,7 % in 10 Tälern.

(Diese Prozentsätze sind auf keiner gemeinsamen Beobachtungsgrundlage aufgebaut, ergeben daher nicht die Summe 100.)

Obige Angaben zeugen unter 1. bis 3. hohe Prozentsätze im Verhältnis zur Gesamtzahl der Siedlungen. Das heißt, die geneigten Flächen sind im allgemeinen viel dichter besiedelt als die horizontalen. Der hohe Satz unter 6. fällt nicht ins Gewicht, da die Zahl der Siedlungen in den Talschlüssen der Hochgebirge sehr gering ist.

Die wichtigsten Gründe, welche Löwl für die Wahl der verschiedenen Siedlungsplätze anführt, sind folgende:

1. Schutthaldensiedlungen: Sie erleichtern die Anlage von Verkehrswegen. Wenn sie Gesteine enthalten, die tonige Zersetzungsprodukte liefern, entwickelt sich sehr bald guter Weideboden.

2. Schuttkegelsiedlungen: Die ganze Oberfläche des Kegels kann berieselt werden. „.... Wie dem Talbache, so ist der Rücken mächtiger hoch aufsteigender Schuttkegel auch den kalten Luftschichten entzogen, die sich im Herbste und Winter auf dem Boden schlecht ventilierter Täler ansammeln." Entwickelte Täler besitzen kräftige Wasserläufe, welche die Seigerung der Geschiebe besorgen, die feineren Sinkstoffe in den Hauptbach schwemmen und vor ihrer Mündung nur den gröberen Schutt ablagern. Je unentwickelter, je kürzer und steiler ein Talbach ist, desto leichter wird der in dem Kare aufgespeicherte Detritus durch heftige Regengüsse als Schwemmstrom oder Mure durch die Klamm hinabgewälzt. Da das Wasser im Schlamme gebunden ist und keine Seigerung bewirken kann, bleiben am Ausgange des Grabens auch die erdigen Stoffe liegen. Daher ergeben Hochgebirgsschuttkegel gesteigerten Ertrag.

3. Hangsiedlungen: Beliebteste Siedlungsart der Deutschen. Sonnseite! Im Winter tritt eine Temperaturumkehr mit der Höhe ein, da die über den Berghängen erkaltete Luft in die Täler hinabfließt und durch trockene föhnartige Höhenluft ersetzt wird, die sich durch das Herabfließen in Schichten höheren Druckes erwärmt. Der Moränenüberzug der Gehänge macht sie fruchtbar. Die äußeren Gebiete der Täler weisen besonders zahlreiche Hangsiedlungen auf.

4. Leistensiedlungen: Sind oft mit Grundmoränen eiszeitlicher Gletscher bedeckt und eignen sich dann besonders gut zur Besiedlung.

5. Terrassensiedlungen: Da die Bodengüte sehr veränderlich ist, so wechselt auch stark die Besiedlungshäufigkeit. Tritt Blocklehm auf, ein Gemenge von Blöcken, Grus, Sand und feinstem Schlamm, so ist die Terrasse sehr fruchtbar und meist dicht besiedelt.

6. Rundhöckersiedlungen: Die Rundhöcker liegen meistens auf den Hängen. Ihre Ackerkrume ist fast immer Gehängedetritus oder alter Moränenüberzug. Wo die Täler nur bis zu mäßigen Höhen bewohnt sind, ist diese Siedlungsart nicht vorhanden ($H = 900$ *m* 0,5 % im Tauferertal; $H = 200$ *m* 69 % im Ventertal).

7. Bodensiedlungen: Sind selten, weil die jungen Alpentäler wohl häufig Staubecken, aber selten wirkliche Talböden mit ausgeglichener Gefällskurve besitzen.

Aber nicht nur die Bodengüte lockt den Siedler auf geneigte Flächen, sondern auch die intensivere Bestrahlung derselben mit Sonnenlicht.

Bevor auf die Einflüsse des Terrains auf die Hausform eingegangen wird, muß des Zusammenhanges zwischen Gehöft und Landschaft gedacht werden. In der Hoflosigkeit der Alpenhäuser, im Mangel eines gegen die Außenwelt abgeschlossenen Verkehrsraumes, der in Mitteldeutschland durch den allseitig umbauten Hof, in Niederdeutschland durch die Diele gebildet wird, ist ein Hauptmerkmal alpiner Besiedlungs-

Lichtbild von A. Frank

Bruckmann aut. et impr.

Ostabstürze des Gran Paradiso gegen den Tribulazione-Gletscher

(Zum Aufsatz Nieberl „Aus den Grajischen Alpen")

weise zu erkennen. Der Hof als Platz oder verbreiteter Weg ist ein privater Verkehrsraum, der auch vorübergehend als Lagerplatz dient. In den Mittelgebirgsgegenden und Ebenen im Norden und Osten der Hochalpen besitzt jedes Anwesen einen solchen Platz. Er hat sich dort zu einem wichtigen Glied der Raummasse des Hauses entwickelt. Im Gebiete des sogenannten fränkischen Gehöftes ist diese Entwicklung am weitesten gediehen. Hier wurde der Hof ein meist allseitig von Wänden umschlossener, aber dachloser Raum, der in den Vierkanten Oberösterreichs seine eindrucksvollste Form erhielt. Die größere Aufgeschlossenheit des Geländes bedingt die Aufnahme des Hofes in die Raummasse. Dem Verkehr liegen wenig Hindernisse im Wege. Fremden aus aller Herren Länder ist der Durchzug leicht. Die Flurteile, Feld, Weide und Wald sind bedeutend größer als in den Hochalpentälern. Weitere Gebiete gleicher Bodenbeschaffenheit und die geringe Zerteilung durch Bachläufe, Steilhänge und Felspartien bedingen dies. Auch fällt die fortwährende Zusammentragung des fruchtbaren Erdreiches auf verhältnismäßig wenige, kleine Flächen infolge der sanfteren Terrainformen weg. Leicht zugängliche Gebiete, die eine gleichartige Bewirtschaftung ermöglichen, begünstigen den Zusammenschluß von Einzelsiedlungen zu Ortschaften. Das uralte System der Flurauftteilung, oft bis heute noch erhalten, wurde eben überall, wo größere gleichwertige Bodenflächen zur Verfügung standen, angewandt und förderte dadurch die Entstehung von Dörfern. Daß auch inmitten der Hochalpen, die doch ein ausgesprochenes Gebiet des Einzelhofes sind, auf diese Weise entstandene geschlossene Ortschaften vorkommen, beweisen z. B. die Dörfer Mitteldorf, Virgen und Obermauern. Sie liegen auf einem ziemlich ausgedehnten, verhältnismäßig wenig geneigtem Hange, der hauptsächlich aus Ablagerungen eiszeitlicher Gletscher und alter Muren besteht, die sämtlich aus dem Venedigerstocke stammen. So sind diese drei Orte von einem größeren, sehr fruchtbaren Gelände umgeben, das nur von Feldern mit Heuhütten und Harfen bedeckt ist und keinen Einzelhof aufweist. Erst westlich von Obermauern, talaufwärts, treten wieder Einzelhöfe häufiger auf.

In einem Dorfe ist der Bauer gezwungen, jenen Platz, auf dem er Brenn- und Bauholz lagert, vorübergehend beladene Wagen stehen und Geräte liegen läßt, von der fremden Außenwelt abzuschließen. Je näher diese an ihn herantritt, desto mehr ist er gezwungen, dies zu tun.

So wurde der Hof allmählich immer fester mit der übrigen Baumasse verbunden und in Süd- und Mitteldeutschland, rings von Bauten umgeben, ist dadurch eine eigenartige, typische Hausform entstanden.

In den Hochalpentälern ging aber eine gegenteilige Entwicklung vor sich. Das Gelände, in weitestem Maße zerteilt, durch Bachkaskaden, Felsen, Lawinengassen, Steilhängen mit Bannwaldungen usw. bedingt die Einzelsiedlung. Der Einzelhof ist rings von seinen Feldern umgeben, denn weite Wege sind unmöglich, weil sie infolge der Terrainbeschaffenheit zu zeitraubend und beschwerlich wären. Der allgemeine Verkehr kann sich hauptsächlich nur auf einer einzigen, das Tal durchziehenden Straße abwickeln. So ist das Gut, durch die Natur der Landschaft den Fremden wenig zugänglich. Besonders jene häufigen, ober dem untersten Waldstreifen gelegenen Hangsiedlungen, werden kaum jemals von ihnen besucht. Nur zur Weide nutzbares Gelände, mit dem die Felder stark durchschossen sind und der nahe, ebenfalls zur Viehweide benutzte Wald, machen einen Sammelraum für das Vieh vor dem Auftrieb durch den Hirten unnötig. Zur stärksten Ausnützung des Bodens, ebenso zur Sparsamkeit mit menschlicher Arbeitskraft gezwungen, müssen auch kleinste Grasflächen leicht abweidbar sein. Daher findet man in den Alpentälern so viele Zäune, die alle Felder umsäumen und die Fläche außerhalb derselben überall den Tieren zugänglich halten. Sie sind als ein Merkmal der Alpenlandschaft zu betrachten und ihre Zahl und Ausdehnung steigt mit dem Eindringen ins Gebirge. Die

zwischen den Zäunen liegende Fläche, innerhalb welcher Wege, Weide, Wiesen, Wald und Almen liegen, ist der allen Einzelsiedlungen gemeinsame Hof. Außerhalb desselben liegen die Felder und die Hausgärten. Die Wohn- und Futterhäuser aber sind die Verbindungsstücke zwischen diesen und jenen. Diese Hoffläche besitzt alle Merkmale des oben besprochenen Hofraumes. Sie ist Lagerplatz und Verkehrsraum. Die Wege und die Viehtränken und Brunnen liegen hier, das Bau- und Brennholz, oft auch der Dünger werden hier aufgestapelt. Nur an der Talstraße gelegene Häuser machen manchmal hievon eine Ausnahme, indem die Lagerplätze durch einen niederen Zaun vom Verkehrswege abgeteilt sind.

Aber noch weitere Ursachen verhindern die Anlage von Höfen. Erstens die klimatischen Verhältnisse. In den inneralpinen, niederschlagsreichen Hochtälern fällt dieser Grund besonders ins Gewicht. Die Mächtigkeit der Schneedecke, oft zwei bis drei Meter, und die an den Hängen und Talweiten besonders häufigen Schneeverwehungen würden einen von Häusern und höheren Zäunen umschlossenen Hof, der ja immer nach irgend einer Seite hin im Windschatten liegen muß, im Winter bald unbenützbar machen. Außerdem bietet die Neigung der Hänge bei den meisten Ansiedlungen nicht den nötigen Raum für den Hofplatz.

Ein dritter Grund für den Hofmangel ist in dem Legschindeldache zu suchen. Die blockförmige Bauweise der Häuser auf rechtecks- oder quadratähnlichem Grundriß, also ohne ein- und ausspringende Winkel, ist auch von der Art der Dachdeckung abhängig. Bei dieser ist nämlich eine Ausführung von Graten, besonders aber von Kehlen unmöglich. Bei letzteren läuft sehr viel Niederschlagswasser zusammen und besonders, wenn das Dach mit Schnee bedeckt ist, würde hier die Nässe eindringen. Eine wirklich dichte Konstruktion der Kehlen wäre bei Verwendung der großen Legschindel undurchführbar. Daher kann auch kein Umschließen eines Hofplatzes auf zwei oder mehreren Seiten durch das Haus erfolgen. —

Nach zwei geometrischen Ordnungen können die Räume eines Hauses in der Horizontalebene zusammengestellt werden. Entweder in radialer oder in achsialer Gruppierung. Die erste Art, die besonders bei allen jenen Gehöftformen, welche einen von Häusern umschlossenen, mittleren Verkehrsplatz besitzen, zur Geltung kommt, ist das herrschende Prinzip der Ebene, weil ihre bauökonomische Anwendung nur bei geringen Niveauunterschieden gesichert ist. Auf der geneigten Bodenfläche, wo die radiale Anordnung unmöglich wird, herrscht die achsiale Gruppierung.

Ein prächtiges Beispiel letzterer Art bietet Hildebrandts Belvedere in Wien, bei welchem die achsiale Anordnung auf geneigter Fläche zu einer künstlerischen Idee erhoben wurde[1]). So wird der Hang ein weiteres Element, das neben Klima und Baumaterial die Gestalt des Hauses beeinflußt. Er schafft vor allem mit an der Form der Grundrißfläche des Hauses und wirkt entscheidend auf die Höhenentwicklung.

Die Vorteile eines zentralen Raumes, von dem eine größere Anzahl gleichwertiger Räume direkt zugänglich ist, sind selbstverständlich. Sie werden überall angestrebt. Besonders aber in jeder Art von Wirtschaftsbetrieben, deren Streben immer auf Zentralisation gerichtet ist, was sich in den Bauten, die solchen Betrieben dienen, unwillkürlich ausdrücken muß. In diesem Sinne versucht daher auch der Alpenbauer seinen Grundriß zu gestalten. Aus den S. 32 ff. angeführten Gründen ist die Anlage eines zentral gelegenen Hofes wertlos. Daher rücken die erforderlichen Räume zu einer geschlossenen Masse zusammen, in deren Mitte ein Verbindungsraum geschaffen wird. Dieser Raum, Vorhaus, Haus, Gang oder Laube genannt, ist der älteste Raum des Hauses. Er ist im Entwicklungsgange aus dem ursprünglichen Einraum mit der Feuerstelle hervorgegangen. Durch die Gruppierung um diesen Raum zeigt sich auch

[1]) Bruno Grimschitz, Das Wiener Belvedere und sein Schöpfer J. L. von Hildebrandt.

Abb. 8. Gasthof zum Neuwirt in Virgen

hier wieder das uralte Bestreben in der Baukunst, ein System von Räumen zu schaffen, die in Bezug auf den Verkehr möglichst gleichwertig sind.

In den Hochalpentälern zerteilt der Gang meist das ganze Haus. Die Treppen zu den Obergeschossen und dem Dachboden sind hier eingebaut, dadurch wird dieser Raum bis unter das Dach ein einheitlicher. Seine Wände sind noch sehr oft rußgeschwärzt und in allen Häusern, die nicht in jüngster Zeit errichtet oder gründlich erneuert wurden, münden die Rauchabzüge des Stubenofens, eventuell auch der Kammer in diesen Gang. Daher liegt er auch gewöhnlich unter dem Firste oder er kreuzt ihn mindestens, um die abziehenden Rauchgase zur höchsten Stelle des Daches zu führen. So bleibt seine Lage ein Erinnerungszeichen an das ehemalige Rauchhaus und bewirkt eine spiegelgleiche Teilung der Raummasse[1]). Zu seinen beiden Seiten liegen die Wohnräume und gegenüber dem Eingange ein Ausgang, wenn das Wohnhaus vom Futterhaus getrennt ist oder die Tür zu letzterem, wenn beide zusammengebaut sind.

In dieser Grundrißanordnung, bei welcher Wohnung und Stall, obwohl beide unter einem Dache liegen, durch eine Wand voneinander getrennt sind und höchstens durch eine Tür (in den Alpen fast immer) von dem einen Hausteile Zugang zum anderen ist, erblicken die meisten Forscher das Hauptcharakteristikum des oberdeutschen Hauses. Dadurch tritt es nämlich in Gegensatz zum niederdeutschen Bauernhaus, bei dem Menschen und Tiere unter einem Dache, in einem Raume untergebracht sind. Bancalari[2]) will, obwohl mit großer Zurückhaltung, die Ursache für diese Trennung in einer höheren Gesittung der oberdeutschen Volksstämme erblicken. Jeder, der weiß, welche möglichen und unmöglichen Schlafplätze auch gegenwärtig die Dienstboten und auch oft die Familienmitglieder besonders bei unseren Gebirgsbauern einnehmen, der ihre vollkommen zurückgebliebenen Wohnbedürfnisse kennt, wird Bancalari's Vermutung nicht beipflichten können.

Vor allem kann man einen Vergleich zwischen dem niederdeutschen und dem oberdeutschen Haus deshalb nicht ohne weiteres machen, da letzteres immer mindestens aus zwei zusammengebauten Häusern besteht, dem „Feuer- und dem Futterhaus". Daß Stall und Wohnung oft unter einem Dache vereinigt, scheinbar als ein Haus auftreten, ist nur als eine vorübergehende Erscheinung und nicht als ein Schlußergebnis einer Entwicklungsreihe aufzufassen. Nur in den hügeligen Teilen des ober-

[1]) Rank, Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses, S. 42 ff.
[2]) Bancalari, a. a. O., S. 15.

deutschen Hausgebietes, in denen der fränkische Hof und die langgestreckten Einbauten herrschen, wird die Zusammenlegung der Einzelhäuser schon seit Jahrhunderten in gesetzmäßiger Weise durchgeführt, so daß äußerlich der Eindruck eines einheitlichen Baues erweckt wird, obwohl auch hier, mindestens in der Bezeichnung, welche die einzelnen Hausteile tragen, der alte Haufenhof noch durchblickt.

Je mehr man ins Innere der Alpen vordringt, desto deutlicher zeigt sich die geringe Beständigkeit der beiden oberdeutschen Hausgruppierungen, Einbau und fränkischer Hof. Wie auch später noch erwähnt werden soll (siehe S. 44 ff.), tritt in den gebirgigeren Teilen der fränkischen Hofregion sehr bald Auflösung dieser Gehöftform zutage und in den Hochalpentälern, besonders in deren oberen Gebieten sind Gehöfte-Einheitsbauten und solche, bei denen Wohn- und Futterhaus voneinander getrennt sind ohne zusammenfassende Hausgebietsgrenze, regellos über die Flur verteilt. Es ist auch bei der Herstellung von Neubauten kein Fortschreiten der Typenentwicklung zum Einheitshause bemerkbar. Überall werden immer wieder vom Feuerhause entfernte Futterhäuser errichtet und selbst die Auflösung eines ehemaligen Einheitshofes zu einem Gruppenhofe ist manchmal zu treffen.

Die überall im oberdeutschen Hausgebiete durchgeführte Trennung von Wohnung und Stall ist also eine sekundäre Erscheinung, die darauf hinweist, daß sich hier die den einzelnen Wirtschaftszweigen dienenden Bauten selbständig und voneinander getrennt bis zur fertigen, typischen Gestalt entwickelten. Aus dieser Beobachtung ergibt sich jene Frage, deren Beantwortung Klarheit in den hier besprochenen Unterschied zwischen niederdeutscher und oberdeutscher Hausform schafft. Sie lautet: „Warum blieb der Haufenhof in Oberdeutschland so lange herrschend und warum ist er, besonders in den Alpen, noch jetzt eine lebendige Typengestalt?"

Für das zum Thema dieser Arbeit gehörige Gebiet läßt sich eine befriedigende Antwort auf diese Frage finden, welche Antwort auch vieles für die Mittelgebirgslandschaften klären dürfte. Aus dem S. 22 über den Blockbau, S. 22 ff. über die Verwendung des Holzes und in diesem Kapitel (S. 32 ff.) über die überwiegende Häufigkeit der Hausplätze auf abfallendem Terrain Gesagtem ergibt sich, daß das Haus, solange es aus Holz aufgeführt wird, und das war früher fast überall und ausnahmslos der Fall, keine langgestreckte Grundrißform haben kann. Weiters wird daraus klar, daß das geneigte Terrain der Bauplätze den Hallenbau verhindert, die Räume mehr zusammenschiebt, ineinanderschachtelt und übereinander auftürmt. Dadurch erwachsen dem Erbauer, besonders wenn ihr technisches Können und vor allem die ziemlich abstrakte Ueberlegung der Grundrißanordnung noch nicht gut entwickelt ist, bedeutende Schwierigkeiten bei der Anlage größerer Bauten. Dies fällt besonders beim Blockbau ins Gewicht, denn die alte Baumethode, welche die naiven und unbewußt schaffenden Bauhandwerker der Vergangenheit ausübten, die darin bestand, ohne vorhergehende, durchgreifende Planung den jeweilig auftretenden Bedürfnissen durch ein kunterbuntes Uneinanderfügen von Räumen gerecht zu werden, konnte hier nicht durchgeführt werden. Beim Blockbau war es unmöglich, bei einem später anzugliedernden Bau an ein schon vorhandenes Haus, mit diesem einen festen Verband herzustellen, wie dies der Stein- und Fachwerksbau ohne weiters gestatten. Nur die ständige Wiederkehr des Bedürfnisses nach einem bestimmten Zwecken dienenden Raume und dessen Wichtigkeit für den Wirtschaftsbetrieb oder die Lebensweise zwang die Erbauer allmählich, ihn in die engeren Raummasse mit einzubeziehen. So wird es verständlich, daß sich mit der Zeit gewisse Wirtschaftsmittelpunkte innerhalb der den verschiedensten Zwecken dienenden Objekte des Haufenhofes herausbildeten, die dann die weniger wichtigen Nebengebäude des Gehöftes anzogen und langsam zu einer Einheit zusammenschlossen. „Feuerhaus" und „Futterhaus" sind die beiden Wirtschaftsknotenpunkte, mit denen sich allmählich eine Anzahl anderer Räume vereinigten

Abb. 9. Haus an der Lackbrücke in Defreggen

und nach den Gesetzen, welche die Landschaft usw. vorschreiben, eine typische Gestalt annahmen.

Aber noch ein weiterer Grund für die Trennung von Wohnung und Stall im heutigen alpinen Einheitshause ist vorhanden. Wie auf S. 10 ff. dargetan wurde, ist die Almhütte die Mutter des Alpenhauses, das in Ermanglung bestimmter Deckungsmaterialien wie Stroh, Schilf, Ziegel usw. von einem ziemlich flachen Dache bedeckt sein muß (siehe S. 28 ff.). Nun ist schon in den primitivsten Almhütten, insoferne Stall und Herdraum unter einem Dache liegen, eine Zweiteilung bemerkbar. Auf steilen Almhängen, besonders in den Dolomiten, ist der Stall ins (gemauerte) Untergeschoß verlegt, aber überall, wo er mit dem Herdraum in gleicher Höhe liegt, wird er von diesem durch eine Wand getrennt und ist durch eine Tür zu betreten. Der Grund, weshalb diese Trennung durchgeführt wird, ist leicht einzusehen. In der niederen, flach bedeckten Hütte würde der bei schlechtem Wetter oft weit in den Raum herunterstehende Rauch dem Tiere den Aufenthalt darin unmöglich machen. Daß dies in den mit einem steilen Dache bedeckten, hochfirstigen niederdeutschen Hause nicht der Fall ist, wird selbstverständlich.

Die vorherrschende Terrainneigung verlangt einen das Haus durchstoßenden Weg, von dem aus alle Räume bequem zu erreichen sind. Die Zufahrtswege zum Hause können, besonders wo es sich um die für den Verkehr und die Einbringung größerer Lasten notwendige Plattform handelt, nur in Richtungen parallel zur Schichtenlinie an das Haus herangeführt werden. (Siehe Abbildungen 1, 3, 12.) So kommt es, daß bei Einheitsbauten der Futterhausteil immer an der Bergseite liegt. Oft sieht man in Orten, die von Straßen parallel zur Schichtlinie durchzogen werden, die älteren, talwärts gelegenen Häuser mit der Futterhausseite an die Straße stoßen. Dadurch entsteht auch die Notwendigkeit, daß die Einhausbauten ein Verkehrsgang durchziehen muß. Für einen zentral gelegenen Hof fehlt der Platz; die von einer Brücke (siehe Abbildung 3) aus zugängliche, möglichst breite Tenne muß ihn ersetzen. Daß man von ihr aus in das Wohnhaus gelangen kann, ist von praktischem Wert. Durch die Stellung des Hauses im Gelände, wie sie oben erläutert wurde, nimmt der Gang eine Lage ein, die meistens mit der Firstlinie parallel ist. Damit hängt auch die Fassadengliederung der Häuser zusammen. Trotz der gewöhnlich stattfindenden Anordnung der Räume des Wohnhauses parallel zum First, gruppieren sich die Haupträume, das sind die Wohnräume, an der Giebelwand. Küche, Stube und Eingang sind sehr oft hier zu finden. An dieser Wand ist mehr lotrechte, durch den Traufvorsprung unverdeckte Fläche zur Verfügung, die besseren Platz für die dahinter anzuordnenden Räume bietet. Die aus den oben angeführten Gründen (s. S. 25) bedingte Orientierung der Giebelwände begünstigt diese Gruppierung noch mehr, weil durch sie der freie Ausblick ins Tal gefördert wird. Da der Siedler gezwungen

ist, auf den sonnenseitigen Hängen sein Haus zu erbauen, so bleibt diese bevorzugte Giebelwand auch die am längsten von der Sonne beschienene Fläche des Hauses und gewinnt dadurch noch mehr Wichtigkeit.

Dieses Gewicht, das auf die Giebelwand als Hausfront fällt, die Anziehungskraft, die sie auf die vornehmsten Räume ausübt, bewirkt unter den gegebenen Konstruktionsmöglichkeiten eine ziemliche Verbreiterung dieser Wand. Leitet schon das flache Dach auf eine größere Spannweite hin, so bietet die verfügbare Stammlänge, die im Durchschnitt 9—13 *m* beträgt (siehe S. 22) ein gangbares Maß für die Breite dieser Giebelwand. Die gemauerten Bauten erreichen zwar oft viel größere Breiten als die hölzernen, aber dennoch bleibt die Anordnung die gleiche, nur die Ausdehnung der Räume nimmt zu.

Der Bauer strebt überall einen großen Dachraum als Lagerraum für sein Getreide und Heu an, denn die Dachflächen sind billiger, rascher und bei bescheidenen Abmessungen leichter herzustellen als die lotrechten Wände. Außerdem ist dieser Raum mit dreieckigem Querschnitt bei dem äußerst formfähigen, leicht stapelbaren Material, wie Heu und Stroh, ökonomisch besser ausnützbar. Die Beförderung bis unter den Dachfirst ist leicht möglich und bei dem im Verhältnis zu Masse und Gewicht wertarmen Heu- und Strohvorrat ist es von großem Nutzen, wenn dieser in Räumen mit größerem Effekt, das sind jene mit lotrechten Wänden, nicht gelagert zu werden braucht. Überall, wo an lotrechten Wänden bei der Umbauung eines Raumes gespart wird, entsteht bei Bauernhäusern ein hohes steiles Dach.

In den Hochalpentälern, in denen das Dach zu einer flachen Neigung gezwungen ist, müssen daher die Lagerräume für Heu und Stroh tiefer in das Haus hinabgreifen. Durch die Billigkeit der Umfassungswände, infolge des Holzreichtums, ist es möglich, einen Kniestock oder ein ganzes Obergeschoß aufzuführen, welches dann den nötigen Raum für die Futtervorräte bietet. Ja, die Konstruktionen dieser Bauart kommen dem Bedarf noch besonders entgegen, weil das Volumen des gewonnenen Raumes viel rascher anwächst, als seine der Zerstörung durch das Klima ausgesetzte Außenfläche.[1])

Da die Heumassen der Höhe nach nicht aufgestapelt werden können, müssen sie zwischen den lotrechten Wänden, neben der Tenne Raum gewinnen. Da, wie oben gezeigt, die Tennenachse mit der Firstlinie fast immer parallel ist, wird also auch eine Verbreiterung der Giebelwände des Futterhauses bewirkt.

Platzmangel einerseits, die bequeme Herstellungsmöglichkeit von Brücken und Obergeschossen andererseits, machen den Stockwerksbau zu einer Selbstverständlichkeit und Notwendigkeit. Der geneigte Bauplatz verringert also immer die Grundfläche des Hauses und vergrößert seine Höhe sowie die Zahl der Geschoße. Auch drei- und viergeschossige Bauernhäuser sind sehr häufig zu finden. Weil das Haus auf dem Hang senkrecht zur Schichtlinie keine große Erstreckung haben kann, wenn die Neigung auch nur mäßig ist, weil parallel zur Schichtlinie wegen des Wasserabflusses das gleiche von der Erstreckung gilt, so muß das Haus über angenähert quadratischer Grundfläche errichtet werden. Ueber dem obersten Geschosse ein Steildach zu errichten, selbst wenn es technisch möglich wäre, ist aus ökonomischen Gründen undurchführbar, weil der geringen Firstlänge und großen Breite der Grundlinie des Giebeldreieckes halber der denkbar ungünstigste Speicherraum entstehen würde.

So schließt sich hier die Kette der formbestimmenden Elemente. Um die vorhandene durchschnittliche Stammlänge gut auszunützen, nähert sich der Grundriß von Wohn- und Futterhaus dem Quadrate. Das Legschindeldach, zu dessen Verwendung der Bauer

[1]) Wenn über der gleichen Grundfläche ein Steildach (mittlere Neigung 45°), resp. ein Flachdach (mittlere Neigung 25°) mit 2,50 *m* hoher, lotrechter Wand erstellt wird, so verhält sich die Steildachoberfläche zur Fläche von Flachdach + Wand wie 2,66:3,07; das nutzbare Volumen des umschlossenen Raumes aber wie 1,76:2,71.

mehr oder weniger gezwungen ist, kann im allgemeinen nicht steiler werden als 30°[1]). Nun zeigt sich, daß das Haus am Hange ebenfalls die quadratische Grundrißform annimmt, daß Platzmangel zu Stockwerksaufbau zwingt und das Dach über dieser Grundform in geringer Neigung am ökonomischsten wird. Dieses Zusammenwirken verschiedener Einflüsse gibt dem Bauernhause der Alpen jene bestimmte Form, welche sozusagen eindeutig mit der Landschaft verbunden ist.

Noch ist ein Hausglied zu erwähnen, das wohl zur typischen Gestalt beiträgt, aber sicher stark mit Stammeseigentümlichkeiten zusammenhängt[2]). Es ist dies der vom inneren Hausgange und dessen Lage im Gebäude unabhängige, wohl aber in einigem ursächlichem Zusammenhange mit dem Hofmangel stehende, äußere Hausumgang, der in Tirol meist Söller genannt wird. Das oft überreiche Ausmaß der Umgänge, welches die Erfordernisse an regengeschütztem, aber dem Luftzuge völlig ausgesetzten Raum überschreitet, weist auf die oben erwähnten Stammeseigentümlichkeiten hin. Daß aber das Bedürfnis nach einem solchen Raume tatsächlich vorhanden ist, zeigen die überall in höhergelegenen und niederschlagsreicheren Alpengebieten vorhandenen Vortennen, Streuhütten usw.[3]), die nicht nur als Wagenschuppen, sondern auch zur Verrichtung jeglicher, bei schlechtem Wetter vorzunehmender Arbeit dienen.

Abb. 10. Schlossergasse in Hall in Tirol

Der Bauer der Hochalpentäler benützt den Söller auch zum Trocknen der Wäsche, die man, gleichgültig, was für ein Wetter herrschen mag, das ganze Jahr hier hängen sieht. Hier läßt er den Mohn ausreifen, hier stapelt er manchmal den Holzvorrat zum Unterzünden für das tägliche Küchenfeuer auf. Nicht selten, in schlechten Jahren, ist er sogar gezwungen, auf dem Söller die Getreidegarben zum Ausreifen aufzuhängen[4]). Da die Herstellung des Söllers im Blockbau auf keine technischen Schwierig-

[1]) Da auch das flache Dach des Bauernhauses in den Alpenstädten herrschte, zeigen die alten Häuser in letzteren jene leeren Giebelaufbauten, welche das dahinterliegende in den Gassen unsichtbare Legschindeldach verdecken und dem Hause ein monumentaleres Aussehen zu verleihen suchen. S. Abbildung 10.

[2]) Stephani, a. a. O., I., S. 236.

[3]) Diesbezügliche schöne Beispiele kommen in der Oststeiermark vor.

[4]) Wurde in Hintertux beobachtet, einem Hochtale, in dem die Harfen unbekannt sind.

keiten stößt, ja die Holzkonstruktionsweise direkt dazu einladet, findet seine reichliche Verwendung bei der kastenähnlichen Bauweise in den Hochalpen genügende Erklärung. Wahrscheinlich steckt aber hinter der Herstellung des Söllers ein allgemein menschlicher Baugedanke. Denn überall wo mehrgeschossige Holzbauten auf der Erde errichtet werden, finden Söller Anwendung. In Niederösterreich und den angrenzenden Gebieten Steiermarks, wo geräumige Höfe, Bortennen und Streuhütten vorhanden sind und das Erdgeschoß oft gemauert wird, werden doch im Blockbau aufgeführten Dachgiebeln Söller vorgelegt. Als Verkehrsgang dient der Söller eigentlich gar nicht. Wenn vom Zugang zum Abortverschlag, der erst ziemlich spät aufgetreten sein dürfte, abgesehen wird, bleibt nur das kurze, als Zugang benützte Stück übrig, das manchmal notwendig wird, wenn der Wohnungseingang über dem Terrain und auf einer Seite des Hauses liegt, wo eine gerade Zugangstreppe zu steil und lang würde.

Reinlichkeitsrücksichten, und eine größere Hangneigung in Verbindung mit größeren Besitzeinheiten, welche eine zu große Hausgrundfläche erfordern würden, lassen Wohn- und Futterhaus getrennt bleiben. Gleiches gilt auch, wenn eine günstigere Aufteilung der Flur gewonnen werden kann. Dadurch entsteht eine Zerpflückung der Raummasse in einzelne Teile und die Anlage, der Gruppenhof, gewinnt äußerlich eine Ähnlichkeit mit dem alten Haufenhofe, wie er z. B. noch in manchen Gegenden Steiermarks und Salzburgs besteht. Ja die Zerteilung geht oft so weit, daß eigentlich eng zusammengehörige Bauten auf stundenlange Entfernung von einander getrennt sind[1]). Besonders dort, wo das Einbringen des Heues auf große Schwierigkeiten stößt, z. B. in Gebieten mit ergiebigen, aber schwer zugänglichen Bergmähdern, werden Winterställe in Verbindung mit Heuscheunen errichtet, von denen oft mehrere zu einem Gute gehören und im Laufe des Winters nacheinander vom Vieh bezogen werden. (S. S. 20.)

7. Allgemeine Ausblicke

Durch den beständigen Wechsel der Geschehnisse, dem auch die Volksstämme der Vorzeit, wie alles andere auf der Welt unterworfen waren, wurden diese bald hierher, bald dorthin gedrängt, streiften andere Völkerschaften, durchzogen oder besiedelten auf längere Zeit andere Gaue. Die relative Kulturhöhe, mit der sie dauernd in einem Lande seßhaft wurden, war das ausschlaggebende Moment, ob eine Umgestaltung ihrer Lebensformen platzgreifen mußte oder nicht. Da sich weder Stammeseigenart noch Wirtschaft auf den primitiven Kulturstufen der Völker der Vorzeit genügend konsolidiert hatten, zugleich die Erdnähe und Wurzelhaftigkeit groß war, so kann mehr von einem naturwissenschaftlichen als historischen Problem gesprochen werden.

Die Landschaft muß damals von dominierendem Einfluß gewesen sein. Die Einfachheit und beschränkte Zahl aller technischen und wirtschaftlichen Hilfsmittel zogen dem Entwicklungsfortschritt einen engen Kreis von Möglichkeiten und bestimmten sein bescheidenes Tempo. Der Weg vom Mittel zum Zweck war von einer lapidaren Kürze, die hin und wieder auch heute noch in irgend einem hinterweltlerischen Winkel an einer technischen Konstruktion anzutreffen ist und einen modernen Menschen, der sie betrachtet, zur Verblüffung zwingt. So war es selbstverständlich, daß die Natur aus allen menschlichen Einrichtungen unverhüllt und fast unmittelbar hervorlugte und diese einem Organismus, einem Gewachsenen, Lebendigen gleichen, nicht einem künstlichen Werke, das der menschliche Geist erschaffen hat. Obgleich dieser sich vielleicht niemals so siegreich zeigt als in jenen Taten. Auch das Haus war eine jener Einrichtungen. Weil es bald einer ganzen Schar von Zwecken dienen mußte, so war seine Abhängig-

[1]) Reishauer, Sommerhöfe im Adamellogebiet. A. V.-Z. 1904, S. 17 ff. Siedlungen im Bereich der Wiesen und Weidenregionen, sogenannte Casolarien im Nähwiesenbezirke, die während des Sommers von der ganzen Bauernfamilie mit ihrem Vieh bezogen werden.

Lichtbild von A. Frank

Bruckmann aut. et impr.

Ciarforon und Becca Monciare. Im Vordergrund die Zunge des Moncorvégletschers
(Zum Aufsatz Nieberl „Aus den Grajischen Alpen")

Abb. 11. Die Jagdhausalpe in Defreggen

keit von der Umwelt viel verzweigter als beispielsweise etwa die eines einfachen Beiles. Nur ein ausgedehntes Land, das im wesentlichen einen gleichartigen Charakter besaß und verhältnismäßig dicht bewohnt war, konnte eine feste Grundform des Hauses entwickeln.

Doch solche größeren Landschaftsgruppen sind nicht durch scharfe Grenzen voneinander abgeschlossen, sondern gehen allmählich ineinander über oder übergreifen teilweise. Charakterzüge verschiedener Gruppen, vereinigen sich und bilden oft auf weiten Landstrecken abweichende Charakterbilder. Diese Veränderungen wirken auch auf das Haus ein — müssen wirken. In stärkerem Maße aber als durch sie werden die Zusammenhänge zwischen Haus und Landschaft durch geschichtliche Vorgänge verwischt. Die großen Wanderungen der Vorzeit, die Kriegszüge und Kolonisationen haben die Hausformen eines Gebietes oft in weit entfernte Länder vollkommen anderen Charakters getragen. Groß ist die Zahl der Beispiele, welche dies beweisen.[1])

Durch diese Uebertragung von Hausformen in Landschaften anderer Art entstehen Spannungen zwischen ersteren und letzteren, die nach Ausgleich streben. Der Konservatismus der Erbauer, der an den überlieferten und erprobten Formen hängt, wird nur langsam den neuen anderen Anforderungen gerecht. In allen Uebergangszonen der Typengrenzen wird dieser Kampf bemerkbar. So zeigt er sich z. B. deutlich in den Alpenländern rings um den Semmering. Bis über 1000 *m* Seehöhe reichen die Siedlungen, eine relativ große Höhe, die teilweise schon jene Bedingungen schafft, die auch für den inneralpinen Siedler gelten. Hier kam aus den Tiefländern und Mittelgebirgszonen der allseitig umbaute fränkische Hof herauf. Aber in diesen Höhen, in denen Viehzucht den Körnerbau weit überwiegt, ist schon das Bild des besiedelten Landes gegenüber jenem, der zwei Stunden entfernten, tiefer gelegenen Gegenden wesentlich verändert. Hier oben bemerkt man überall die von Zäunen umsäumten Felder, welche in den Hochalpen zu finden sind (s. S. 33) und welche im Tale überall fehlen. Aber auch beim Gehöfte selbst ist vieles anders als in den Vorbergen und im Flachland.

[1]) Um einige zu nennen, seien hier aus dem europäischen Alpengebiete erwähnt: Das Vorkommen des Alpenhauses im niederbayerischen Flachland und in Böhmen (s. S. 14); das Vorkommen der Zelthäuser am Südostrande der Alpen (s. S. 17) usw.

Je tiefer der Hof im Gebirge liegt, desto häufiger wird das Brennholz, werden Ackergeräte, Wägen, Schlitten usw. rings an den Außenwänden verstaut. Der fränkische Hof gibt die in den Dörfern des Flachlandes ausgeübte Funktion des Bergens auf. Aber auch als mittlerer Verkehrsraum wird er hier nicht mehr in vollem Maße benützt, bald wird er in der vollkommen umschlossenen Form überflüssig. Muß das Gehöft auf steilerem Hange liegen, so verschwindet er ganz oder es bleiben höchstens von zwei Seiten umschlossene Hofrudimente bestehen, die sich außerdem noch sehr leicht zu Gruppenhöfen auflösen. Ueberall findet man hier Bauern, die mit der Raumgruppierung ihres Hauses nicht einverstanden sind. Wo es ihnen möglich wird, legen sie Tennbrücken an; besonders die langgestreckten Scheunen erscheinen ihnen unbequem.

Diese Umwandlungen sind auf Schritt und Tritt zu bemerken. Vor allem ist der moderne Verkehr von Einfluß. In den tieferen Teilen der großen Alpentäler wächst überall der Neigungswinkel der Dächer (s. S. 33) und im Berner Oberland, das gegen Nordwesten offen ist, verdrängte das steile Dach bereits im 18. Jahrhundert das flache.[1])

Welchen Einfluß auf die Entwicklung des Hauses die Landschaft trotzdem in verborgenen, wenig begangenen Landstrichen besitzt, beweist z. B. die Jagdhausalpe im hintersten Defreggertale in Osttirol (siehe Abbildg. 11). Ungefähr 10 *km* von der letzten ständigen Siedlung (56 *km* von der Bahn) entfernt, weit außerhalb der Waldgrenze liegend, machen sich große Verschiedenheiten im äußeren Aufbau der Almhütten gegenüber anderen Tirols bemerkbar. Wegen des niederen Almgrases und der reichlich vorhandenen Steine besitzt die Landschaft Aehnlichkeit mit den Wüstensteppenregionen der Gebirge Asiens. Und wirklich, wer vom „Roten Mann" ins Defreggertal herabsteigend, im Talschlusse die auf engem Raume zusammengeschobenen 16 Almhütten erblickt, glaubt ein asiatisches Dorf zu sehen. Graue Steinwände, grau verwitterte, sehr holprige und flache Legschindeldächer, eine kaum vorspringende Traufe, vollkommen unregelmäßig verteilte Wandöffnungen zeigen von der Ferne den blockförmigen Wüstenbauten zum Verwechseln ähnliche Gebilde. Aber auch von der Nähe betrachtet bleiben große Unterschiede gegenüber dem Alpenhause bestehen. Vor allem ist die Körperform der Raummasse eine durchaus andere. Mit dem Hang laufend errichtet, sind alle Bauten langgestreckt und die Umfassungswände vollkommen aus Stein erbaut, meist in Trockenmauerwerk erstellt und nur zum Schutze desselben bei manchen Bauten verputzt. Wie schon erwähnt, springt das Dach über die Wände gar nicht vor. Ebenso wie der innere Ausbau ist dieses größtenteils aus Holz bei sehr sparsamer Verwendung desselben erbaut, wobei jedoch die Raumeinteilung des Alpenhauses beibehalten wurde.

Bemerkenswert ist, daß die Alpe gar nicht so lange besteht. Früher, nach der Ueberlieferung, sollen dort noch Wälder und ein wirkliches Jagdhaus gestanden haben. Rücksichtslose Abholzung und Lawinen haben den Wald vernichtet und Almhütten entstanden außerhalb der Einflüsse des regeren Verkehres, aus den in der nächsten Umgebung vorhandenen Baumaterialien, in den vom alpinen Hause teilweise stark abweichenden Formen.

Die modernen Transportmittel, die jedes Material an alle Punkte eines Landes befördern können, bewirken allmählich ein Verlöschen der typischen Formen. Oft stellen sich ortsfremde Baumaterialien ökonomischer, und ob bei Verwendung dieser noch die „heimische" Bauweise beibehalten werden soll, ist gegenwärtig eine ungelöste Frage. Die eindeutigen Zusammenhänge zwischen Landschaft, Baumaterial und Raumerfordernis werden, wenn nur ein einziger dieser drei Teile sich gegenüber den anderen willkürlich ändert, aufgelöst. Diese eintretenden Aenderungen sind Uebergangs-

[1]) Schwab, a. a. O., S. 62.

Abb. 12. Aus St. Jakob in Defreggen

stadien; denn im Vergleich zu dem langen Zeitraume der Entwicklung der alten Typen ist die Dauer neuer Formen gering. Das Tempo der neuen Zeit hat das Volk überrumpelt, nur ein kleiner Teil, der an diesem beschleunigten Gange aller Geschehnisse mitarbeitet, ist fähig, sie einigermaßen zu begreifen. Die aus diesen Zuständen entspringende Kluft, die sich unter anderem besonders in der Verschiedenheit der ästhetischen Wertbegriffe äußert, wirkt sehr hindernd auf den Fortschritt der Architektur. Auch das Bauernhaus leidet darunter. Es steht dem Einflusse der bewußten Kunst der Meister viel ferner als das städtische Haus. Da die ländlichen Baumeister gewöhnlich auch die Unbefangenheit früherer Zeiten verloren haben, tritt oft absichtlich Gewolltes in aufdringlicher, unglücklich gewählter Form an Stelle des „harmonischen Alten" —, ein in der Moderne viel verspottetes Wort, das aber gerade hier eine Berechtigung besitzt, wie sonst nirgends. Denn an welchem Orte noch, wenn nicht hier, kann von exakt erfaßbarer Harmonie gesprochen werden, wo jede Form ihre Ursache in der umgebenden Natur findet.

Mensch und Erde haben sich zu einem gemeinsamen Werke vereinigt. Daher der unauslöschliche Eindruck, welchen alpenländische Almhütten, das niedersächsische Bauernhaus oder eine asiatische Karawanserei auf den empfänglichen Beschauer hervorrufen. Wollte er ästhetische Gesetze aufspüren, auch wenn es „absolute" sein sollten, er würde in Verlegenheit geraten. Das Schicksal der Völker, das aus diesen Bauten spricht, bezwingt ihn.

Tiroler Kunst

Von Alfred Steinitzer, München

Es mögen mehr als drei Jahrzehnte her sein, daß ich, von Turen in der Rosengartengruppe kommend, vor einem Gewitterregen in dem kleinen Kirchlein St. Martin in Campil Schutz suchte. Es ist ein einfacher, ursprünglich romanischer, mit einem späteren Tonnengewölbe mit spitzbogigem Querschnitt überdeckter Bau; Fresken und die Schnitzaltäre erheben sich nicht bedeutend über das Handwerkliche, aber sie sind der Ausdruck einer liebevoll gepflegten, bodenständigen Kunsttätigkeit. Damals empfing ich die Anregung, an den Denkmälern, die so viel von Geschichte, von Leben und Kunst zu erzählen wissen, nicht mehr achtlos vorüberzugehen; jene Rast wurde der Ausgangspunkt für die eingehendere Beschäftigung mit der Kunst Tirols, der ich zahlreiche, früher gefürchtete, nunmehr genußreich ausgefüllte Rasttage verdanke, wenn das Wetter mich ins Tal bannte.

Ich komme daher gerne der freundlichen Aufforderung des Herrn Schriftleiters der „Zeitschrift" nach, denjenigen, die ebenso wie ehemals ich, in Tirol nur Berge sehen zu können vermeinen, für die Kunstdenkmäler Tirols die Augen zu öffnen. Daß ich dabei unter „Tirol" das alte ungeteilte Land verstehe, wie es in unserer Erinnerung und unseren Herzen fortlebt, braucht kaum betont zu werden. Ebenso, daß ich mich nicht berufen fühle, etwa einen systematischen Abriß der Kunstgeschichte zu geben, zudem ich nicht zünftiger Kunsthistoriker, sondern nur Kunstfreund bin. Auch kann es sich schon im Hinblick auf den mir gewährten Raum nur darum handeln, die Tiroler Kunst im allgemeinen zu charakterisieren und einiges aus dem reichen Stoff herauszugreifen, was mir besonders wichtig dünkt, um dem Kunstfreund einen gedrängten Überblick über die Entwicklung der Kunst in Tirol, sowie Fingerzeige und Richtlinien für den einzuschlagenden Weg zu geben, auf dem dann jeder selbst nach Bedürfnis suchen und genießen mag. Wenn es mir gelingen sollte, dazu anzuregen, wäre der Zweck meiner Arbeit erreicht und nur von diesem Standpunkt aus möchte ich sie beurteilt wissen. —

Tirol ist seit Beginn der Völkerwanderung ein Durchzugsland; die große Völkerstraße, die den Norden mit dem Süden verbindet, gab den Anlaß, daß eine Wechselbeziehung zwischen deutscher und italienischer Kunst stattfand und daß sämtliche Stilformen mehr oder weniger ausgeprägt, mehr oder weniger vermischt, sich vorfinden. Aber die deutschen und italienischen Kunstelemente haben sich zu einer Einheit verschmolzen; trotz aller Mannigfaltigkeit erscheint die Kunst Tirols doch vorwiegend als ein Produkt rein deutscher Art und echt deutschen Kunstwillens. Eine Ausnahme machen nur die Orte des südlichen Etschtales, von Neumarkt an abwärts, vor allem die Städte Trient, das mit seinen Palazzi ganz italienisch wirkt, Rovereto und etwa noch Riva.

Wir finden in Tirol zwar nicht sehr viele Kunstdenkmäler von allgemeiner weitreichender Bedeutung; wer große künstlerische Sensationen erwartet, wie er sie etwa in Italien erlebt, wird enttäuscht sein. Die Tiroler Künstler ermangelten der weiten und einer reichen Kultur entspringenden Bildung, aber der künstlerische Sinn, der alle bajuavrischen Stämme auszeichnet, ist beim Tiroler am stärksten ausgeprägt und die Ehrlichkeit des nach künstlerischem Ausdruck ringenden Gemütes ersetzt vielfach die Virtuosität. Sie erfreuen durch schlichte Wahrhaftigkeit selbst da, wo das rein Handwerkliche ungelenk ist.

Die Tiroler Kunst verrät deutlich ihre Abstammung aus einer durchaus unhöfischen

Kultur; sie ist deshalb grundverschieden von derjenigen, die etwa nördlich und südlich der Alpen an den Höfen der Fürsten gepflegt wurde; sie ist so ganz stilecht in dem Sinne, daß sie trotz der von außen angenommenen Einflüsse aus diesem Bergland geboren erscheint. Häuser, Kirchen, ja ganze Ortschaften wirken zugleich architektonisch und landschaftlich als organische Bestandteile der Umgebung, mögen sie nun im Tal, in einer Mulde oder am Berghang liegen, gleichwie die Felsennester Italiens aus dem Boden herauszuwachsen scheinen. Bei jedem einzelstehenden Kirchlein, bei jedem Bauernhause, ja bei jedem Bildstöckel hat man das Gefühl, der künstlerische Instinkt hat sie auf den ihnen einzig zukommenden Platz gestellt. Architektur, Plastik, Malerei und Kleinkunst besitzen ihren eigenen, selbständigen Wert.

Unter Herzog Friedrich IV. und Erzherzog Sigmund beginnt die Entwicklung einer höfischen Kunst, die im 16. und 17. Jahrhundert unter Maximilian I., Ferdinand I. und den Erzherzögen der zweiten tirolisch-österreichischen Regentenlinie (1564—1665) neben der bodenständig-volkstümlichen Kunst blühte.

I. Architektur

Das Tiroler Haus

Schon in Kufstein drängt sich, wenn wir die Hauptstraße hinaufsteigen, der Eindruck auf, daß die alten Häuser individuell gestaltet sind; die Unregelmäßigkeit, ja Winkelwerk, und malerische Fassadenbelebung als Charakteristikum des deutschgotischen Stils kommen überall zum Ausdruck. Rattenberg bietet ein vollständiges Bild der durch keine Renovierungen und Umbauten verunstalteten alttirolischen Bauart, die uns in die Enge des kleinbürgerlichen Lebens vergangener Jahrhunderte versetzt.

Meist wendet das Haus der Straße die Giebelfront mit flachem, niederem Giebel zu; es sind nicht die hohen Giebel, wie dies für die mitteldeutschen Städte so charakteristisch ist. Für Bürgerhäuser ist die Form des Grabendaches, eines niedrigen, schmalen Giebeldaches sehr beliebt. (Jedem Besucher Salzburgs werden vom Kapuzinerberg aus diese Grabendächer aufgefallen sein.) In gotischer Zeit wurde der Giebel abgetreppt; im 16. und 17. Jahrhundert wurden diese Treppen- und Zinnengiebel vielfach in gerade Abschlüsse verwandelt, um das Haus höher erscheinen zu lassen; Barock und Rokoko haben an Stelle letzterer wieder geschweifte Giebel eingeführt. Die Eingangstüre in das oft gewölbte Erdgeschoß, das meist als Vorratsraum, Laden usw. dient, ist gewöhnlich mit einem Rund- oder Spitzbogen überwölbt; ganz prächtige Haustore finden sich besonders in Innsbruck, Hall und Sterzing.

Bis zu Anfang des 15. Jahrhunderts wurde in Nordtirol rein gotisch gebaut; dann beginnen sich mit dem Eindringen der Renaissance italienische Motive mit den gotischen zu vermischen. Rein gotisch bleibt fast durchgehends der echt deutsche Erker, der nicht nur, oft reich geziert, die Stadthäuser schmückt, sondern den wir auch oft als bescheidenen Versuch beim einfachsten Bauernhause antreffen, indem zwei Fenster auf einer Konsole schief zueinander gestellt sind. Eine besondere Umbildung erfuhr der Erker des Wirtshauses, der sich zu vier bis sechs Fenstern erweitert, oft auch turmartig an einer Ecke angebracht ist, und bestimmt war, den Honoratiorentisch aufzunehmen. Auch zu kleineren Ecktürmchen, die erst im oberen Stockwerk ansetzen, finden wir den Erker umgestaltet. Namentlich die mannigfaltige Verwendung und Ausgestaltung des Erkers, in dem sich die ungebundene Laune der bürgerlichen Gotik so recht auslebt, gibt dem nordtirolischen Hause und den ganzen Straßenbildern ein ungemein anheimelndes Aussehen. Ganz köstliche derartige Bilder treffen wir in Rattenberg, Hall, in den alten Teilen Innsbrucks, namentlich in der mit hohen, schmalen Erkern behängten Herzog-Friedrich-Straße, die durch das „Goldene Dachl", einen reichen spätgotischen Erker (1500), der schönste in Tirol und eines der prächtigsten Beispiele für derartige Erkerbauten überhaupt, beherrscht wird; in Sterzing,

das den gotischen Stil am reinsten bewahrt hat, in Klausen, Brixen, Bozen, Meran usw. Aber auch in den kleineren Orten finden sich reizende Motive. Die dekorative Ausstattung des Portals finden wir auch in den deutschen Teilen Südtirols, ebenso wie die Verwendung des Erkers. Mit der Sprachgrenze zwischen Neumarkt und Salurn verschwindet der Erker.

Der italienische Einfluß kommt namentlich im Hofe zum Ausdruck, wo die Zimmer auf einen offenen, mit Säulen oder Pfeilern geschmückten Gang münden, wodurch ähnlich dem italienischen Loggienhof der Renaissance, mehrstöckige Galerien gebildet werden, wie z. B. beim Fuggerhaus in Schwaz. Auch auf der Straßenseite klingt ein Bogengang zu ebener Erde, die Laube, die für die oberitalienischen Städte charakteristische Säulenhalle, nach, die wir von Rattenberg im Inntal bis Neumarkt im Etschtal antreffen. Die schönsten Lauben, meist mit gotischer Gewölbekonstruktion, haben die Herzog-Friedrich-Straße in Innsbruck und die Laubengasse in Bozen. Auch die zum Schutze gegen Erdbeben bestimmten, schräge gegen die Hauswand anlaufenden und sich nach oben verlierenden Mauerstützen, die mit ein Charakteristikum der genannten Straßen bilden, dürften auf italienischen Einfluß zurückzuführen sein. In der Streitergasse zu Bozen treffen wir sogar auch die, die Straße überwölbenden Erdbebenbogen.

Ein ganz feines Raumgefühl drückt sich in der Brechung der Straßen durch die Kirche, einen Turm, ein quergestelltes oder vorspringendes Haus u. dgl. aus, um einen passenden Abschluß zu erzielen. Ein typisches Beispiel für Schaffung abgeschlossener Straßenbilder und einheitliche Raumgebilde der Plätze ist das noch von keiner Modernisierung berührte Rattenberg. Einen der schönsten Straßenabschlüsse bildet das „Goldene Dachl" in Innsbruck. Bei den alten Plätzen wird durch schmale Zugänge das Gefühl des geschlossenen Raumes erreicht; mustergültige Beispiele sind hierfür der obere und der untere Stadtplatz in Hall, der Pfarrplatz in Meran, der Obstmarktplatz in Bozen; auch der neuere Waltherplatz daselbst ist ein Beispiel schöner Raumwirkung. (Man betrachte demgegenüber z. B. den Margarethenplatz in Innsbruck, der eigentlich nur ein vergrößerter Straßen-Kreuzpunkt ohne jede Raumwirkung ist, um sich den Unterschied zwischen den willkürlich vom Architekten angelegten und den aus einem intuitiven Raumgefühl entstandenen Plätzen klarzumachen.)

Naturgemäß verstärkt sich der italienische Einfluß, je mehr wir nach Süden kommen. Von Klausen aus zeigt sich die stärkere Annäherung der Bauweise an den Süden in dem Lichtschacht als Mittelraum des Hauses mit Treppen und Galerien, die dem Bedürfnis entsprangen, Räume zu schaffen, die zwar bedeckt sind, aber der milden Luft Zugang gestatten; allerdings dürfte auch die bauliche Notwendigkeit, die durch die Zusammendrängung der umwallten Orte bedingt war und nur schmale Häuserfronten gestattete, mitgewirkt haben. In den alten Häusern Bozens finden sich die schönsten derartigen Anlagen. Aber auch in den Städten des Inntals finden sich diese Lichtschächte mit Treppenanlagen häufig; in Innsbruck sind einige recht reizvoll malerische derartige Anlagen, z. B. in den Häusern der Herzog-Friedrich-Straße Nr. 23, 35 und 27; letzteres ein Beispiel für freie Geländerstiegen in Barock- und Rokokoform; sie waren vielfach die einzige Stelle, an der der Besitzer seinen Geschmack zum Ausdruck bringen konnte. Am meisten von ganz Deutschtirol kommt der italienische Einschlag in St. Michael (Eppan) zum Ausdruck, vor allem in den Freitreppen, die häufig in den ersten Stock der Häuser führen und auf einen offenen Vorplatz einmünden; wer sich nicht scheut, in die Höfe einzudringen, kann sich dort an einer Fülle von köstlichen Kleinarchitekturenbildern, Loggien und Erker, die mit zierlichen Säulchen geschmückt sind, erfreuen.

Der Barockstil ist im allgemeinen auf monumentale Bauten und palastähnliche alte Adelshäuser beschränkt. Beispiele barocker Bauten sind: das Palais Wels-

berg (Taxis) um 1712, in dem die italienische Palastanlage erstmals in Innsbruck erscheint; das Landhaus (1725—28), der prächtigste Profanbau des älteren Innsbrucks; das Theresianum mit schöner Barockfassade aus dem 18. Jahrhundert; das katholische Kasino mit reichster spätbarocker, schon den Übergang zum Rokoko aufweisender Stuckdekoration. In Bozen sind das Merkantilgebäude, ein ansehnlicher Barockbau von 1717, das einzige Beispiel des italienischen Palastbaues in Bozen und das Campofranco-Haus zu nennen. Hingegen treffen wir sehr häufig barocke Ziermotive, oft noch mit gotischen Formelementen gemischt, zur Dekoration der Fassaden verwendet, mitunter auch Motive des Rokoko und des Zopfstils.

Die alten Teile der Städte von Welschtirol, namentlich in Trient und Rovereto, gleichen vollständig den oberitalienischen Städten; vor allem ist der Einfluß Venedigs und Veronas ersichtlich. Die bürgerlichen Häuser haben hohe Balkonfenster, der charakteristische Unterschied zwischen dem italienischen und Etschländer Bürgerhaus; in den Palazzi ist vielfach der venezianisch-gotische Stil vertreten, vorherrschend ist jedoch die Renaissance. Besonders reizvoll wirkt der reiche Freskenschmuck der Außenseite, den man sich allerdings in Gedanken ergänzen muß, da meist nur Bruchstücke der alten Malerei erhalten geblieben sind. Die Loggienhöfe sind geräumig, die Türen der Wohnräume münden auf die Steingalerien. Die Fassaden, besonders die schweren Portale, sind reich geschmückt; ab und zu treffen wir auch auf Barockdekoration. Auch in kleinen Orten finden sich Palazzi des ehemaligen Adels, die trotz des ruinösen Zustandes an den alten Wohlstand erinnern. Als Beispiele von schönen Palastbauten seien genannt der Palazzo Gerennia (jetzt Pedetti), ein Bau ganz im Stil der alten Veroneser Paläste mit einem Hofe, in dem sich die italienische Spätgotik mit der Frührenaissance äußerst reizvoll verbindet; die Casa Monti mit schönem Tor und originellen Loggien, beide in Trient. Der Palazzo della pubblica Istruzione in Rovereto von 1772 ist ein prächtiger Rokokobau, wohl der schönste in Welschtirol.

Als vorbildlich im höchsten Maße muß das Wirken der behördlichen Bauaufsicht bei den Um- und Neubauten der jüngsten Zeit in Bozen erwähnt werden, wo man mit feinem Verständnis an die Eigenart und den lokalen Charakter der übernommenen Bauweise anzuknüpfen wußte. Als Beispiele mögen das Rathaus, das sich seiner alten Umgebung in glücklich organischem Zusammenhang eingliedert, die Hotelbauten „Schgraffer" und „Erzherzog Heinrich", die renovierten Häuser am Pfarrplatz, in der Museumsstraße und das reizende Eckhaus am Obstmarkt genannt sein. Wenn die Harmonie der Städtebilder, die uns so sympathisch anmutet, nicht zerstört werden soll, so muß die Idee des Heimatschutzes nicht nur in der erhaltenden Tätigkeit, sondern auch in den Neubauten zur Auswirkung kommen. Gerade in der Landeshauptstadt, die mit gutem Beispiel vorangehen sollte, ist das fast gänzlich versäumt worden. Nur in wenigen neueren Gebäuden, wie z. B. in der Handelsakademie, hat man an ältere Formen angeknüpft."

Noch viel einschneidender als der Unterschied zwischen dem nord- und südtirolischen Bürgerhause ist die Verschiedenheit der ländlichen Bauweise, die mehr noch in dem Stammesunterschied der tirolischen Bevölkerung als in den klimatischen Verhältnissen begründet ist. Auch die Siedlungsweise ist verschieden; der Unabhängigkeitssinn der Bajuvaren drückt sich in den einzelnstehenden Häusern mit umzäunten Grundstücken aus, den „Haufendörfern" und in Einzelhöfen, während wir in Gegenden mit ursprünglich romanischer Besiedelung „Reihendörfer" antreffen. Das Dorf der Germanen ist aus dem Walde hervorgegangen und so hat sich auch die altgermanische Holzbauweise überall da erhalten, wo das Land von Bajuvaren besiedelt wurde. Doch baute man das Erdgeschoß wegen der hohen winterlichen Schneelage meist in Stein. Erst später wird auch das Obergeschoß gemauert, aber der ursprüngliche Typus bleibt. Bei den Wirtschaftsgebäuden blieb der reine Holzbau erhalten. Beim Unter-

inntalerhaus sind Wohnhaus, Stall und Stadel unter einem Dach vereint. Der künstlerische Sinn des Deutschtirolers drückt sich in dem Bestreben aus, die wichtigsten Konstruktionsteile des Wohnhauses durch geschnitzte Verzierungen hervorzuheben. Den Hauptschmuck aber bildet die Laube (Altane), die sich meist um den ganzen ersten Stock des Wohnhauses zieht; häufig findet sich noch eine zweite Laube direkt im Giebelfeld. In dem Schnitzwerk der Dachpfette und der Laubenbalustraden sind je nach der Bauzeit alle Stile, angefangen von einfachen gotischen Formelementen bis zum Barock und Rokoko enthalten. Von der Innsbrucker Gegend an bis gegen Landeck tritt der Übergang zum Oberinntaler Haus im „Halbhaus" in Erscheinung; das Haus ist gemauert, Stall und Stadel sind aus Holz, aber die Teilung erfolgt der Längsachse nach. Die Laube ist meist nur als Dachlaube unter dem Giebel, hingegen ist der Erker häufig. Von Landeck an innaufwärts macht sich der romanische Einfluß im Steinbau geltend; die dem Haupteingang vorgelegten Freitreppen erinnern an den Süden. Für die Fassade des Oberinntaler Hauses ist der Erker die fast obligate Verzierung.

In Welschtirol herrscht allein der Steinbau; die künstlerische Durchbildung der konstruktiven Bauelemente fehlt bei den in Steinmaterial aufgeführten Bauernhäusern gänzlich; hier reizt den von Norden Kommenden höchstens das Malerische einer durch den Verfall noch gesteigerten Unordnung, die für den Deutschen in der Vorstellung des „Südens" ohnehin einen wesentlichen Bestandteil bildet.

Burgen und Schlösser Die Burgen stehen unter den mittelalterlichen Profanbauten an erster Stelle; als verteidigungsfähige Adelswohnungen in der Zeit des Fehdewesens, wurden sie an möglichst unzugänglichen und zugleich beherrschenden Punkten angelegt (z. B. Karneid, Greifenstein, Hocheppan). Daneben finden wir auch Stadt- und Dorfburgen, die das Ortsbild malerisch beherrschen (Kufstein, Rattenberg, Klausen, Arco), und kleinere befestigte Edelsitze, letztere namentlich im Vintschgau und Etschland. Wasserburgen, d. h. solche, bei denen die natürliche Sicherung durch nasse Gräben erreicht wurde, finden sich selten, als Beispiel seien Haasegg bei Hall, Maretsch bei Bozen und der mittelalterliche Teil des Kastells von Trient genannt. Höhlenburgen sind nur einige in Südtirol (Kronmetz bei Mezzocorona).

Die ältesten Burgbauten reichen in das 11. und 12. Jahrhundert zurück, der größte Teil der tirolischen Burgen stammt jedoch aus dem 13. und 14. Jahrhundert. Es waren zumeist nur kleinere Anlagen, die aus dem von einer Ringmauer umgebenen Berchfrit bestanden; in den größeren Burgen befanden sich noch der „Palas", d. h. der Saalbau, die „Kemenate", d. h. die Frauenwohnung und Wirtschaftsgebäude. Größere Anlagen waren häufig mit mehreren Umfriedungen und flankierenden Türmen bewehrt. (Sigmundskron, Hocheppan, Taufers, Rodeneck, letzteres fast eine kleine Stadt zu nennen.) Der mehrstöckige Palas enthielt den Prunksaal; die Fassade wurde mit einer Reihe gekuppelter, vielfach mit zierlichen Säulen geschmückter Fenster versehen (Schloß Tirol, Boimont). Der innere Schloßhof wird nach dem Eindringen der Renaissance auch mit Säulengalerien, Arkaden, Loggien, umgeben (Matzen, Tarantsberg, Churburg, Ehrenburg). Die großen Burganlagen enthielten Burgkapellen; in der romanischen Epoche finden wir auch Doppelkapellen, wobei sich oben das Gotteshaus, unten eine Art Krypta als Begräbnisstätte befindet (Schloß Tirol, Hocheppan, Bruck). Im wesentlichen bleibt die Burg jedoch ein einfacher Nutzbau; höchstens in den Fensterumrahmungen oder einem spitzbogigen Tore kommt der gotische Stil zum Ausdruck. Der schönste Turm Tirols, der zur ehemaligen Burg Haasegg in Hall gehört, ist der sogenannte Münzerturm, das Wahrzeichen der Stadt. Auch Sterzing, Bruneck, Brixen, Meran, Glurns und Trient besitzen noch ihre wohlerhaltenen Tortürme, die Reste der einstigen Befestigungen.

Abb. 1. Hall, Oberer Stadtplatz mit Rathaus

Abb. 2. Hall, Erkerbauten

Abb. 3. St. Michael (Eppan), Erker und Loggiengalerien

Abb. 4. Zimmer im Schloß Tratzburg. Deutsche Renaissance

Abb. 5. Schwaz, Inneres der Pfarrkirche

Als die Burgen am Ausgange des Mittelalters mehr und mehr ihres fortifikatorischen Charakters entkleidet wurden, wurde ein erhöhter Wert auf wohnliche Ausgestaltung und architektonische Wirkung gelegt. Die Höhenburgen des größtenteils in den mittelalterlichen Kämpfen untergegangenen Adels zerfielen; verhältnismäßig wenige wurden noch von ihren adeligen Besitzern bewohnt oder von neuen Besitzern in Stand gehalten (Churburg, Lebenberg, Runkelstein, Trostburg, Rodeneck, Taufers).

Die obenerwähnte Erweiterung alter Burgen bildet gleichsam den Übergang zu den späteren Schloßbauten kunstsinniger Fürsten, wie Erzherzog Sigmund, Kaiser Maximilian, sowie der Fürstbischöfe von Brixen und Trient, aber auch einzelner begüterter Adeligen. Als Beispiele seien genannt die köstliche landesfürstliche Burg in Meran; die prächtige fürstbischöfliche Residenz in Brixen mit schönem Loggienhof, Mitte des 16. Jahrhunderts im italienischen Stil erweitert, im 18. Jahrhundert in Barock renoviert; Feldthurns, ein grandioser Edelsitz, der einen Begriff von der Höhe des südtirolischen Profanbaus aus der Zeit der Renaissance gibt; der einfache, aber großartige Renaissancebau des Castello nuovo in Trient, sowie zahlreiche Schlösser aus der Zeit der prachtliebenden Fürstbischöfe von Cles und Madruz (Cavalese, Castel Toblino u. a. in den edlen Formen venezianischer Renaissance; das prächtige Schloß Tratzberg, in dem die drei Phasen deutscher Kunst: Spätgotik, Früh- und Hochrenaissance vertreten sind; die Ehrenburg, die im barocken Sinne prächtig renoviert ist, Schloß Wolfsturn bei Mareit im Ridnaun, ein 1739 errichteter glänzender Bau mit Säulenhallen und Treppen aus weißen Marmor; Thun im Nonsberg, das glänzendste und prachtvollste Adelsschloß Südtirols. An Schloßbauten späteren Stils ist die von Maria Theresia umgebaute Hofburg in Innsbruck zu nennen. Erwähnung verdienen noch die sogenannten „Edelsitze", die die Mitte zwischen Bürgerhaus und kleiner Schloßanlage halten. Vornehmlich im Etschtal und in Überetsch finden sich ganz reizende derartige Anlagen. Die alten Formen des wahrhaften Herrensitzes: Ecktürmchen, Schießscharten und Zinnen werden hier nur mehr dekorativ als Symbol des adeligen Geschlechtes angewendet.

Kirchliche Baukunst

Es ist selbstverständlich, daß die ersten Denkmäler kirchlicher Baukunst südlich des Brenners, wohin die Kultur zuerst vom Süden hereindrang, zu suchen sind. Einzelne Kirchenbauten sind nachweisbar schon zu Römerzeiten entstanden, wie die Aufdeckung des Grundrisses einer altchristlichen Basilika von Aguntum (bei Lienz) und der Grundriß der Kirchenruine St. Peter in Altenburg am Kalterer See, einer dreischiffigen Basilika, bezeugen. Kleinere Bauten aus dem 1. Jahrtausend sind die St. Benediktskirche in Mals und das St. Proculuskirchlein bei Naturns. Verschiedentlich sind noch Krypten aus der vorromanischen Zeit erhalten geblieben, z. B. in der Stiftskirche zu Innichen.

Mit Beginn des zweiten Jahrtausends, mit dem Einzug des romanischen Stils, der die rechteckige Grundform der altchristlichen Basilika umformte, indem der Grundriß die Form eines lateinischen Kreuzes erhielt und über die Vierung eine Kuppel angebracht wurde, beginnt die für Tirols politische Gestaltung bedeutsame Epoche vom 11. bis 13. Jahrhundert, die nach langen Fehden zwischen Adel und Bischöfen mit der Begründung der Herrschaft der Grafen von Tirol endigte; sie wurde auch für die kirchliche Baukunst die Zeit eines gewaltigen Aufschwungs. Das älteste und zugleich bedeutsamste Denkmal jener Zeit ist der Dom zu Trient, eine interessante und prächtige Verschmelzung deutschen und lombardischen Stils. Der letztere zeigt sich namentlich in der Kuppel über der Vierung, den Zwerggalerien, den Portalen mit Vorbau und den Radfenstern.

Aus dieser Zeit wohlerhalten ist ferner noch die Stiftskirche zu Innichen (12. Jahrhundert). Vom Dom in Brixen, der später umgestaltet wurde, sind nur mehr die

Türme, das Portal an der Südseite und der Kreuzgang mit dem Johanniskirchlein erhalten. Weiters ist noch zu nennen St. Johann in Taufers im Münstertal und die Kirche zu Gais im Tauferertal. Ein sehr interessanter Bau ist die St. Nikolauskirche bei Windisch-Matrei; der Turm an der Chorseite, sowie die in ihn eingebaute Chorapsis mit der darüber befindlichen Kuppel sind noch romanisch, während das Langhaus spätgotisch ist.

Der größte Teil der Kirchen dieser Epoche ist später durch Umbauten verändert worden; doch sind die romanischen Bauteile bei genauerer Betrachtung noch zu erkennen. Besonders häufig geschah der Umbau in der gotischen Epoche durch Einbau des Spitzbogengewölbes und gotischer Fenster; der romanische Turm blieb vielfach unberührt. Für den Kunstliebhaber bietet es gerade einen besonderen Reiz, die alten romanischen Bauteile herauszuschälen. Die meisten dieser Kirchen zeigen mehr oder weniger Spuren lombardischer Beeinflussung, wobei jedoch weder der Reichtum der Formgebung noch der skulpturalen Dekoration des romanischen Stils zur Entfaltung kam.

Besonders bemerkenswert sind die zahlreichen romanischen Rundkapellen Tirols. Die interessanteste ist die zweistöckige St. Michaelskirche im Kloster Neustift bei Brixen; der untere Stock ist Gruftkapelle, der obere dient dem Gottesdienst, die gewöhnliche Anlage der Kultstätten für diesen Heiligen. Das merkwürdige festungsartige Äußere erhielt der Bau erst durch den gotischen Eingangsturm und den zinnengekrönten Umgang aus dem 15. Jahrhundert.

Häufig finden sich bei diesen Rundkapellen vortretende Apsiden, z. B. bei der Leonhardskapelle zu Planitzing bei Kaltern. Ganz originell ist die Apostelkirche in Klausen aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts, ein Rundbau, der nach der Zahl der Apostel aus einem Kranz von zwölf Apsiden besteht.

In die romanische Zeit fallen auch die meisten tirolischen Klosterbauten; Feuersbrünste und Umbauten haben jedoch denselben hart zugesetzt, so daß nur einige größere Reste sich erhalten haben. Die bedeutendsten sind der Kreuzgang im Franziskanerkloster zu Bozen von 1250, der allerdings später ein gotisches Gewand erhielt, und der Domkreuzgang in Brixen. Die Einsetzung des Kreuzgewölbes erfolgte später; ehemals hatte er eine flache Holzdecke.

Das ganze 13. Jahrhundert stand noch unter der Herrschaft des romanischen Stils; höchstens im leisen spitzbogigen Abschluß oder der schlankeren Form der Fenster und Turmhelme bereitet sich der gotische Stil vor, der in Tirol erst mit dem 14. Jahrhundert, also etwa hundert Jahre später als in Deutschland, vollausgebildet in Erscheinung tritt und nunmehr von den Landesfürsten, Fürstbischöfen, geistlichen Orden und Knappschaften eifrig gepflegt wird.

Mit Beginn des 15. Jahrhunderts, unter der Herrschaft der Erzherzoge Friedrich IV. und Sigmund gelangten Bürger- und Bauernstand, Handel, Gewerbe, Bergbau und Landwirtschaft zur höchsten Blüte; damit nahm, besonders unter dem letztgenannten Fürsten die kirchliche Bautätigkeit mit Beginn des 15. Jahrhunderts einen gewaltigen Aufschwung. Das Anschwellen der Bevölkerung verlangte größere Kultstätten, und der wachsende Reichtum der Bürgerschaft drängte darnach, sich gemäß dem damals herrschenden religiösen Geist in kirchlichen Bauten zu dokumentieren.

Alte romanische Kirchen wurden umgebaut und vergrößert, namentlich wurde an Stelle der niedrigen und engen Rundapsiden mit der Anlage eines größeren Chors begonnen; zahlreiche Kirchenbauten entstanden neu. Was für die romanischen Bauwerke Südtirols gilt, gilt auch für die gotischen Kirchen des gesamten Tirols: sie können sich weder den Ausmaßen nach mit den großen Domen Norditaliens, Frankreichs und Deutschlands messen, noch kommt die himmelaufstrebende Höhenentfaltung und die liebevoll reiche architektonische Formensprache, die sich in den Einzelheiten aus-

spricht, ganz zur Entfaltung. Dafür haben die gotischen Kirchen und Kirchlein mit ihren reichen Schnitzaltären und Freskenschmuck einen intimen, anheimelnden Charakter, wie er in dieses Bergland nicht besser passen könnte.

Der erste ausgesprochen gotische Bau ist die Pfarrkirche von Bozen (14. Jahrhundert), ein Umbau einer romanischen Kirche aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts; die gleiche Höhe der drei Schiffe des Langhauses, die breiten Wandflächen mit verhältnismäßig kleinen Fenstern, das Fehlen des Querschiffes und der seitlich gestellte Turm, der einen außerordentlich zierlichen spätgotischen Abschluß zeigt, weisen auf lombardischen Einfluß. Die größeren gotischen Kirchenbauten sind zumeist dreischiffige Hallenkirchen, wie die Pfarrkirchen zu Hall, diese mit einem sehr schönen Vorbau, Seefeld, Kitzbühel, Imst, Sterzing, die Franziskanerkirche und die Dominikanerkirche in Bozen, die alte Pfarrkirche in Gries, diejenige in St. Pauls, alle mit gleichhohen Schiffen; nur die Pfarrkirchen von Lienz und Landeck zeigen erhöhtes Mittelschiff, während die Kirche in Rattenberg zwei, die zu Schwaz vier Schiffe aufweist, die durch zwei Chöre abgeschlossen sind. Ein sehr hübscher, durch das geschmackvolle Maßwerk ausgezeichneter Bau ist die nicht mehr in Gebrauch befindliche spätgotische Kirche zu Vill bei Neumarkt. Die Zahl der einschiffigen Kirchen, von denen nur die Pfarrkirche von Terlan und die feine Details aufweisende Kirche St. Leonhard bei Kundl als Beispiele genannt seien, ist fast unübersehbar; besonders reich ist Überetsch an kleinen gotischen Kirchen.

Als bemerkenswert seien noch die von Knappschaften errichtete zweistöckige St. Michelskapelle in Schwaz und das gleichfalls zweigeschossige St. Barbarakirchlein in Gossensaß erwähnt. Endlich sind als prächtige Denkmäler jener Zeit noch die Kreuzgänge des Franziskanerklosters in Schwaz und die Domkreuzgänge in Brixen und Neustift zu nennen.

Es ist sehr interessant, die Fortentwicklung der gotischen Architektur während der zweieinhalb Jahrhunderte (1300—1550) ihrer Herrschaft zu verfolgen. Für die Hallenkirchen ist das Streben, große lichte Räume durch weites Auseinanderstellen der Pfeiler zu schaffen, charakteristisch; die Ausbildung vom Fächergewölbe zu dem immer komplizierter werdenden Sterngewölbe und endlich dem Netzgewölbe, die Bereicherung des anfänglich einfachen Maßwerks der Kirchen- und Turmfenster, der Profile der Gewölbe, Rippen usw. Wer auch vor kleineren Orten nicht vorübergeht und sucht, kann auf ganz reizende Bauwerke des spätgotischen Stils stoßen, wie z. B. in Fügen das St. Pankratiuskirchlein.

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts tritt eine Verwilderung und Zersetzung des gotischen Stils ein, indem die Formgebung unorganisch und willkürlich wird; im Eisack- und Pustertal finden sich noch um 1600 Türme als Nachzügler der gotischen Epoche, allerdings in durchaus unschönen Verhältnissen; gotische Wölbungen treffen wir noch bis ins 17. Jahrhundert an.

Die Renaissance fand in der Kirchenarchitektur Tirols kaum nennenswerten Eingang. Die 1553 begonnene Hofkirche zu Innsbruck bekundet einen Mischstil von Gotik und Renaissance; in der Anlage als dreischiffige Hallenkirche ist sie gotisch; Vorhalle und Portal zeigen den Charakter der italienischen Renaissance; das gleiche gilt von der „Silbernen Kapelle" daselbst. Auch die schöne Pfarrkirche von Civezzano im Suganertal sowie diejenige zu Cles weisen jene eigentümliche Mischung von Gotik und venezianischer Renaissance auf, die vom Fürstbischof Bernhard II. von Cles bevorzugt wurde. Der erste einheitliche Bau im Stil reiner oberitalienischer Renaissance ist die Konzilskirche St. Maria maggiore in Trient; das einzige auf jeder Seite von drei Kapellen begleitete Schiff wird durch ein Tonnengewölbe überspannt. Ein schöner Hochrenaissancebau ist der Dom zu Arco (1613—1671), der an den Stil Palladios erinnert. Aus der gleichen Zeit stammt die kleine Kirche

S. Maria Inviolata in Riva, die in interessanter Weise das Problem des Renaissance-Zentralbaus löst, der sich sonst nur bei wenigen kleineren Kirchen und Kapellen vorfindet. Im allgemeinen darf man wohl sagen, daß namentlich im nördlichen Tirol die Renaissance in der kirchlichen Architektur keinen entscheidenden Einfluß gewonnen hat. Zu nennen wäre hier noch die Stiftskirche mit sehr hübschem Turm in Hall.

Als mit dem Regierungsantritt des Erzherzogs Ferdinand II. 1564 Tirol wieder eine Reihe eigener Landesfürsten erhielt, die nicht nur fanatische Anhänger der katholischen Kirche, sondern auch Freunde fürstlichen Glanzes waren, nahm die Baukunst wieder einen bedeutenden Aufschwung, besonders unter Ferdinands Nachfolgern bis 1665. Mit den von Ferdinand II. zur Durchführung der Gegenreformation berufenen Jesuiten hielt der Triumphalstil der siegreichen Kirche, die Barocke, auch in Tirol ihren Einzug. Ältere Kirchen wurden durch Umbau und Dekoration barockisiert, zahlreiche neue entstanden. Die vorwiegende Bedeutung der Barock- und Rokokokirche liegt in der Stuckdekoration und dem malerischen Schmuck, namentlich der Deckenmalerei, über die noch eingehender zu sprechen sein wird.

Anfänglich tritt der Zentralbau in Erscheinung; ein merkwürdiges Beispiel ist die von einem Arzt St. Quarinoni errichtete Kirche des Servitenklosters in Volders (1620–54), ein Rundbau mit flacher Kuppel, halbkreisförmigen Apsiden und einem kurzen Schiff, an das seitlich je eine Kapelle anstößt. Ganz vorzüglich kann man die Entwicklung der Barocke bis zum Rokoko an den Kirchen Innsbrucks und Wiltens studieren. Die Mariahilfkirche (1647) daselbst zeigt schon eine wesentlich künstlerische Form als die Servitenkirche in Volders; um den Zentralraum legen sich fünf Kapellen in harmonischer Raumwirkung und ein Vorhaus. Die Herrschaft des einschiffigen Langhauses beginnt mit dem Bau der Jesuitenkirche in Innsbruck (1627—1640), die der Anlage von S. Gesù in Rom folgt: ein vom Tonnengewölbe überspanntes Schiff, das von Seitenkapellen begleitet ist, Kuppel über der Vierung mit Fenstern im Tambur. Das Innere der Stiftskirche von Wilten (1651—65) zeigt im wesentlichen den Stil des Frühbarocks, wie es nach dem Vorbilde der Michelskirche in München durch die Jesuitenkirchen verbreitet wurde. Bemerkenswert ist die schöne Gliederung der Fassade; der Turm ist eines der schönsten und frühesten Beispiele des „Zwiebelturms", des mit geringen Änderungen das ganze 18. Jahrhundert beherrschenden Typus. Die St. Jakobspfarrkirche, 1717—24, ein vorzüglicher einschiffiger Barockbau mit drei Flachkuppeln und hoher Hauptkuppel mit Tambur und Laterne über dem Chor, statt wie gewöhnlich über der Vierung, zeigt gegenüber den vorgenannten Kirchen nicht nur eine mächtige Fortentwicklung der barocken Elemente, ja, schon eine bemerkenswerte Schwenkung zum Rokoko. Vollständig entwickelt ist dieser Stil in der Pfarrkirche zu Wilten 1751—55, die in der ganzen Anlage und der Dekoration die höchste Blüte dieses Stils in Nordtirol aufweist.

Als weitere Beispiele dieser Periode mögen noch genannt werden die nach dem Brande von 1593 in italienischem Barock erbaute Stiftskirche zu Stams und die 1740 begonnene, im Spätbarock ausgeführte Stiftskirche von Fiecht.

Von Nordtirol angeregt, griff die neue Baubewegung auch auf die Diözese Brixen über; der 1745—58 erbaute prunkvolle Dom in Brixen ist ein schöner, geräumiger kuppelloser Hallenbau mit zwei Türmen, die durch eine Vorhalle mit dorischen Säulen verbunden sind. Wohl die schönste Rokokokirche Tirols ist die 1734–37 umgestaltete bzw. neuerbaute Klosterkirche zu Neustift. Aus der romanischen Periode wurde nur der gewaltige Westturm und die Anlage der Vorhalle, sowie die des Langhauses als dreischiffige Pfeilerbasilika beibehalten, während der Chor der gotischen Periode angehört. Die nicht leichte Lösung, einen für die Entfaltung der Rokokodekoration geeigneten Umbau zu schaffen, ist vorzüglich gelungen.

Während wir in Nordtirol und im Pustertal allüberall auf barockisierte Kirchen stoßen, finden sich südlich von Brixen nur wenige bemerkenswerte Bauten aus dieser Periode, so die Pfarrkirche in Villa Lagarina, eine der schönsten und größten Landkirchen Tirols, die Kirche des Seminario in Trient, von Andrea Pozzo, 1701, ein glänzender Barockbau, und St. Maria del Carmine in Rovereto, gleichfalls ein sehr wirkungsvoller Barockbau von 1698, die Fassade von 1750.

Unter den kleineren Kirchen finden sich auch Zentralbauten, wofür außer der schon genannten Mariahilfkirche in Innsbruck und der Klosterkirche in Volders noch das Kirchlein Maria Heimsuchung bei Telfs und die hl. Grabkapelle bei Innichen Beispiele sind. Namentlich bei „verlobten" Bauten wurde häufig die Zentralanlage, kreisrunde Form mit hoher Kuppel, die die führende Stellung übernimmt, woran sich die vier Apsiden und ein kleiner Vorbau anschließen, gewählt.

Eine geradezu fanatische Bautätigkeit entfaltete der Pfarrer Penz aus Navis in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts; er erbaute nicht weniger als vierzehn Kirchen, darunter in Gschnitz, Fulpmes, Telfes, Schmirn usw., meist in dem recht nüchternen sogenannten „Salonstil"; sein letztes und größtes Bauwerk ist die unschöne, eher einem Kornspeicher gleichende Kirche zu Neustift in Stubai. Im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts macht sich ein Zurückgehen auf klassizistische Formen bemerkbar; als Beispiele seien die St. Barbarakirche in Fließ, die Kirchen in Mauls, Kiens, Stilfes und Innerpfitsch, die Pfarrkirchen von Kaltern und Nals genannt. Gänzlich reizlos sind die im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts im sogenannten Kanzlei- oder Ingenieurstil erbauten Kirchen in Mals, Graun, Lajen, Girlan, Kastelruth usw., bei denen die behördliche Gleichmacherei und Nüchternheit zum stärksten Ausdruck kommt.

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts macht sich das Bestreben geltend, die mittelalterliche Baukunst wieder zu erwecken; Beispiele sind die neuromanischen Kirchen in Bruneck, Dölsach, die Kirche der englischen Fräulein in Meran, die neugotische Kirche in Marling, in Proveis u. a. Als abschreckendes Beispiel sind die Pfarrkirche von Hötting und die in Stil und Verhältnissen gänzlich mißratene Hofkerkapelle im Passeier zu nennen.

II. Plastik

Romanische Epoche

Die romanische Steinskulptur Tirols, die sich dem Stil der lombardischen Skulptur anschließt, ist vorwiegend recht ungelenk; die Zeichnung ist oft unrichtig und gezwungen, die Einzelteile weisen falsche Verhältnisse auf. Zunächst dient die Skulptur der Ausschmückung des Bauwerks und einzelner Teile, wie Portal, Fenster, Kapitelle usw., wie in der Burgkapelle und dem Palas von Schloß Tirol und der Kapelle der Zenoburg in Meran. Ganz barbarisch ist das Dreikönigsrelief in der Pfarrkirche zu Obermauern im Pustertal; das Christusbild über dem südlichen Seiteneingang der Stiftskirche zu Innichen zeigt deutlich die noch unter archaischem Einfluß stehende Arbeit aus dem 12. Jahrhundert. Aus der gleichen Zeit stammt auch der Christus am Tympanon des nördlichen Portals des Domes in Trient, während die sitzende Marmormadonna aus dem 13. Jahrhundert schon eine gewisse Freiheit in der Behandlung der Falten und der Bewegung aufweist. Vielfach erhalten sind noch Taufsteine dieser Zeit, die mit Skulpturen geschmückt sind, wie in Riffian bei Meran, in Partschins.

Unter den romanischen Holzskulpturen steht die Kreuzigungsgruppe in Innichen, die noch byzantisch-lombardischen Einfluß zeigt, an erster Stelle. Verwandt, aber roher ist das Kruzifix in St. Johann im Spital zu Sonnenburg, ebenfalls im Pustertal.

M. Weingartner weist mit Recht darauf hin, daß in diesen Skulpturen trotz der ungewöhnlichen Roheit und Häßlichkeit, die sie auf ein unvorbereitetes Auge machen,

bei längerem Hineinsehen doch erkannt wird, wie in dieser scheinbaren Erstarrung eine ganz bestimmte künstlerische Absicht lebendig ist: eine stumme Größe und wuchtende Tragik, ein wortlos versteinerter und dabei doch des göttlichen Geheimnisses tiefbewußter Schmerz.

Weit kunstvoller als die Stein- und Holzskulpturen sind die Goldschmiedearbeiten jener Zeit, mit reicher figuralen und ornamentalen Verzierung, in getriebener Arbeit und in Niello: tragbare Altäre, Kelche, Patennen (flache Schüssel zum Austeilen der geweihten Brote), Kruzifixe usw., worauf hier nur allgemein hingewiesen werden kann.

Gotische Epoche

Schon im Laufe des 13. Jahrhunderts tritt eine Lockerung der wuchtigen Strenge ein; Beispiele sind die frühgotischen Kreuzigungsgruppen in Schloß Tirol und in der Spitalkirche zu Meran. Mit dem Einzug der Gotik im 14. Jahrhundert beginnt der Aufschwung der figuralen Skulptur; der gotische Kirchenbau bot der monumentalen Plastik vielfache Gelegenheit, sich an den Portalen, an den Pfeilern, Gewölben, Schlußsteinen, Wandflächen, Altären usw. zu betätigen.

Der gotische Stil charakterisiert sich in Plastik und Malerei dadurch, daß an Stelle der bisherigen Strenge der tiefere Strom der Empfindung, der durch das Leben der Zeit ging, nach Ausdruck verlangt; glühende Begeisterung, schwärmerische Hingebung, die ganze Glaubensseligkeit jener Epoche sollte sich in den skulpierten und gemalten Gestalten aussprechen. Die Kunst wird lyrisch, ja sentimental; mit Vorliebe bildet man die Gestalten jugendlich, auch die Männer haben meist den Ausdruck einer fast weiblichen Anmut. Da der Körper streng verhüllt ist, wird auf Bildung des Hauptes und Gesichtes größte Sorgfalt verwendet. Die Gewandung fließt in sanftem, schön geschwungenem Faltenwurf bis auf die Füße herab. Die Spätgotik charakterisiert sich durch eckige und knitterige Faltengebung und eine größere Realistik, die schließlich zu einem verschnörkelten kalten Manierismus führte, sowie durch bewegtere architektonische Formen.

Bedeutsame Werke der Steinskulptur weist die Pfarrkirche von Bozen auf. Die Verkündigung im Presbyterium und die weibliche Gewandfigur am südlichen Treppentürmchen sind noch frühgotisch; ein ganz feines, zierliches Kunstwerk sind die Statuen und die Dekoration des vermauerten Portals an der Nordseite des Chors von zirka 1400. In die gleiche Zeit zu setzen sind die Skulpturen am Kirchenportal in Terlan, während der Schmuck der Portale an der Spital- und der Pfarrkirche in Meran etwa fünfzig Jahre jünger sind. Kunstvoll durchbrochene Reliefs der thronenden Madonna mit dekorativem Beiwerk sehen wir am Hauptportal der Pfarrkirche von Landeck und am Südportal der Pfarrkirche zu Sterzing. Einen überaus reichen Schmuck mit Statuen, Heiligenhäuschen usw. zeigte das Portal der Pfarrkirche zu Seefeld, um 1400 errichtet, das weitaus schönste und reichste in ganz Tirol, das mit allen dekorativen Baugliedern der Gotik geschmückt ist und von zwei ungemein reich ausgestatteten Strebepfeilern eingerahmt wird. Als ein prächtiges Werk der Spätgotik sei noch die Kanzel in der Pfarrkirche zu Bozen angeführt.

Sehr beliebt ist das „Vesperbild" (Pietà); es mögen nur diejenigen in der Pfarrkirche zu Bruneck und in der Gruft zu Lienz, wohl das schönste in Tirol, und das in der Pfarrkirche zu Virgen genannt werden. Recht gute Denkmäler der Epoche finden sich unter den Grabplatten, so z. B. diejenige des Hanns Baumgartner in der Pfarrkirche zu Kufstein, die des W. v. Henneberg in der Pfarrkirche zu Bozen, die der Bischöfe Berthold II. und Ulrich VI. im Kreuzgang zu Brixen. Hier, im Kloster Neustift und im Dom zu Trient befinden sich eine sehr große Anzahl derartiger Grabplatten aus dem 15. und 16. Jahrhundert, von denen der Grabstein des Sanseverino von 1493, mit der lebensvoll charakteristischen aufrechten Porträtfigur des Feldherrn,

ein prächtiges Denkmal in der letztgenannten Kirche, besondere Erwähnung verdient. In der Pfarrkirche zu Schwaz ist der Grabstein des Chr. Tänzl als eine sehr schöne Arbeit zu erwähnen, in Kitzbühel an der Pfarrkirche die Grabtafel der Familie Kupferschmied von 1520 mit einem älteren Marmorrelief in der Mitte. Auch in Wilten sowie in der Pfarrkirche von Hall sind interessante derartige Arbeiten. Von Profanskulpturen seien nur die prächtigen Reliefszenen, Wappenschilder und der reichverzierte Maßwerkkarnies des „Goldenen Dachls" genannt.

Einen besonders hohen Aufschwung nahm die Holzskulptur, die aufs engste mit der Entwicklung des Altares zusammenhängt, indem in der spätgotischen Zeit der Hauptton auf den reich verzierten Aufsatz gelegt wurde. Diese Aufsätze haben meist die Form des „Schreins", der durch Flügeltüren geschlossen werden kann und durch das „Gespreng", einen Aufbau aus Statuentabernakeln, Streben, Fialen usw. gekrönt ist. Zwischen Tisch und Schrein schiebt sich als Übergang die „Predella" ein. Die Außenseite der Flügel, die Rückwand des Schreins und der Vorderteil der Predellen wurden mit Malereien geschmückt, im übrigen wurde der Schmuck dem Bildschnitzer überlassen; der Hauptschrein wurde mit Freifiguren oder Freigruppen, die Innenseite der Flügel meist mit Reliefdarstellungen versehen. Im 15. Jahrhundert erreichte die Holzskulptur namentlich durch Michael Pacher (1435—98) eine Höhe, wie kaum sonst in Deutschland. Die Zahl solcher Flügelaltäre, die man auch in den kleinsten Dorfkirchen findet, mitunter freilich auch recht handwerksmäßig ausgeführt, geht in die vielen Hunderte.

In das 14. Jahrhundert gehört ein kleiner Altar in Kloster Wilten, der noch sparsamen plastischen Schmuck aufweist; die meisten Altäre dieses Jahrhunderts sind durch die reichen Schnitzwerke des 15. verdrängt worden und untergegangen. Der älteste reiche Altar aus dem 15. Jahrhundert ist der zu St. Sigmund im Pustertal, noch in frühgotischem Stil. Mit den Arbeiten Michael Pachers, des bedeutendsten Tiroler Künstlers, erreicht der Flügelaltar seine höchste künstlerische Ausbildung. Pachers Einfluß war so bedeutend, daß die ganze tirolische Bildschnitzerei und Malerei zu Ende des 15. Jahrhunderts „pacherische Züge" trägt; in seiner Werkstatt arbeiteten außer seinem Bruder Friedrich zahlreiche Schüler. Sein Hauptwerk ist der Altar zu St. Wolfgang im Salzkammergut. Von dem Altar in der Pfarrkirche zu Gries, 1475 vollendet, der früheste unter den großen Schnitzaltären Südtirols, steht nur mehr der Hauptteil; ganz entzückend sind im Mittelfeld die „Krönung Mariä", der kniende Engel und der Erzengel Michael. Der „Kirchenväter-Altar" im Dom zu Brixen wurde beim Neubau im 18. Jahrhundert zerstört, nur die in München und Augsburg befindlichen Flügel sind noch erhalten. In der Franziskanerkirche zu Bozen befindet sich ein sehr schöner Flügelaltar von 1500; ein ganz ähnlicher in Pinzon und in Tramin, der letztere jetzt im Nationalmuseum zu München, die von unmittelbaren Nachfolgern Pachers stammen. Aus der großen Zahl derartiger Schnitzaltäre mögen nur noch genannt sein der sehr schöne gotische Flügelaltar in der Michaelskapelle zu Schwaz, ferner die Altäre in Klerant und Melaun bei Brixen, die den Einfluß der Pacherschen Schule besonders deutlich aufweisen, in St. Jakob und in der St. Valentinskirche im Vilnößtal, in Völs am Schlern, in St. Juliana bei Bigo di Fassa, in der Pfarre Barbian, in Tisens bei Kastelruth, in St. Johann in Dorf und St. Martin in Campil bei Bozen, in Weißenbach im Ahrntal usw. Einen sehr schönen Flügelaltar von Matthias Stöberl birgt die Magdalenenkirche in Ridnaun. Ganz reizende Werke sind auch die Altäre in der St. Barbarakapelle zu Gossensaß. Den größten derartigen Altar mit reichstem, vorzüglichem Holzschnitzwerk von Hans Schnatterpeck aus Meran enthält die Pfarrkirche von Lana; die Schnitzereien am Schrein, an der Innenseite der Flügel und am Aufsatz gehören zum Reichsten, was Tirol an derartigen Arbeiten aufweist. In Nordtirol sind besonders zu nennen der spätgotische Flügelaltar der Baldauffschen

Kapelle in der Pfarrkirche zu Hall, von dem allerdings nur mehr die Altarflügel erhalten sind, und der Schrofensteiner Altar in Landeck.

Einen eigenartigen kleinen Mittelpunkt der Entwicklung der Tiroler Plastik bildete Sterzing. Das beste Werk ist die Madonna der Peter- und Paulskirche am Jöchelsturm aus dem Beginn des 14. Jahrhunderts, noch primitiv, aber doch schon recht lebensvoll. In der Pfarrkirche befindet sich ein sehr schöner Schnitzaltar, von Hans Mueltscher aus Ulm 1456—58 gefertigt; besonders schön ist die große Holzfigur der „Madonna mit dem Kinde". Auch im Rathaus sind vier höchst beachtenswerte geschnitzte Altarflügelwerke des gleichen Meisters. Vorzügliche Holzskulpturen (um 1500) befinden sich im Mittelschrein des St. Annaaltars in der Pfarrkirche zu Schwaz; in der Franziskanerkirche daselbst ist an einem der Seitenaltäre eine sehr schöne spätgotische Holzgruppe der unter dem Kreuz Trauernden.

Schöne Kruzifixe finden sich im Dom zu Trient (Konzilskruzifix), in Lana, Taufers, Lienz, Bruneck, letzteres das künstlerisch bedeutendste, Hall, Schwaz usw. Sehr originell ist die Holzfigur des hl. Veit in der Michaelskapelle zu Schwaz. Eine instruktive Sammlung von Holzskulpturen enthält das Landesmuseum in Innsbruck.

Auch die Kleinkünste blühten im 15. Jahrhundert mächtig empor; man findet auf diesem Gebiet ganz prächtige Arbeiten, besonders unter den „Sakramenthäuschen", die zur Aufbewahrung des Altarsakramentes bestimmt waren. Das schönste ist dasjenige in Vill bei Neumarkt, eine außerordentlich feine Arbeit; auch die in Primiero, in Sarns bei Brixen und Weißenbach im Ahrntal, die letzteren in Holzskulptur, sind vorzügliche Arbeiten. In der Pfarrkirche zu Bozen und in Seefeld finden sich eiserne Sakramentshäuschen.

Eine Spezialität Tirols (wie auch der katholischen Gegenden Bayerns) sind die „Bildstöckel", die meist mit Malereien, seltener mit plastischem Schmuck versehen wurden. Beispiele letzter Art sind die reizende Barbarasäule am untern Stadtplatz zu Hall, die Bildstöckeln bei Wilten, Sterzing, Layen und Welsberg im Pustertal.

Schöne Steinkanzeln finden sich in Pinzon, Lana, St. Magdalena in Ridnaun, Deutschnoven, St. Pauls; der schönste Kanzelbau Tirols in der Pfarrkirche zu Bozen wurde schon oben erwähnt. Die Valentinskirche bei Tramin hat eine in Naturfarbe belassene Holzkanzel. Auffallend ist, wie wenig reich geschnitzte Chorstühle sich vorfinden; das schönste Gestühl aus Annenberg ist im Landesmuseum zu Innsbruck.

Prächtige Innendekorationen findet man hauptsächlich in Südtirol, wo die Kunsttischlerei in der gotischen Epoche in hoher Blüte stand. Die Vertäfelungen sind meist durch Leisten in Felder gegliedert, die oben durch zierliche Maßwerkfriese in Flach- oder Kerbschnitt, oft auch tiefer ausgeschnitzt, verbunden werden, wobei die Motive hauptsächlich der Pflanzenwelt entnommen sind. Anfänglich ist Auffassung und Behandlung naturalistisch, für die Spätgotik ist die strenge Stilisierung charakteristisch. Ähnlich sind die einfachen oder profilierten Deckenbalken verziert, wobei vielfach Rankenwerk oder gotische Inschriften Verwendung finden. Türen, auch Möbelstücke, werden mit reich verzierten Schlössern und Bändern beschlagen. Sehr schöne derartige Arbeiten sind noch in Schlössern und Burgen, wie Tratzberg, Trostburg, Reifenstein, sowie in alten Bürger- und Edelsitzen und in Patrizierhäusern, oft auch in einfacheren Häusern, erhalten. Die schönste Decke dürfte diejenige im Jöchelsturm zu Sterzing sein, ein wahres Prachtstück reichster spätgotischer Dekoration; auch die Vertäfelungen sind sehr schöne Arbeiten der Holzschnitzkunst. Ein Juwel der Tiroler Innenarchitektur ist die landesfürstliche Burg in Meran; das Innere wurde nach den noch vorhandenen Inventarien von 1518 und 1528 mit alten Originalen eingerichtet; es gibt ein vollständiges Bild einer Wohnung aus der Mitte des 15. Jahrhunderts und zeigt die Anspruchslosigkeit ihrer ehemaligen fürstlichen Bewohner.

Sehr reich war die gotische Epoche an kunstvollen Schmiedearbeiten, die aber gro-

Lichtbild von A. Frank — Bruckmann aut. et impr.

Der Tribulazione-Gletscher

Lichtbild von A. Frank — Bruckmann aut. et impr.

Gran Paradiso vom Ciarforon

(Zum Aufsatz Nieberl „Aus den Grajischen Alpen")

ßenteils von Liebhabern außer Landes geführt wurden. Hier ist vor allem das prächtige Eisengitter in der Waldaufschen Kapelle zu Hall zu nennen, eine äußerst zierliche, feine Arbeit. Hübsche kleinere Arbeiten findet man zuweilen als Türbeschläge oder Türgriffe, Grabkreuze, Innungszeichen u. dgl.

Renaissance Mit etwa der Mitte des 16. Jahrhunderts schließt die Entwicklung des gotischen Stils ab; die späteren Arbeiten dieses Jahrhunderts kann man nur mehr als schwächliche Nachzügler bezeichnen. Zunächst kommt an den noch bis ins 17. Jahrhundert beliebten Flügelaltären eine Mischung von Gotik und Renaissance zum Ausdruck. Im ganzen sogenannten Trentino wurden die meisten Holzaltäre später durch barocke Marmoraltäre ersetzt, so daß aus der Renaissanceepoche recht wenig erhalten blieb. Ein Prachtwerk in reichstem Stil der italienischen Renaissance ist die Orgelempore in S. Maria Maggiore zu Trient. Eine sehr eigentümliche Arbeit ist der Hochaltar in der Klosterkirche zu Stams von Bartlmä Steinle aus Weilheim, 1612 vollendet. Den Kern bildet der Altar in Renaissance, den vielverflochtenes Astwerk umschlingt, das sich zu einem reichen, gotisierenden Gesprenge aufbaut. In Südtirol finden sich verschiedene Renaissance-Altäre; der prächtigste war wohl der 1905 verbrannte in Castelfondo. Gerade in den kleineren Kirchen des Trentino finden sich mitunter recht hübsche Arbeiten. Ein einfacher, aber recht hübscher Altar in Frührenaissance ist in der Annakirche zu Karthaus im Schnalsertal. Erwähnung beansprucht der dreiviertellebensgroße geschnitzte Christus am Kreuz in Schloß Matzen im Unterinntal, ein Schnitzwerk der Frührenaissance, das als Meisterstück der Dürerschen Schule gilt. Erwähnenswert sind ferner das Oratorium und die Chorstühle in der Hofkirche zu Innsbruck. Die wohl ältesten Stuckdekorationen finden sich in Schloß Amras von ca. 1560; eine etwas plumpe derartige Dekoration von 1607 enthält der mit einer ausnehmend schönen Kassettendecke geschmückte Prunksaal der Trostburg.

Ganz prachtvolle Holzdecken, Türeinfassungen, Vertäfelungen, Schränke u. dgl. im Stil der Früh- und Spätrenaissance birgt Schloß Tratzberg; namentlich die Decken und Vertäfelungen der Hochrenaissance im alten Schloßteil gehören zu den elegantesten deutschen Arbeiten jener Zeit. Auch das Schloß Feldthurns enthält ganz vorzügliche Wand- und Deckenvertäfelungen von der Hand südtirolischer Meister, die trotz einzelner italienischer Anklänge doch ganz deutsche Arbeit sind. Vorzügliche Holzdekorationen, auch viele Intarsienarbeiten enthält Schloß Ambras; auch hier ist trotz des unleugbaren italienischen Einflusses der deutsche Charakter vorherrschend. Einfachere Vertäfelungen finden sich im Ratszimmer in Sterzing und in älteren Patrizierhäusern und Edelsitzen, wo man allerdings nur gelegentlich einen Einblick erhält. In Südtirol blühte die Kunstschreinerei, die in der gotischen Zeit einen so bedeutenden Aufschwung genommen hatte, auch während der Renaissanceperiode noch lange auf voller Höhe, nur daß statt der gotischen Ornamentik die Formelemente der folgenden Epoche maßgebend wurden.

Das weitaus bedeutendste Werk der Erzplastik, ein Produkt höfischer Kunst, ist das Grabmal Maximilians I. in der Hofkirche zu Innsbruck, an dem von 1508 an durch dreißig Jahre deutsche, tirolische, italienische und niederländische Erzgießer, Schnitzer, Maler und Schmiedemeister arbeiteten. Der Entwurf zu den achtundzwanzig großen Erzstatuen stammt von Hofmaler Gilg Sesselschreiber, Christoph Amberger und Jörg Kölderer; die kleinen Erzstatuen sind von letzterem entworfen. Der Guß erfolgte in der Erzgießerei zu Büchsenhausen durch Peter Leininger, Stephan Godl und Gregor Löffler. Von den Tafeln am Sarkophag aus karrarischem Marmor sind vier von den Kölner Bildhauern Bernhard uud Arnold Abel, die andern zwanzig von Alexander Colin (1526—1612) aus Mecheln gefertigt; die Figur des Kaisers und die kleinen Erzgestalten der „Tugenden“ wurden von Colin modelliert und von Hans Lenden-

streich aus Schwaz gegossen. Weiter auf dieses monumentale Werk einzugehen, zu dem jeder Besucher Innbrucks zuerst seine Schritte lenkt, darf ich mir erlassen. In der „Silbernen Kapelle" befinden sich die Grabmäler des Erzherzogs Ferdinand und seiner Gemahlin Philippine Welser von Colin, sowie dreiundzwanzig Erzstatuetten nach Entwürfen von Kölderer, die für das Maximiliansgrab bestimmt waren, aber nicht verwendet wurden.

Bemerkenswert sind ferner die Grabplatten aus Stein und Bronze, wie z. B. das Bronzedenkmal des Hans Dreyling in Schwaz, des Gregor Löffler an der Pfarrkirche von Sterzing und einer Freiin von Wolkenstein an der Pfarrkirche in Meran, sämtliche von Alexander Colin.

Im Anschlusse an die Skulptur blühte auch das Kunstgewerbe unter Maximilian I. und Ferdinand I. Die Platten- und Panzerschmiede in Mühlau bei Innsbruck schuf wahre technische Meisterwerke, die lange für italienische Arbeit gehalten wurden.

Im allgemeinen aber darf man wohl sagen, daß die Zeit der Renaissance in Tirol verhältnismäßig kurz war, da sie viel später als in den benachbarten Ländern begann und deshalb bald durch die Barocke abgelöst wurde.

Barock und Rokoko

Das dankbarste Feld fanden Barock- und Rokokostil in der Dekoration der Innenräume. Die Formelemente des Barockstils sind neben den übernommenen klassischen Ziergliedern, wie Eierstäbe, Perlschnüre und Kyma, die Voluten, Fruchtgirlanden, geflügelte Engelsköpfchen u. dgl.; später tritt das üppige Akanthuswerk hinzu. Mit dem Übergang zum Rokoko erscheint das figurale Relief, das Rosettengitter, die Rocaille, Palmetten, Laubmotive und Bandwerk. Die struktiven Glieder, die kräftigen Leisten des Barockstils, werden nunmehr schwächer und zierlicher und endlich in die Bewegung hineingezogen; das Ornament ist nicht mehr eine das Struktive schmückende Zutat, sondern es wird schließlich ein alle Glieder beherrschender Organismus, in dessen duftigen Rahmen sich die architektonischen Motive verlieren, wenn das auch bei Kirchenbauten nicht so maßgebend in die Erscheinung treten kann, wie bei der Dekoration profaner Innenräume.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts wird die schwere, italienische Barocke importiert, wofür die Stuckdekoration der Marienkapelle in der Klosterkirche zu Neustift, wie auch die Kapelle des hl. Rupert in der Pfarrkirche zu Villa Lagarina von Santino Solari, dem Baumeister des Salzburger Doms, die Klosterkirchen von Wilten und von Stams, daselbst auch die Prunksäle, als Beispiele für die schwere italienische Barockdekoration des 17. bzw. der ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts angeführt sein sollen.

Durch die aus Süddeutschland berufenen Künstler wird in den zwanziger bis dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts eine entschiedene Schwenkung von der schweren Barocke zum leichteren Rokoko eingeleitet, das um die Mitte dieses Jahrhunderts bis nach Südtirol übergreift. Diese Schwenkung kommt zuerst in der 1726 geweihten Jakobskirche zu Innsbruck zum Ausdruck, die von Cosmas und Aegid Asam aus München dekoriert wurde und gerade für die Entwicklung des Rokoko aus dem Barock von großem Interesse ist. Ein glänzendes Beispiel der dekorativen Rokokokunst, wenn auch Einzelheiten noch an die Übergangszeit vom Barock zum Rokoko erinnern, ist die Klosterkirche zu Neustift (1734—37), an der mit höchster Wahrscheinlichkeit Münchner und Augsburger Meister arbeiteten. (Sehr instruktiv ist der Vergleich mit der etwa dreißig Jahre älteren Marienkapelle.) Die volle Entwicklung der Rokokodekoration zeigt die 1756 geweihte Pfarrkirche zu Wilten, in der die graziösen und phantasievollen Formen des Stils sich ganz prächtig dokumentieren. Eine der stattlichsten Rokokokirchen ist ferner die 1760 erbaute St. Michaelskirche zu Innichen, mit reicher und zierlicher Dekoration. Beispiele für die geschmackvolle Dekoration einfacher Landkirchen sind diejenigen auf der Galluswiese bei Mentelberg und in Götzens von 1770

bzw. 1775. Ein sehr charakteristisches Werk des späten Rokokos ist die Klosterkirche in Gries. Über die Decken- und Wandmalerei, die ein integrierender Bestandteil des Barocks und Rokokos ist, wird noch später zu reden sein.

Der prunkvolle Charakter der beiden Stilarten tritt naturgemäß auch in den Altären in Erscheinung und die Produktion der Barock- und Rokokoaltäre ist geradezu unübersehbar. Das Material ist bei den kostbareren Altarbauten Marmor, namentlich in Südtirol, oder Stuckmarmor; bei den einfacheren Altären wird Holz verwendet, das durch die Bemalung Steinplastik vortäuscht. Die Formen der Architektur, doppelte und gekuppelte Säulen und Pilaster, verkröpfte Gebälke, gebogene und gesprengte Giebel werden auch auf die Altäre übertragen. In den Figuren drückt sich das Streben nach Affekt um jeden Preis aus; sie wenden, drehen und spreizen sich, in ekstatisch gesteigertem, durch die Gebärde versinnlichtem Gefühlsausdruck.

Es muß hier genügen, einige besonders wichtige Beispiele, gleichsam als Marksteine der Entwicklung, anzuführen: die wuchtigen Barockaltäre in der Klosterkirche zu Wilten aus schwarz gebeiztem Holz mit vergoldeten Zieraten, die in dem ganz weiß gehaltenen Raum von höchst eigenartiger Wirkung sind; der originelle Hochaltar der Pfarrkirche daselbst; der reiche Hochaltar in der Klosterkirche zu Neustift; der Annenaltar in der Pfarrkirche zu Schwaz in schwerem Barock (die Statuen im Mittelschrein sind spätgotisch); der prunkvolle, wenn auch schwerfällige Hochaltar im Dom zu Brixen, eine Arbeit von Christoph Benedetti; der gleichfalls sehr reiche, mit zwölf Statuen aus karrarischem Marmor geschmückte Barock-Hochaltar in der Pfarrkirche zu Bozen; der Hochaltar im Dom zu Trient nach dem Vorbild des Berninitabernakels in St. Peter; das prunkvolle Erzgrabmal Maximilians des Deutschmeisters in der St. Jakobspfarrkirche zu Innsbruck von Kaspar Gras (1590—1674) aus Mergentheim und Hubert Gerhard, das bedauerlicherweise 1724 auseinandergenommen wurde; endlich die zierliche St. Annasäule (1703) in der Maria-Theresiastraße zu Innsbruck von Christoph Benedetti.

Neben den Dekorationsbildhauern in Stein und Holz, denen sich an den figurenreichen Altären dieser Periode ein reiches Feld der Betätigung bot, finden wir eine große Menge Bildschnitzer, die sich mit der Herstellung von Kruzifixen, größeren und kleineren Reliefdarstellungen heiliger Gegenstände, Ekstasen, Apotheosen u. dgl. in Holz, Elfenbein, Alabaster beschäftigen. Einer der fruchtbarsten war Franz Nißl aus Fügen, dessen Arbeiten wir in den verschiedensten Gegenden, z. B. in den Pfarrkirchen von Fügen und Rattenberg, wie auch im Landesmuseum zu Innsbruck antreffen. Besonders fruchtbar waren die Grödner Schnitzer; die damals begründete Schnitzschule blüht heute noch. Semper betont mit Recht, daß man unter den zahllosen Holzkruzifixen an alten Kreuzwegen Tirols so manchen ausgezeichneten Arbeiten namenloser Schnitzer begegnet, die Zeugnis von der Volkstümlichkeit dieser Kunst in jener Zeit ablegen.

Auch die Kunstschreinerei förderte recht geschmackvolle Arbeiten, Sakristeischränke, Beichtstühle u. dgl. Als Beispiel für die Schmiedeisenkunst seien die prächtigen Gittertüren der Pfarrkirche zu Wilten und der Stiftskirche in Stams, sowie der Pfarrkirche zu Kitzbühel hervorgehoben.

Sehr schöne Barockdekorationen finden sich auch in Stifts- und Palastbauten jener Periode. Als Beispiele seien nur angeführt die prächtigen Gast- und Festräume des Stiftes Wilten, die Prunkräume im Kloster Stams; die Treppenanlagen und Innenräume des Landhauses in Innsbruck; die Fest- und Wohnräume der Marburg ebenda sind in reichstem Rokokostil dekoriert.

An profanen monumentalen Denkmälern findet sich in Tirol recht wenig. Ein schönes Werk von Kaspar Gras (1628) ist der Leopoldsbrunnen mit der Reiterstatue des Erzherzogs Leopold V. in Erz; die Brunnenfiguren wurden später aus Prüderie

in den Kellern von Schloß Amras geborgen, während das Reiterbild auf einen plumpen Sockel gestellt wurde. Erst 1893 wurde der Brunnen wieder zusammengesetzt. Daß bei dieser „sittlichen" Einstellung die profane Plastik keinen geeigneten Boden fand, ist begreiflich. Ein sehr hübsches Werk des Rokoko ist der Neptunsbrunnen (1769) auf dem Domplatz in Trient. Die 1765 errichtete Triumphpforte in Innsbruck, die den monumentalen Abschluß der Maria-Theresiastraße bildet, ein dreiteiliger Portalbau im Zopfstil nach Art der römischen Triumphbogen, ist mit Marmorreliefs und Statuen von Balthasar Moll geschmückt. Die Marmorstatue Andreas Hofers (1834) in der Hofkirche zu Innsbruck ist von L. Schaller aus Wien modelliert; das Relief an der Basis stammt von der Hand des Innsbrucker Bildhauers Josef Klieber.

Neueste Zeit

Wie in der Kirchenarchitektur, so macht sich in der kirchlichen Plastik das Zurückgreifen auf den romanischen und gotischen Stil geltend und zwar noch in erhöhtem Maße. So werden wieder gotische Schnitzaltäre ganz im Stil derjenigen aus der Schule Pachers gebaut: Innsbruck (St. Nikolaus), Taufers, Bozen (Pfarrkirche), Mais, Kaltern, Klausen. Auch die Altar- und Statuenverleger in St. Ulrich in Gröden betätigen sich hauptsächlich im romanischen und gotischen Stil.

Ein Beispiel dafür ist die wirkungsvolle Statue Georgs von Freundsberg als „Wehrmann" in Schwaz, die 1917 als Kriegerdenkmal aufgestellt wurde.

Aus den Werken der profanen Plastik möchte ich nur das schöne Denkmal Walthers von der Vogelweide von Natter (1889) herausgreifen, mit der Pfarrkirche das Wahrzeichen Bozens. Das Standbild dieses kerndeutschen Mannes konnte einst keinen besseren Platz finden, als in der südlichsten deutschen Stadt zur steten Mahnung: deutsches Wesen unentwegt zu bewahren vor welschem Geist. Möchte es jetzt den Tirolern des geraubten Landesteiles in noch höherem Maße als früher eine nationale Mahnung sein.

Weiter auf die neuere Plastik einzugehen verbietet nicht nur der Raum; es fehlt mir offen gestanden auch das Interesse hierfür, denn diese Nachahmungen entbehren bei aller handwerklichen Güte doch der Patina der Vergangenheit, die bei dem Gefühlswert eines Kunstwerkes eine wichtige, wenn auch unwägbare Rolle spielt und dies ganz besonders in einem Bergland wie Tirol. Meinem Empfinden nach paßt nur die Kunst in die ewigen Berge, die bodenständisch-organisch aus und mit ihrer Zeit erwachsen ist. Und deshalb enthalte ich mich, weiter auf die neueste Zeit einzugehen, selbst auf die Gefahr hin, der Einseitigkeit geziehen zu werden.

III. Malerei

Vorromanische und Romanische Epoche

Die Geschichte der tirolischen Malerei ist so alt, wie die der christlichen Architektur; ihr Entwicklungsgang folgt im allgemeinen jenem der Skulptur, geht aber etwas rascher vor sich. Die ältesten Wandmalereien wurden erst in jüngster Zeit in der Proculuskirche in Naturns aufgedeckt. Sie gehören der keltisch-irischen Kunst an und sind nicht nur das einzige, sondern noch dazu gut erhaltene Denkmal keltisch-irischer Freskenkunst. Als Entstehungszeit wird das 7. oder der Anfang des 8. Jahrhunderts angenommen. Der überraschende Fund ist damit zu erklären, daß irische Mönche, die bekanntlich eine weitreichende und intensive Missionstätigkeit ausübten, aus der nordöstlichen Schweiz, wahrscheinlich von St. Gallen oder Münster kommend, sich in Naturns niederließen. Aus der karolingischen Zeit wurden vor etwa einem Dezennium sehr interessante Wandmalereien in der kleinen Benediktinerkirche zu Mals bloßgelegt. Auch diese Ausschmückung dürfte von dem schweizerischen Kloster Münster ausgegangen sein; nach Stil und den geschichtlichen Anhaltspunkten ist die Entstehungszeit dieser Fresken zwischen 805 und 881 anzusetzen. Sie sind nach dem

Zyklus, der sich im Museum in Zürich befindet, der zweite Fund karolingischer Monumentalmalereien auf deutschem Boden und daher von ganz besonderer Bedeutung.

Die Kirchenbauten der romanischen Epoche waren sehr einfach, denn die kostbaren Materialien Marmor, Mosaik und Metall, wie wir sie in reicher Anwendung bei den romanischen Kirchenbauten Italiens antreffen, fehlten in dem armen Bergland; es mußte daher ausschließlich der malerische Schmuck dem Raum andachtsvolle Stimmung und Weihe geben. Die romanische Malerei, durchwegs al fresco, schloß sich eng an die Architektur an, ihre Absicht war also dekorativ. Als Vorwurf dienten Christus, einzelne Heilige, alt- und neutestamentliche Szenen und symbolische und allegorische Darstellungen. In der Form lehnen sich diese Darstellungen nicht an ein Naturbild an, sie sind alles weniger als realistisch, sondern der Ausdruck eines innerlichen Schauens und Erlebens, gezeugt aus den Tiefen einer gläubigen, mit geheimnisvoller Mystik erfüllten Seele. Die Maler jener Zeit verlebendigten das, was der mdderne Expressionismus vergeblich anstrebt: „Erhebung über die zufälligen und wechselnden Erscheinungen der Erdendinge und ihre sinnlich wahrnehmbare Außenseite, die Herausstellung ihres inneren Wesens, der geheimnisvollen Beziehungen zu transzendentalen unendlichen Welten". Es ist das Visionäre, was dieser Malerei einen großen monumentalen Zug gibt, was uns in ihr menschlich ergreift. Wenn auch der größte Teil der romanischen Malereien später zerstört oder übertüncht wurde, so ist doch noch so viel davon erhalten oder wieder freigelegt worden, daß wir einen Überblick über diese Epoche gewinnen können.

Die sämtlichen Denkmäler der romanischen Malerei finden sich in Südtirol; in den damals viel ärmeren nördlichen Landesteilen war entweder wenig oder nichts vorhanden, oder es ist untergegangen. Eine einheimische Malerschule hat in dieser Epoche in Tirol nicht existiert; es machen sich byzantinische und Einflüsse deutscher Schulen geltend.

Die ältesten Malereien aus der Mitte des 12. Jahrhunderts finden sich in der Schloßkapelle von Hocheppan und zwar im Innern wie auch an den Außenwänden. Der Stil der Bilder verrät starken byzantinischen Einfluß, was auch dadurch zum Ausdruck kommt, daß die Madonna in der Hauptapside angebracht ist, während sonst nach abendländischem Gebrauch dieser Platz Christus zukommt. Die Stoffgebiete sind der christlichen Mystik und der Legende entnommen; ganz merkwürdig ist eine allegorische Jagdszene, die Darstellung des wilden Jägers, der einen Hirsch hetzt. An der Außenseite ist u. a. der hl. Christoph, den wir in Tirol, namentlich in Südtirol häufig antreffen. Nach dem Volksglauben soll derjenige, der das Bild sieht, an dem gleichen Tag nicht ohne Sakrament sterben, weshalb er außen angemalt wird, damit er auch den Eiligen oder Bequemen, die die Kirche nicht betreten, in die Augen fällt.

Verwandt mit den Fresken von Hocheppan sind diejenigen in St. Margarethen bei Lana aus der Wende des 12. zum 13. Jahrhundert, doch tritt der byzantinische Einfluß mehr zurück, was sich in der freieren Bewegung kundgibt. Auch ist hier in der Hauptapside nach abendländischem Brauche Christus dargestellt, die Madonna in einer Seitenapside. Die Malereien sind restauriert und ergänzt. Die Fresken in der Krypta der Stiftskirche in Marienberg im Vintschgau aus dem Ende des 12. Jahrhunderts sind ein lehrreiches Beispiel frühmittelalterlicher Klosterkunst; die schlanke Form und die freiere Behandlung der Gewänder, namentlich gegenüber den Malereien in Hocheppan, bekunden die deutsche Herkunft.

Ein hervorragendes Denkmal romanischer Monumentalmalerei sind die über den gotischen Gewölbekappen befindlichen Fresken in der Johanniskirche zu Brixen aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts: 14 Propheten und Allegorien und 73 Brustbilder, die in einer gemalten, stark stilisierten Wandeinteilung sehr geschickt angeordnet sind. Auch hier darf man deutsche Herkunft annehmen. In der St. Johanniskirche daselbst sind in der oberen, noch romanischen Schiffsanlage Fresken aus der Mitte des

13. Jahrhunderts erhalten, „die in der Anordnung ein visionär großartig empfindendes Komponieren, fußend auf mystisch-theologischer Spekulation verraten". Aus der Wende des 12. und 13. Jahrhunderts stammen die Malereien der St. Jakobskirche bei Tramin, ein Zyklus merkwürdiger, mit einander kämpfender, höchst phantastischer Fabeltiere und wilder Menschengestalten, deren symbolische Bedeutung wohl auch nur theologische Spekulation zu deuten vermag.

Sehr interessante, leider recht schlecht erhaltene Fresken aus dem Ende des 13. Jahrhunderts birgt die Johanniterkirche in Taufers im Münstertal. Aus der gleichen Zeit stammt auch der Freskenschmuck in der St. Nikolauskirche bei Windisch-Matrei, der bedauerlicherweise bei der 1882 erfolgten Restaurierung stark übermalt wurde. „In sämtlichen Bildern zeigt sich ein für das 13. Jahrhundert sehr frühes Bestreben nach Natürlichkeit der Gestalten." Von besonderem Interesse ist die Darstellung des himmlischen Jerusalems in der Oberkirche, da sie eine der ausführlichsten dieses in der Kunstsymbolik eine große Rolle spielenden Vorwurfes ist.

Gotische Epoche

Mit dem Anfang des 14. Jahrhunderts vollzieht sich ein Stilumschwung wie in der Architektur und Plastik auch in der Malerei. Der feierlich gebundene Stil des Romanismus, die strenge Erhabenheit der an die Antike gemahnenden Gestalten machen einem begeisterten Schwung, einer tieferen, innigeren Empfindung Platz. Im übrigen darf darauf verwiesen werden, was oben zur Charakteristik der gotischen Plastik angeführt wurde. Es mag nur noch hinzugesetzt werden, daß sich dieser realistische Grundzug, der nach natürlichem Ausdruck der Empfindung strebte, im 15. Jahrhundert durch erneutes Studium der Natur verstärkt, sich in der Malerei noch stärker als in der Plastik bekunden konnte. Der Wohlstand, der sich in der Förderung von Architektur und Plastik äußerte, mußte sich auch in der Malerei auswirken, da im Mittelalter der Freskenschmuck in der Kirche als unbedingt notwendig angesehen wurde. Deshalb finden sich auch so viele umfangreiche zyklische Darstellungen. Die Vorliebe für Freskenschmuck erstreckt sich aber auch auf profane Räume. Fast jede Burg, Rats- und Trinkstube u. dgl. hatte wenigstens ornamentale Freskenmalereien. Der Stoff der Darstellungen wurde mit Vorliebe der Leidensgeschichte Christi, dem Marienleben und der Geschichte der Kirchenpatrone entnommen; die Gewandung, in die man die Heiligen kleidete, war die der damaligen vornehmen und höfischen Gesellschaft. Einen erwähnenswerten Bestandteil der monumentalen Wandmalerei bildet der dekorative Schmuck der Rippengewölbe, Rankenwerk u. dgl. und die, die figuralen Darstellungen umrahmenden Bordüren in reicher Ornamentik.

Es sind zwei Mittelpunkte, Bozen und weiterhin Brixen, von denen aus sich die gotische Malerei seit Beginn des 14. Jahrhunderts entfaltete, und zwar zuerst al fresco, später auch in den Tafelgemälden. „Der eigenartige Grundton dieser beiden Schulen wird bestimmt durch ihren deutschen Grundton einerseits, die italienischen Anregungen andererseits, die bedingt durch die Lage der Orte auf rein deutschem Gebiet, aber an der Straße nach Italien und zwar auf der Südseite der Alpen am Beginn der milderen, südlicheren Region" (B. Riehl). Die Blütezeit der gotischen Malerei fällt in das Ende des 14. und das erste Viertel des 15. Jahrhunderts; in der zweiten Hälfte des letzteren erreicht sie auch in den nördlichen Landesteilen eine bedeutende Höhe. Von der Mitte des 15. Jahrhunderts geht die Hochgotik in die spätgotische Art über, die sich durch stärkere plastische Wirkung und eckige und knitterige Faltenbildung auf den ersten Blick erkennen läßt; im Gegensatz zu den früheren höfischen Gestalten nimmt die Kunst einen mehr bürgerlich-hausbackenen und verstärkt realistischen Charakter an. Der Einfluß der italienischen Malerei, namentlich derjenigen von Verona und Padua, der in der Bozener Schule sehr deutlich hervortritt und von da auch nach Brixen übergriff, geht ersichtlich zurück, wofür der niederlän-

dische Einschlag und damit die von ihm bestimmte süddeutsche Art in den Vordergrund tritt.

Die Hauptwerke der Bozener Schule sind die Wandgemälde in der kleinen Dorfkirche St. Johann in Dorf bei Bozen, in St. Martin in Campil, in der Pfarrkirche zu Terlan und in der Burg Runkelstein. Die Fresken der ersten beiden Kirchlein erinnern jeden, der diejenigen der Capella dell' arena in Padua kennt, an diese, obwohl sie von einheimischen Künstlern stammen. Es ist jedoch unverkennbar, daß sie den giottesken Stil in Italien studiert und in sich aufgenommen haben, wenn das auch vorwiegend nur äußerlich zum Ausdruck kommt. Sie streben mehr nach plastischer Wirkung und geben mehr Einzelheiten, lassen also die große monumentale Wirkung Giottos vermissen, abgesehen davon, daß sie, wenn auch tüchtige, so doch untergeordnete Künstler waren. In den Malereien in Terlan macht sich der italienische Einfluß in geringerem Maße geltend.

Zu den frühesten und deshalb kunst- und kulturgeschichtlich interessantesten Werken, die der Freskenmalerei die Beschränkung auf die kirchliche Kunst entzogen, gehören diejenigen in Burg Runkelstein. Sie sind ausschließlich deutscher Art; italienischer Einfluß scheint schon deshalb ausgeschlossen, weil in dem benachbarten Oberitalien derartige Vorbilder profaner Malerei nicht existierten. Die teilweise restaurierten Fresken stammen aus dem Ende des 14. Jahrhunderts; die Stoffe sind den beliebten Dichtungen des Mittelalters entnommen. Die Bilder des Tristanzyklus und des Wigalois sind monochrom in terra verda mit aufgesetzten weißen Lichtern. Auch im Neidhartssaal wirkt die Kunst mit den einfachsten Mitteln; die Figuren sind schwarz umrissen und die Umrisse gleichmäßig mit Farbe ausgefüllt, nur der Faltenwurf ist mit schwarzer oder roter Pinselfarbe eingezeichnet. Am besten und ursprünglichsten sind die lustigen Schilderungen im sogenannten Badezimmer erhalten. Die in das Bad Schreitenden sind, wenn man von der Darstellung von Adam und Eva absieht, die ältesten Aktfiguren deutscher Malerei. Profane Malereien aus jener Zeit, wenn auch sehr beschädigt, enthielt ferner die Burg Lichtenberg im Vintschgau (jetzt im Landesmuseum zu Innsbruck).

Eine ganz einzige Chronik der Brixener Malschule ist der berühmte Kreuzgang des Domes zu Brixen, der einen umfassenden und höchst instruktiven Einblick in die Kunstübung jener Schule gewährt. Die Fresken gehören drei verschiedenen Perioden an: der Zeit von zirka 1380—1430, hauptsächlich im nördlichen Flügel (Arkade 10, 11, 12 und zwei in 8), in denen die Beziehungen zu Italien, zu der Schule des Giotto und des Veroneser Altichiero da Zevio besonders hervortreten; der Zeit von 1430—1465 in den Arkaden 2, 3, 5, 7, 14 und 15, die den Übergang aus der idealeren Richtung in die realistische, lebensvoll bewegte und stärkere Individualisierung sowie auch koloristische Fortschritte bekunden. Als Haupt dieser Schule gilt der Maler des Kreuzigungsbildes in Arkade 3, von Semper wegen des Zeichens in der Fahne „Meister des Skorpion" bezeichnet. Die Fresken aus der Zeit von 1465 bis zum Ende des 15. Jahrhunderts von A. Sunter u. a. in den Arkaden 1, 4, 6, 8 und 13 charakterisieren sich gleichfalls durch ausgesprochenere Individualität, größere Natürlichkeit der Gebärde, freiere Führung der Gewandlinie, sowie zur Steigerung des Raumeindruckes, Einführung des Landschaftlichen. Im Jahre 1886 wurden die Malereien restauriert. Das St. Johanniskirchlein an der Südseite des Kreuzganges enthält ausgedehnte Wandmalereien aus dem Beginn des 14. Jahrhunderts: die Kreuzigung im Chor, Anbetung der Könige usw., während die Maria und die Disputation des hl. Antonius aus dem 15. Jahrhundert stammen.

Aus den vielen Zyklen von Wandgemälden dieser Zeit seien nur noch als die wichtigsten angeführt: die in St. Vigil auf dem Kalvarienberg bei Bozen; in St. Helena bei Deutschnoven; in St. Katharina im Völser Ried (Tierser Tal); in der Durchgangs-

halle des Meraner Pfarrtums und in der Burgkapelle, am Wehrgang und den beiden Erkern in der landesfürstlichen Burg von Meran; inder Friedhofskapelle von Riffian; in St. Georg bei Schenna; in St. Proculus bei Naturns, in St. Cyprian in Sarnthein; in der Apollinariskirche bei Arco. Erwähnung mögen auch noch finden die Darstellung des „Totentanzes" an der Außenseite von St. Vigilio in Pinzolo und an der Stephanskirche bei Carisolo; das Innere der letzteren gleicht einem prächtigen Bildersaal. Namentlich im Vintschgau, im Pustertal und in Judikarien finden sich noch eine große Anzahl Wandmalereien jener Epoche. Wer sich für die Kunst jener Zeit eingehender interessiert, möge sich die Mühe nicht verdrießen lassen, in jede auch noch so unscheinbare ältere Kirche einen Blick zu werfen; er wird sich oft reich belohnt finden.

Eine bemerkenswerte Lokalschule bestand noch im Pustertal; ihr Hauptvertreter ist Simon Mareigl aus Taisten aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts; Werke des Meisters finden sich u. a. in Taisten, Niederndorf, der Burgkapelle in Lienz, die „zum Teil Unkenntnis der anatomischen Verhältnisse und Unbeholfenheit der Form zeigen, aber bei derber, realistischer Auffassung eine ebenso innige als naive Anschauung und Streben nach Naturwahrheit offenbaren".

An Tafelbildern aus dem 14. Jahrhundert ist in Südtirol nichts erhalten; die ältesten auf Holz gemalten Bilder stammen aus dem Beginn des 15. Jahrhunderts. In Nordtirol dürfte das Altarbild im Kloster Stams, Mariä Krönung von Heinrich Gussit (gest. 1389) das älteste Tafelbild sein.

Erst die Entwicklung der Flügelaltäre brachte für die Tafelmalerei ein weites Betätigungsfeld. Der bedeutendste Maler, den Tirol hervorgebracht hat, ist Michael Pacher (1435—98), den wir schon oben als Plastiker kennengelernt haben, ein Meister, der sich kraft seiner Begabung den größten deutschen Künstlern seines Jahrhunderts an die Seite stellt. Sein starkes, leidenschaftliches Temperament, offenbar beeinflußt von Eindrücken der italienischen Kunst, führt ihn in freiere Bahnen, als die meisten der deutschen Künstler des 15. Jahrhunderts einzuschlagen versuchten. Feines Naturgefühl und tiefe Empfindung geben seinen Gestalten individuelle Größe, die an Mantegna erinnert; der oberitalienischen Kunst mag er die sichere Kenntnis der Perspektive, das ausgeprägte Raumgefühl und die klare Komposition verdanken, die seine Malerei charakterisiert. In der phantastischen, aber stimmungswahren Landschaft kommt die mächtige Natur seiner Heimat zum Ausdruck. Die mit Tafelbildern geschmückten Schnitzaltäre des Meisters sind unter Plastik aufgezählt worden. Außerhalb Tirols sind noch vorhanden: ein sehr liebliches Marienbild im St. Peterstift zu Salzburg; vier Kirchenväter (aus Neustift) in der Galerie zu Augsburg; die Gemälde des Traminer Altars im Nationalmuseum zu München. Die Madonna und zwei Heilige (aus Bozen) im Germanischen Museum zu Nürnberg sind von seinem Bruder Friedrich.

In Nordtirol mögen genannt werden: die merkwürdige Jagd nach dem Einhorn in der Doppelkapelle der alten Burg Aufenstein bei Matrei etwa von 1420; die Fresken im Kreuzgang des Franziskanerklosters zu Schwaz (1512—1526); ihr Stil bezeugt die einheimische Schule, die jedoch schwäbische, niederländische und italienische Elemente aufgenommen hat; an profanen Darstellungen die drolligen Gemälde im sogenannten „Großen Haus" in Grins aus dem 15. Jahrhundert und die Fresken im Landesmuseum zu Innsbruck, die von einem Hause in Hall dahin verbracht wurden.

Eine höchst instruktive Sammlung von Tafelgemälden, in der die Richtungen der meisten tirolischen Maler des 15. und 16. Jahrhunderts vertreten sind, enthält das Landesmuseum zu Innsbruck; auch das Kloster in Wilten besitzt eine ansehnliche Sammlung von Werken dieser Epoche. Hervorragende Privatsammlungen sind die der Familie Vintler in Bruneck, die u. a. auch Tafeln von Michael Pacher enthält, und diejenige in Schloß Tratzberg, die reichste Privatsammlung an Tafelbildern von

Abb. 6. Gries, Schrein und Predella des Hochaltars in der Franziskanerkirche

Abb. 7. Schwaz, Pfarrkirche, Gotische Holzfigur

Abb. 8. Schwaz, Pfarrkirche, Annenaltar

Abb. 9. Hocheppan, Schloßkapelle. Die törichten Jungfrauen 12. Jahrh.

Abb. 10. Runkelstein, Fresken, 14. Jahrh.

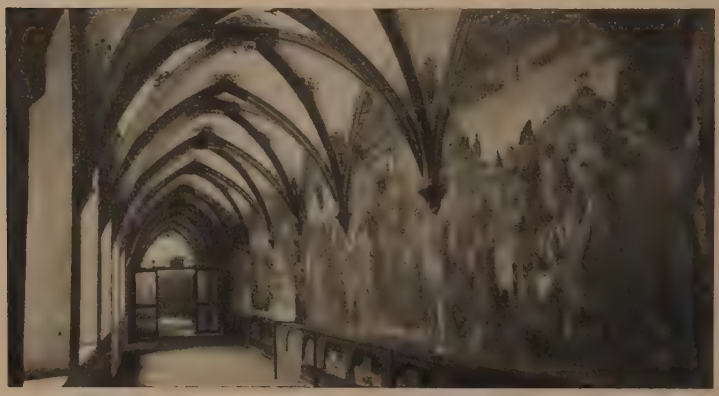


Abb. 11. Schwaz, Kreuzgang, Franziskanerkloster, 1512—26

Tiroler Meistern aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Eine ansehnliche Sammlung von Tafelbildern der Brixener Schule ist im Kloster Neustift bei Brixen vereinigt

Renaissance Wie in der Plastik, so macht sich auch in der Malerei mit Beginn der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine Erschlaffung geltend. Die tirolische Renaissancemalerei ist nicht sehr ergiebig; im allgemeinen zeigen nur die, die Bilder rahmenden architektonischen Formen Renaissancecharakter; im übrigen sind die Darstellungen noch durchwegs gotisch und deutsch. Eine Ausnahme bildet nur die Malerschule, die durch das von Maximilian I. lebhaft geförderte Kunstschaffen ins Leben gerufen wurde und von der nur Jörg Kölderer, Sebastian Scheel, Ludwig Conventer, Hans Knoderer, Hans Grasser und Peter Rieder genannt werden sollen. Anders ist es in den südlichsten Landesteilen, wo die kunstsinnigen Fürstbischöfe von Trient und einige Patrizierfamilien Südtirols italienische Künstler beriefen. Fürstbischof Bernhard von Cles ließ den Löwenhof des Castel nuovo in Trient sowie das Gewölbe des Treppenhauses und eine Loggia durch Girolamo Romanino aus Brescia (1485—1566) mit prächtigem Freskenschmuck versehen (die Bilder wurden vor Eröffnung des Konzils von Daniele da Volterra übermalt, der bekanntlich auch für das Jüngste Gericht Michelangelos in der Sixtina mit der gleichen Aufgabe betraut war). Den reizenden Kinderfries im Großen Saale führte Dosso Dossi (1479—1542) aus; außerdem waren noch Marcello Fogolino aus Friaul und Domenico Brusasorci aus Verona bei der Ausschmückung tätig. Von letzterem stammt auch die reiche Bemalung der Casa Clotz (jetzt Garavaglia). In der alten Pfarrkirche von Avio finden sich in den Gewölbekappen vier sehr schöne kleine Sibyllen, die den direkten Einfluß des Paolo Veronese aufzeigen.

Ein Beispiel dekorativer Deckenmalerei bietet die kleine Kirche zu Caneve bei Arco, wahrscheinlich von der Hand des Marco Moretto aus Ala. Diese Malereien sind kunstgeschichtlich deshalb besonders interessant, weil sie das erste Beispiel sind, wie Einzelgestalten, zwar noch streng in die Gewölbeabschnitte eingeordnet, aber doch schon von einem Hauch der barocken Deckenkunst ergriffen werden, indem sie sich nicht mehr mit der schlichten Vorderansicht, sondern für Unteransicht verkürzt zeigen. Zahlreiche Tafelbilder, u. a. von Tintoretto, Romanino, Marco Moretto u. a. enthalten die Kirchen dieses Landesteiles, worauf jedoch nicht näher eingegangen werden kann. Wer sucht, wird auch hier, namentlich in Judikarien, manches Sehenswerte finden. Im allgemeinen tritt jedoch vom 16. bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts ein auffallender Stillstand in der Malerei ein; erst gegen das 18. Jahrhundert entfaltet sich wieder eine regere Kunsttätigkeit.

Barock, Rokoko und Klassizismus Ein ganz besonderes Interesse verdient die Deckenmalerei dieser Epoche, die von Italien her in die Länder der Gegenreformation eindrang und in den österreichischen Ländern und im südlichen Bayern allgemeine Geltung errang. Anfänglich wurde diese Kunst mehr von fremden, später von einheimischen, aber doch meistens in Italien geschulten Malern geübt. Unter den Alpenländern kommt Tirol der Vorrang in der Entwicklung der barocken Deckenmalerei zu und zwar hauptsächlich als Kirchenmalerei, die sich unter der Bauluft und Kunstliebe des Klerus im 18. Jahrhundert in einer erstaunlichen Fülle entfaltete. Die profane Malerei, von der sich wertvolle Denkmäler in den Sälen höfischer und adeliger Paläste und in den Sälen der Klöster und Stifte finden, muß hier übergangen werden, da sie der Allgemeinheit nur wenig zugänglich ist. Wer sich mit ihr näher beschäftigen sollte, mag auf das Werk von Hammer (siehe Literaturnachweis) verwiesen werden. Namentlich an der Brennerlinie, im Inn- und im Pustertal bis Lienz hinab treffen wir auch in den kleinsten Orten umfangreiche

Deckenmalereien des Barock und Rokoko, darunter naturgemäß auch eine große Zahl handwerksmäßiger Arbeit, aber auch viel des Schönen.

Anfänglich war die Malerei auf die Feldungen beschränkt, in die die Decken geteilt waren; sie nahm den Raum in Anspruch, der ihr von der ornamentalen, reichen Stukkatur gelassen wurde. In der weiteren Entwicklung begnügte sich die Malerei nicht mehr damit, die Wände und Decke zu beleben und zu schmücken, sondern sie strebte danach, sie aufzuheben durch scheinbare Durchbrechung und Erweiterung des Raumes mittels der an Wände und Decken gemalten perspektivischen Architektur, in der aber die Glieder der wirklichen fortklingen. In der mittleren Scheinöffnung erblickt man dann die „Glorie", Darstellungen von Christus, Maria oder Heiligen im offenen Himmel, von Chören der Heiligen, Engeln und Putten umgeben, die auf Wolken schweben.

Ein besonders prächtiges Beispiel der barocken Deckenkunst des frühen 17. Jahrhunderts bietet S. Maria Inviolata bei Riva. Die damals in Tirol bevorzugte polygonale Kuppel begünstigte das Festhalten an der Verteilung des malerischen Schmuckes in den Feldern, die durch reiche, sich der architektonischen Grundlage anpassende Stukkaturen gebildet werden. Ein Denkmal gleicher Art ist die Rupertskapelle der Pfarrkirche zu Villa Lagarina. Die Malerei in der Kuppel der Marienkapelle zu Schabs bei Brixen von Egidius Schor (1687) ist ein Beispiel für den Ersatz der Stukkatur durch gemalte ornamentale Architektur, ebenso die Ausmalung der Chorkapellen der Stiftskirche in Stams (1696) von dem gleichen Meister.

Das früheste Beispiel in Südtirol für die Befreiung der Malerei von der Stukkatur und die Schaffung einer die ganze Decke füllenden Komposition ist das Deckenbild von Polack in St. Maria Maggiore zu Trient; zugleich wird hier das typische Thema der barocken Deckenmalerei angeschlagen: das Glorienbild.

Im deutschen Teil des Landes, wo noch bis ins 17. Jahrhundert vielfach an dem gotischen Rippengewölbe festgehalten wird, dringt die neue Deckenkunst nur zögernd ein. Frühe Beispiele für die zwischen Stukkatur eingefügte Malerei sind die neue hl. Kreuzkirche zu Säben (1653) und die Kalvarienkirche bei Bozen (1685). Ein frühes Beispiel für die Anwendung der Perspektivmalerei und des Glorienbildes ist die hl. Kreuzkirche zu Säben (1679), wo überall die Absicht dokumentiert ist, den Raum zu durchbrechen und Prospekte ins Freie zu geben. Im nördlichen Tirol entschloß man sich noch viel zögernder zum Gemäldeschmuck; die Mariahilfkirche zu Innsbruck (1689), die Spitalkirche (1703) und die Wiltener Stiftskirche (1707), die von Kaspar Waldmann mit Malereien geschmückt wurden, zeigen diese noch in üppigem Stukkaturrahmen verteilt. Kunstgeschichtlich höchst bemerkenswert ist die Malerei der Kuppel der Servitenkirche in Rattenberg von J. J. Waldmann (gest. zirka 1700). Sie ist in Nordtirol das früheste Beispiel jener Kolossal-Glorienbilder, in denen eine Fülle von Figuren unter dem einen Gedanken der Aufnahme eines Heiligen in den von zahllosen Heiligen bevölkerten Himmel begriffen ist. Die barocke Deckenidee ist hier in ihren wesentlichen Forderungen durchgeführt, das einteilende Prinzip ist überwunden und die Zusammenfassung zu einem Bilde vollzogen, wenn auch Gruppierung und Abstufung noch nicht ganz entwickelt sind.

Mit dem 18. Jahrhundert beginnt die Herrschaft des Hochbarocks, veranlaßt durch das Auftreten von Andrea Pozzo (1642—1709) aus Trient, des Bahnbrechers der gemalten Scheinarchitektur im Deckenbild. Das bedeutendste Werk in Südtirol aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts sind die Malereien in der Pfarrkirche zu Sacco von G. A. Baroni. Der Künstler erstrebt hier durch gemalte Architektur den Übergang von der Stukkatur zur Malerei in so raffinierter Weise, daß man genau nachsehen muß, wo erstere aufhört und letztere beginnt. Aber nicht nur in perspektivischer, sondern auch in kompositioneller Hinsicht sind die Ausdrucksmittel dieser Fresken sehr

gereift. Mit Baroni hat die spezifisch-barocke Deckenmalerei in Südtirol ihren Gipfel erklommen.

Auch in Nordtirol macht sich das Vorbild Pozzos geltend; großen Einfluß auf die Entwicklung des Deckenbildes übten die Deckenfresken des K. D. Asam aus, der aus Bayern zur Ausschmückung der Innsbrucker Pfarrkirche berufen wurde (1722) und ganz den Grundsätzen Pozzos folgte. Durch den Einfluß des Tiepolo (1696—1770), des „Interpreten des Rokokogeistes im Deckenbild des 18. Jahrhunderts", wird der Übergang zum Rokoko vollzogen. Auch faßt das von Norden kommende Rokoko in Nordtirol festeren Boden als in Südtirol. In Tiepolo lebt die Malerei der rauschenden Festesfreude und der dekorative Prunk der venezianischen Glanzzeit noch einmal auf; er weiß wie kein anderer dem Bildraum der „Glorie" die Weite und Helligkeit zu geben, durch die die Raumerweiterung überzeugend wirkt. Dazu kommt noch die lockere Komposition, die Leichtigkeit des Pinselstriches, das duftige Kolorit und die eigenartige malerische Lebendigkeit. Namentlich auf die deutschen Künstler wirkte das Vorbild Tiepolos befruchtend; seine Einwirkung ist bei ihnen fast ausnahmslos mächtig zu verspüren.

Sehr fruchtbar war die Tätigkeit M. Günthers, eines Schülers des Asam. Wenn letzterer noch im Stil des römischen Barocks malte, so macht sich bei ersterem bereits der Einfluß Tiepolos und damit die Schwenkung von Barock zu Rokoko geltend. Die Ausmalung der Deutschordenskirche zu Sterzing (1733) ist noch ein Frühwerk; hingegen tritt in der Klosterkirche zu Neustift zu Brixen (1736) der tiepoleske Stil in Komposition und Kolorit sehr stark in Erscheinung. „Die Kuppelwirkung des Pfingstfestes ist eine schlechthin vollkommene". Das reichste Werk des Meisters sind die Fresken in der Pfarrkirche zu Wilten (1754), die in ihrem lichten Ton dem Raum ein festlich heiteres Gepränge verleihen; die Figuren sind hier virtuos behandelt, der Rokokostil hat sich hier völlig durchgesetzt. Weitere Werke Günthers finden sich in den Pfarrkirchen zu Rattenberg, Gossensaß, Götzens und Grins, in der Benediktinerkirche zu Fiecht; endlich in den Kirchen zu Abtei und St. Vigil im Ennebergertal. Auch der Freskenschmuck der zierlichen Schloßkapelle von Wolfsturn bei Mareit wird ihm zugeschrieben.

Einen Höhepunkt des barocken Freskos in Tirol bilden die Malereien Paul Trogers (1698—1777) im Dom zu Brixen (1750), in denen das raumerweiternde Prinzip der Deckenmalerei in kaum zu übertreffender Weise verwirklicht ist. Es ist das Pathos, verbunden mit der Kraft des Ausdruckes, und die Schönheit und Frische des Kolorits, das diesen bedeutendsten Tiroler Meister des Barocks auszeichnet. Eine vielseitige Tätigkeit entfaltete die Familie Feistenberger aus Kitzbühel. Arbeiten derselben noch ganz im barocken Stil enthalten die Kirchen in Kitzbühel, St. Johann, Reit, Jochberg und Rattenberg.

Mit der Mitte des 18. Jahrhunderts beginnt der quantitative Höhepunkt in der Rokoko-Freskomalerei: zwei Familien sind es, die nahezu beherrschend auftreten, die Zeiler und Zoller. Joh. Jak. Zeiler (1710—83) ist bekannt durch seine Fresken in Ettal und Ottobeuren; in Tirol finden sich Werke in Elbigenalp, Bach, Bichelbach und Breitenwang. Von F. A. Zeiler (1716—94) weist Tirol eine große Anzahl von Werken auf, u. a. die Fresken in der Kirche des bischöflichen Seminars zu Brixen, in den Kirchen von Taisten und Straßen, Zell a. Z. und Bichelbach. Bei diesem Künstler ist das Bestreben ausschlaggebend, das bisher Gebotene durch Pracht und Reichtum zu übertreffen, wobei er in der gemalten Architektur vielfach ins Unglaubhafte und Spielerische gerät; auch nimmt er es mit der Zeichnung nicht immer genau. Von A. Zoller (1695—1768) finden sich Fresken in Telfes, sein bestes Werk, in Schmirn, Gschnitz, Mutters, Obertilliach. Sein Sohn J. A. Zoller (1731—91) führte Fresken aus in Tschötsch, Niedervintl, Abfaltern, Absam. Bei den Zoller kommt der Geist des

Rokoko, die Ungebundenheit, die Unregelmäßigkeit, die Neigung zum Spielerischen noch mehr zur vollen Geltung als bei den Zeiler.

Von der großen Zahl geringerer Maler seien nur der Vollständigkeit halber angeführt: P. J. Greil, J. Jais, A. Kirchebner, P. Denifle, J. J. Henrici und der überaus fruchtbare J. A. Mölk.

Um die siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts fand unter dem Einfluß des Rafael Mengs die klassizistische Strömung in der tirolischen Freskenkunst Eingang. Die Erzählungsweise der Spätvenezianer, die amüsanten Nebenfiguren, der phantastische Aufputz und Prunk, die breit ausgeführten Allegorien verschwinden allmählich und die Bilder beschränken sich auf den eigentlichen Stoff der heiligen Darstellung; die neue Richtung strebt als Ersatz die Vollendung des Einzelnen an. Dieser Übergang vollzog sich durch M. Knoller (1728—1804), den begabtesten Tiroler Maler dieser Epoche. In den Kuppelfresken der Klosterkirche zu Volders (1766) ist er noch Rokokokünstler, wenn sich auch schon in dem Streben nach formaler Veredlung der Einfluß der klassizistischen Richtung geltend macht. Stärker kommt letztere in den Fresken der Klosterkirche in Gries (1771—73) zum Ausdruck, in denen sich die allmähliche Entwicklung von Knollers Auffassungs- und Kompositionsweise der Rokokozeit bis zur Ausbildung der klassizistischen Richtung genau verfolgen läßt. Der letzte Freskomaler des 18. Jahrhunderts von Bedeutung ist der Schüler Knollers J. Schöpf (1765—1822), der noch wesentlich stärker als sein Lehrer vom Klassizismus beeinflußt ist. Das tritt durch die weitere Einschränkung der Gestaltenfülle, klarere Anordnung und den völligen Verzicht auf das große Pathos der Barocke in Erscheinung. Werke von ihm enthalten die Pfarrkirchen zu St. Johann in Ahrn, Kaltern, zu Brixen im Tale und die Serviten- und St. Johanneskirche zu Innsbruck; sein bestes Deckenfresko in der Pfarrkirche zu Bruneck ging bei einem Brand zugrunde. In den späteren Werken Schöpfs aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts in der Antoniuskapelle zu St. Johann in Tirol, zu Reit bei Brixlegg und zu Wattens wird er kraftlos und langweilig, das Endergebnis der klassizistischen Entwicklung. Fortsetzer der beiden Genannten sind J. Keller, Franz Altmutter und J. Arnold; das endgültige Erlöschen der barocken Freskomalerei durch den steigenden Einfluß der nazarenischen Richtung wird durch G. Mader und F. Plattner (siehe unten) bezeichnet.

Wie in der perspektivischen Deckenmalerei, so ist auch die Produktion auf dem Gebiete der religiösen *Tafelmalerei* eine außerordentlich rege; zum größten Teil begegnen wir denselben Meistern. Auch hier vollzieht sich der gleiche Prozeß wie in der Deckenmalerei: die Übertreibung in der Bewegtheit der Gestalten und das Pathos des Ausdrucks, die schweren Formen und geballten Wolkenmassen, die scharfen Kontraste des Halbdunkels machen allmählich den aufgelockerten Formen, der eleganteren Haltung und dem hellen, duftigen Kolorit des Rokoko Platz, bis schließlich die von den Nazarenern beeinflußte klassizistische Richtung auch im Tafelbild die farbenfreudige Welt des Rokoko verdrängt.

Die hervorragendsten Tafelmaler des Hochbarocks sind die der Fleimser Schule angehörenden Michel Angelo und Franz Unterberger (1695—1758, bzw. 1706—1766), sowie J. G. Grasmaier (1691—1751), Paul Troger (1690—1751), ein Schüler des in Rom ausgebildeten Giuseppe Alberti, der in Cavalese eine Schule für Maler eröffnete. Das bedeutendste Werk des erstgenannten Künstlers ist „Der Tod Mariä" im Dom zu Brixen, das an die spätere Malerei Venedigs erinnert, wo er längere Zeit studierte. Auch für Franz Unterberger war dessen venezianische Studienzeit maßgebend; während aber sein Bruder Michel Angelo mehr auf dekorative Gesamtwirkung hinarbeitet, bevorzugt er das Kontemplative. Seine Madonnen sind zart und liebreizend, die Heiligen in frommer Verzückung. Altarblätter von ihm enthält die Franziskanerkirche zu Schwaz, die Klosterkirche zu Neustift, die Pfarrkirchen zu Brixen, St.

Jakob bei St. Ulrich in Gröden und zu Cavalese. Von J. G. Grasmaier finden sich zahlreiche Altarbilder in Tirol, unter anderen in den Pfarrkirchen zu Innsbruck, Schwaz, zu Wilten, in der Klosterkirche zu Neustift. P. Troger ist als Tafelmaler weniger bedeutend wie als Freskomaler. In seinen Altarblättern kommt eine gewisse Neigung zu realistischen Übertreibungen und gesuchten unwahren Farbeneffekten teilweise unangenehm zum Ausdruck. Bilder von ihm sind u. a. im Dom zu Brixen, in den Kirchen zu Niedervintl, zu Welsberg. Ein ganz bedeutendes Talent war Johann Holzer (1709 bis 1768), von dem sich nur in der Klosterkirche zu Marienberg ein Altarbild findet; zahlreiche Werke des Frühverstorbenen sind in Bayern erhalten. Verschiedene Werke von Paul Zeiler (1658—1730) finden sich in den Kirchen des Bezirks Reutte, sowie von seinem Sohn Jakob in denjenigen des Oberinntales.

Auch in der Tafelmalerei vertritt J. Schöpf am entschiedensten den Übergang zum Klassizismus. Altarbilder von ihm bergen die Kirchen in Ahrn, Bruneck, Klausen, Stanz, Volders, Schwaz, Wattens und der Dom zu Brixen. Von J. Arnold finden sich u. a. Bilder in Imst, in Maria Trost bei Meran usw. Das Landesmuseum zu Innsbruck enthält wertvolles Material zur Kenntnis der klassizistischen Tafelmalerei.

Schließlich darf auch noch der Fassadenmalerei an den Bauernhäusern gedacht werden, wobei die gemalte Zier den plastischen Architekturschmuck an den gemauerten Fassadenwänden ersetzt. Namentlich im Oberinntal und dessen Nebentälern, stellenweise auch im Vintschgau ist dieser Brauch heimisch, wo wir Barockmalereien von prächtig dekorativem Charakter: Fensterumrahmungen, biblische Szenen, Heiligenfiguren u. dergl. antreffen. Berühmt hiefür ist das sogenannte alte Gerichtsgebäude in Wenns.

Neuere und neueste Zeit Von Mitte des 19. Jahrhunderts an haben die nordtirolischen Maler, die mit München in reger Verbindung standen, die Vorherrschaft. Ich muß mich darauf beschränken, die Namen der bedeutendsten derselben und einige Werke als Stichproben anzuführen. Es sind K. Blaas (1825—93), Hofers Gefangennahme im Landesmuseum zu Innsbruck, Altarbilder in Nauders und Innichen; F. Plattner (1826—90), Fresken im Friedhof zu Innsbruck, zu Girlan, Mieders; G. Mader (1824—82), Fresken in Bruneck, Steinach, im Friedhof zu Innsbruck; F. Hellweger (1812—80), Tafelbilder in Bruneck, Bozen, Brixen; A. von Wörndle (1827—1906), Kreuzweg im Friedhof zu Innsbruck, Wörgl; A. Steiner von Felsburg (1818—1905), Bilderzyklus in der Kirche des Vincentinums zu Brixen, Wandschmuck der neuen gotischen Kirche zu Proveis, Decke der Ursulerinnenkirche in Innsbruck. Die Richtung der Genannten geht von Overbeck, Josef Führich und Cornelius aus, also von den Nazarenern und der Romantik und kann deshalb nicht mehr als bodenständige Tiroler Kunst angesprochen werden. Einer Wertung darf ich mich enthalten, denn alle die Werke der Genannten haben im Gegensatz zur früheren Kunstepoche für mich etwas erkaltend Akademisches, das meinem Empfinden nach diesem Bergland heterogen ist. Der Vollständigkeit halber seien noch die allbekannten Maler von Historien- und Genrebildern, der sogenannten „Tirolerei", genannt: Franz von Defregger (1835 –1921) und Matthias Schmid (1835—1922), sowie endlich Albin Egger-Lienz und die drei Brüder Albert, Ignaz und Rudolf Stolz in Bozen, deren Werke einen starken, monumentalen Zug bekunden.

Schluß „Den großen Gang der deutschen Kunst sprechen vor allem ihre Hauptmeister aus, die ihn ja vielfach auch bedingen; für ihn steht die Brennerstraße als ein Durchzugsland, das selber nicht wesentlich in diesen Gang eingreift, nicht im Vordergrund des Interesses. Wer die deutsche Kunst kennen lernen will als die Kunst des deutschen Volkes, in dem Reichtum ihrer Individualitäten, in der

Mannigfaltigkeit gerade ihrer Lebensäußerungen, was auch für ein tieferes Verständnis jener epochemachenden Meister unerläßlich ist, weil sie hier den Boden sehen, aus dem sie erwuchsen, für den wird das Studium dieser herrlichen Alpentäler einen der interessantesten Abschnitte deutscher Kunstgeschichte bilden." Mit diesen Worten schließt Berthold Riehl sein reizendes Büchlein „Die Kunst an der Brennerstraße". Was er hier sagt, hat Gültigkeit für das ganze Land Tirol. Und so schließe ich mit dem schon zu Eingang ausgesprochenen Wunsche, daß meine Ausführungen denen Anregung geben möchten, die bislang ausschließlich nur die Berge sahen. In Tirol bilden Natur, Geschichte und Kunst eine so geschlossene Einheit, wie es eben nur in einem Bergland möglich ist; wer einen dieser Faktoren übersieht, kann nicht Anspruch darauf erheben, das Land wirklich zu kennen.

Literatur.

Atz, K. Kunstgeschichte von Tirol und Vorarlberg, Innsbruck 1909.
Deininger, J. Architektur in Tirol, Wien 1893.
— Das Bauernhaus in Tirol und Vorarlberg, Leipzig 1896.
Hammer, H. Die Entwicklung der barocken Deckenmalerei in Tirol, Straßburg 1912.
Kleeberg, A. Die Proculuskirche in Naturns. Brixen 1924.
Luchner, O. F. Die Tirolerstadt, München 1914.
Piper, O. Burgenkunde, München 1911.
Riehl, B. Die Kunst an der Brennerstraße, Leipzig 1908.
Schmölzer, H. Die Wandmalereien in S. Johann i. Dorfe, St. Martin in Campil und Terlan, Innsbruck 1888.
Semper, H. Die Brixner Malerschulen des 15. und 16. Jahrhunderts, Innsbruck 1891.
„ „ Wanderungen und Kunststudien in Tirol. Innsbruck 1894.
„ „ Übersicht einer Kunstgeschichte Tirols. Zeitschrift des Tiroler Gewerbevereins 1894.
Steinitzer, A. Das Land Tirol, geschichtliche, kultur- und kunstgeschichtliche Wanderungen, Innsbruck 1922.
Weingartner, J. Die Kunstdenkmäler Südtirols, Wien 1923.
Zimmeter, K. Michel Angelo und Franz Sebald Unterberger, Innsbruck 1902.
Zingerle, J. V. Freskenzyklus des Schlosses Runkelstein, Innsbruck 1857.
Die Kunst in Tirol, Wien 1921—23. Einzelne Monographien: Garber, J. Schwaz in Tirol — Kitzbühel und St. Johann in Tirol — Die romanische Wandmalerei Tirols; — Sterzing; Hammer, H. Aus der Innsbrucker Altstadt — Die Erzbilder des Maximiliansgrabes in Innsbruck — Der Bildhauer Alexander Colin von Mecheln — Die Paläste und Bürgerbauten Innsbrucks; Strohmer, E. Rattenberg in Tirol — Aus Kitzbühels Umgebung; Waschgler, H. Bruneck im Pustertal — Tiroler romanische Bildhauerkunst; Weingartner, J. Bozens Bürgerhäuser — Die Kirchen Innsbrucks; Zimmeter, K. Tiroler Heimatkunst.
Ferdinandeum-Zeitschrift, Innsbruck. Verschiedene Aufsätze.

Bildernachweis.

Abb. 1, 2, 3 Kunstverlag von A. Stockhammer, Hall i. T.
Abb. 4 aus: „Kunstschätze in Tirol" von O. Schmidt. Kunstverlag A. Schroll, Wien.
Abb. 5, 7, 8, 11 Photogr. G. Angerer, Schwaz.
Abb. 9 aus: „Die Kunst in Tirol", Verlag E. Hölzel, Wien.
Abb. 6, 10 Photogr. W. Müller, Bozen.

Aus alpiner Jugendarbeit

Von Ernst Enzensperger, München

1. Aus unserer Jugendarbeit

(Nach einem Vortrag, gehalten auf der 50. Hauptversammlung des D. u. Ö. A.-V. zu Rosenheim 1924.)

In der programmatischen Erklärung, mit der der Münchner Verwaltungsausschuß 1921 sein Amt antrat, steht folgender Satz: „Wir müssen rastlos darauf hinarbeiten, daß besonders in allen Teilen unseres Vereinsgebietes die Jugend für unsere Sache begeistert und zu echten Bergsteigern erzogen werde."

Vier Jahre sind seitdem vergangen. Da ist es Zeit, einmal Rechenschaft abzulegen, ob die Jugendfrage, wie es modern ist, nur als Aushängeschild für ein volkstümliches Gebiet benützt wurde oder ob wir uns ernst mit ihr beschäftigt haben.

Jugendarbeit ist im D. u. Ö. Alpenverein schon längst geleistet worden. Die Einrichtung der Schüler- und Studentenherbergen, durch die Studierende der Hochschulen und Absolventen der höheren Schulen auf Grund eines eigenen, vom Alpenverein geschaffenen Ausweises verbilligte Unterkunft und Verpflegung auf den Vereinshütten und in zahlreichen Gasthäusern im Alpengebiet erhielten, erleichterte einem guten Teil der für Alpenfahrten reifen Jugend das Wandern in den Alpen. Die Gründung von akademischen Sektionen war ein weiteres Mittel, um in einem wertvollen Teil unserer Jugend die Liebe zu den Alpen zu erwecken und einen gesunden Nachwuchs heranzubilden.

Auch in einzelnen Sektionen war das Verständnis für die Wichtigkeit der Jugendfrage längst erwacht: die Sektion Innsbruck hatte sich seit Jahren mit ihr praktisch beschäftigt, die Sektion Hochland in München im Jahre 1912 die erste eigentliche Jugendgruppe gegründet.

Bewußt aber trat der Gedanke an eine planmäßige Förderung der alpinen Jugendbewegung erst auf der Hauptversammlung in Regensburg 1913 auf, wo Anträge der Sektion Innsbruck und einer Anzahl von Münchner Sektionen mit dieser Zielrichtung, wenn auch verschiedenen Inhalts vorlagen. Das Ergebnis war die Annahme in folgender Form: „Unter der Voraussetzung, daß die Jugendwanderungen in erster Linie die Aufgabe haben, die Jugend mit der eigenen Heimat vertraut zu machen und die Liebe zu ihr zu stärken, ist der D. u. Ö. Alpenverein bereit, Jugendalpenfahrten zu fördern, soweit es im Rahmen seiner Bestrebungen möglich ist, und auf die Sektionen dahin zu wirken, daß Jugendgruppen, die von einem legitimierten Leiter geführt sind und deren Eintreffen vorher angemeldet ist, weitgehendste Ermäßigungen auf Schutzhütten gewährt werden, sowohl was die Beherbergung als auch die Verpflegung betrifft."

Die volle Auswirkung des Antrages verhinderte der Krieg; es gab andere Aufgaben als alpines Jugendwandern zu lösen.

Unmittelbar nach dem Kriege aber setzte der tatkräftige Wille zur Förderung der alpinen Jugendbewegung wieder ein. Den Anregungen von außen, die von verschie-

denen Seiten in den „Mitteilungen" erfolgten, antwortete der Wiener Verwaltungsausschuß mit „Grundsätzen und Richtlinien für die Errichtung von Alpenvereins-Jugendgruppen"; sorgfältig durchdacht, bewährten sie sich in der Praxis und schufen für den zwar langsamen, aber stetigen Ausbau der Jugendabteilungen den festen Boden; Wien, Graz und andere Orte folgten in Österreich dem Beispiele Innsbrucks, Bergland schloß sich im reichsdeutschen Alpenvorland dem Vorbild Hochlands an.

So waren die Grundlagen geschaffen, als der neue Verwaltungsausschuß München im Jahre 1921 mit seiner programmatischen Erklärung die Jugendarbeit auch dauernd in seinem Arbeitsprogramm verankerte. Er baute weiter und fand die willige Unterstützung von Hauptausschuß und Hauptversammlung.

Durch die Einsetzung eines eigenen Postens in den Jahreshaushalt bahnte der Alpenverein trotz drängender Geldnot die Wege, um den von Eigensorgen der Vergangenheit schwer bedrängten und an der Aufnahme von Neuaufgaben gehinderten Sektionen die nötigen Mittel zur Verfügung zu stellen. Eine günstige Entwicklung spiegelt sich im Ansteigen der Summen von 2000 M. bis zur Höhe von 17000 M. für das Jahr 1926 wieder; die Tatsache, daß allein im Jahre 1925 20 Unterstützungen von 200 M. bis 1000 Schilling gegeben werden konnten, beweist die praktische Auswirkung der helfenden Tat. Das urgesunde Bild einer *ausreifenden*, nicht künstlich hochgetriebenen Saat aber zeigt die Zahlenentwicklung und räumliche Verteilung der Jugendgruppen: in den ersten Jahren bescheiden, fast nur auf die Alpen und das Alpenvorland beschränkt, 1924 noch kaum über zwanzig hinausgehend, ist die Zahl der Jugendgruppen besitzenden Sektionen 1925 bereits 70, jene der Abteilungen selbst 97 und die Gesamtzahl ihrer Mitglieder 3336; von ihnen treffen 1468 in 38 Gruppen auf 20 österreichische, 1823 in 58 Gruppen auf 49 reichsdeutsche Sektionen, 45 auf 1 Alpenverein im Ausland. Von den Alpen und dem Alpenvorland hat die Idee der Jugendgruppen im Alpenverein längst auf die alpenfernen Sektionen übergegriffen; die verhältnismäßig hohe Zahl von 932 auf sie treffenden Mitgliedern in 28 Sektionen mit 35 Jugendgruppen ist ein unverkennbarer Beweis dafür, daß der wichtige Gedanke der Sammlung der alpenfernen, bergdurstigen Jugend in den Abteilungen des D. u. Ö. Alpenvereins feste Wurzeln geschlagen hat.

Ein auf den alten Richtlinien aufbauendes, den Unterschieden zwischen Flachlands- und Bergjugend einerseits, dem Bedürfnis herangereifter, in den Bergen aufgewachsener Jugend nach Steigerung der Aufgaben anderseits angepaßtes Arbeitsprogramm hatte 1923 den Jugendgruppen neues inneres Leben gegeben und war in seinem dringenden Aufruf zur Mitarbeit an die alpenfernen Sektionen nicht ungehört verhallt.

Reizvoll ist das Leben, das sich in den jährlichen Berichten der einzelnen Jugendgruppen widerspiegelt. Im wesentlichen gleichlautende Satzungen geben Kunde von dem einheitlichen Charakter der ganzen Jugendbewegung im D. u. Ö. Alpenverein. Welch ein Unterschied aber in der praktischen Durchführung von der sehnsüchtigen Beschränkung der Alpenliebe auf Vorträge und fest zusammenschließende Heimatwanderungen droben im Norden, bis endlich einmal eine wirkliche Alpenfahrt ein paar Glückliche der reiferen Jugend in das Land ihrer Wünsche führt, bis zu den reichhaltigen Bergfahrten, die unsere Gruppen in den Bergen fast allwöchentlich zu mannigfaltigsten Zielen tragen! Wie wohltätig wirkt die schon vom Vorort Wien ins Leben gerufene Zuwendung von Stipendien, wie segensreich erweist sich deren in München erfolgte planmäßige Umstellung vorzugsweise zugunsten der bergfernen, am Eingang ihres alpinen Werdens stehenden Jugend, wie fruchtbar schließlich die ständige Erhöhung der hierfür im Jahreshaushalt eingesetzten Summe (1921 : 2000 M., 1925 : 5000 M.), die einer immer größeren Zahl bergreif gewordener Flachlandjugend die bergrechte Einführung ins alpine Leben schenkt! Welch ein Unterschied aber selbst

Vor der Erfüllung

Zum Aufsatz: Aus Alpiner Jugendarbeit

in den voralpinen und Alpen-Gebieten! Welche Mannigfaltigkeit der praktischen Betätigung herrscht von der freien Ungebundenheit von Innsbrucks Bergjugend, von dem schneidigen, an den Problemen wachsenden Klettergeist von Berchtesgadens Jungvolk bis zur strengen, zielbewußten Geschlossenheit der Münchner Gruppen, bei denen das Zurückhalten von verfrühtem Greifen nach hohen Zielen vielleicht am reinsten zum Ausdruck kommt, bis zu den Jungmannen schließlich der Sektion Austria in Wien, die in lebensernster Arbeit über die alpine Einstellung hinaus der Jugend wesensferneren Zielen zustreben. Verschieden ist der Weg, prächtig Erfolg und Endziel. So beweisen sie die alte Wahrheit, daß in der Jugendarbeit Freiheit, aufbauend auf dem guten Geist der Führer und der Jugend selbst, zum Siege führt, wenn nur der Wille zur einheitlichen Zielrichtung vorhanden ist. Sie leitet in Nord und Süd hin zur alten Bergsteigerüberlieferung. Sie zeigt sich im starken inneren Zusammenhalt der Jugendgruppen, denen oft wöchentliche Zusammenkünfte, gelegentliche frohe Jugendfeste, gemeinsame Wanderungen und Bergfahrten das Rückgrat geben; sie führt in manchen Abteilungen zu anerkennenswertem schöpferischem Schaffen wie in der an Gedanken reichen Monatszeitung der Dresdner Jugendgruppe; sie findet schließliche Krönung im Aufbau des einen oder anderen eigenen Jugendheimes aus eigener Kraft.

Hier schlingt sich das Band hilfreichen Mitwirkens von den Alten zur Jugend. Als Führer sind sie der sichere Grundstein des Aufbaus, als Helfer, oft zu einer eigenen Vereinigung mit dem Zwecke der finanziellen Unterstützung innerhalb der Sektion zusammengeschlossen, geben sie für die Einrichtung und Ausrüstung der Jugendgruppen jene Mittel, die der Jugend selbst fehlen. Die meisten Sektionen haben auf ihren Hütten den Jugendgruppen weitgehende Vergünstigungen eingeräumt, die Vorkämpfer der alpinen Jugendbewegung, die Sektionen Bergland und Hochland, haben mit der Einrichtung alpiner Jugendherbergen auf den Pürschlinghäusern in den Ammergauer Bergen, auf den Soiernhäusern im Karwendel (Siehe S. 86) bahnbrechend auf einem neuen Gebiete verheißungsvoller Zukunft gewirkt.

Blühendes, hoffnungsvolles Leben sprießt auf, wo immer das weiße Edelweiß auf grünem Grund die Jugend zum Schaffen im Rahmen des D. u. Ö. Alpenvereins zusammengerufen hat. Noch steht mancher dem neuen Reis am alten Baum des Alpenvereins verständnislos oder gar ablehnend gegenüber. Noch ist die Arbeit in den Anfängen und ein weiter Weg bis zum Endziel, das in der Angliederung von Jugendgruppen an die Mehrzahl der Sektionen liegt. *Berechtigt aber ist der Schluß, daß das Versprechen ernster Jugendarbeit im Rahmen der eigenen Vereinstätigkeit wohl erfüllt ist.*

Über diese engen Grenzen des eigenen, vielleicht mehr oder minder vereinspolitischen Wirkens hat der Alpenverein bestimmend mit machtvoller Hand auch in *die allgemeine Entwicklung der alpinen Jugendbewegung* eingegriffen, tatkräftigst Unterstützung gegeben, wo diese berechtigt, nützlich und notwendig war, schließlich Irrwege verhindert, wo solche drohten. Und diese Arbeit führt fernab von der Kleinarbeit der engen Vereinstätigkeit von selbst hinüber zu den großen Linien der Entwicklung, zu den Problemen, die, nicht aus dem Schoße des Alpenvereins geboren, sich oft von außen her an ihn drängten, zu den Versuchen, sie zu meistern.

Schon der Anfang war aus einem solchen Problem der Außenwelt entstanden: Als man 1912 — in München — zum ersten Male an die organisatorische Erfassung des alpinen Jugendwanderns ging, stand — immer und immer wieder muß das betont werden — der *Abwehrgedanke* im Vordergrund. Man sah bereits zu viel Jugend, zu unreife Jugend in den Alpen. Die Aufgabe, sie zu sammeln, ihr Reife

zu schenken, sie zum würdigen Nachwuchs unserer berühmten Überlieferung zu machen, zog bis zum heutigen Tage sich wie der rote Faden durch die ganze Arbeit.

Schon in dieser ersten Zeit wuchs die eine Erkenntnis hervor, daß an jener wichtigen Stelle der Einbruchspforte der deutschen Flachlandjugend in die Alpen, in München, besondere Achtsamkeit notwendig sei, daß dort besondere Aufgaben gelöst werden müssen. Der Ortsausschuß München für Jugendalpenwanderungen, der unter der Führung der Sektion Hochland im Jahre 1912 entstand und alles zusammenzufassen suchte, was Jugend in die Alpen brachte, war und blieb der Drehpunkt des organisatorischen alpinen Jugendschaffens, immer in engster Zusammenarbeit, immer unter der unbedingten Führung des D. u. Ö. Alpenvereins. Oft genug ist über seine Tätigkeit berichtet worden. So kann hier in kürzester Zusammenfassung sein Programm festgesetzt werden mit folgenden Worten: Tragen der Verantwortung durch sorgfältigste Lösung der Führerfrage, Gewinnung der Jugend durch Schaffung von Erleichterungen, vor allem durch Jugendherbergen.

Auch seine Arbeit lag im Krieg vorübergehend brach, nach dem Krieg wuchs sie zur neuen Kraft, dachte zuerst in stiller Arbeit im alten Geleise zu wachsen.

Da kam etwas Unerwartetes wie eine verheerende Sturmflut an die Grenzen seines alpinen Arbeitsgebietes und damit auch an jene des Alpenvereins heran. Krieg und Revolution hatten dem deutschen Volke einen vorübergehenden Zusammenbruch sondersgleichen gebracht. Wie stinkende Blasen aus dem Sumpf stiegen die schlimmsten Leidenschaften und Instinkte aus der zersetzten Welt überfüllter Großstädte empor. Was sie an Leid und Schmach auch in die Berge brachten, davon singt die Gründung der Bergwacht ein Lied. Aber diese Zeit gebar zugleich, als die Not am höchsten war, Neues, an sich Wundervolles: Aus der Jugend heraus flammte der Widerstand, der Wille zum neuen Leben auf; er fand den natürlichen Weg zur besten Helferin, zur Natur. Die deutsche Jugendwanderbewegung wird einstens als Umkehrerscheinung stärkster Art in der Trauergeschichte des deutschen Volkes verzeichnet stehen. Aber aus der Revolution herausgewachsen, aus dem Aufbäumen der Jugend gegen Altes, das sie haßte und verachtete, trug die neue Bewegung auch Gefahrenquellen ersten Ranges in sich. Nicht nur die Besten der Jugend, die edle Freiheit suchten, drangen hinaus in die Weite, die Üblen langten gierig nach der Zügellosigkeit der Freiheit; und als man in überkühnem Greifen nach noch nicht reifen Zielen sich an die Massen der Jugend wandte und die Erwachsenen als Mitgenießer in die große Jugendwanderbewegung mit hereinziehen wollte, in den ganzen Aufbau der Organisation, als dann die riesigen Scharen, die wie in einem neuen Kreuzzug sich durch die deutschen Lande wälzten, anbrandeten an unser Alpengebiet und dort die Grundsätze des Flachlandwanderns, die Grundsätze einer übertriebenen Freiheit und die Grundsätze der Unterschätzung und Verleugnung jeder Erfahrung in unsere Berge tragen wollten, da stand Südbayern zuerst wie ein verlorener Felsen im Sturm der Brandung. Vier Jahre bitterster Sorge und heißesten Kampfes um seine Grundsätze sind verflossen. Sie waren am heißesten, als einmal drüben in Österreich wie düstere Flammenzeichen die Gefahr auftauchte, daß auch Österreich erliegen sollte im Kampf gegen das Alpenfremde in den Alpen, vor den Toren der Alpen.

Die Gefahr ist heute beschworen. Fest und unverrückbar wohl stehen die Grundsätze, die dem alpinen Jugendwandern allein Daseinsberechtigung und Möglichkeit geben. Fest stehen sie in organisatorischer Kraft in Südbayern, dem wichtigen Einbruchsgebiet aller deutschen Jugendwanderer, fest stehen sie auch in Österreich, in dem nach gleichen Grundsätzen gearbeitet wird und das in engem Verhältnis gemeinsamer Arbeit mit Südbayern eine innere

Einheit bildet. Fest steht sie durch die treue Mithilfe des D. u. Ö. Alpenvereins, der sich hier ein unvergängliches Verdienst gegenüber einer neuen Gefahr für den Frieden und die Reinheit der Berge schuf. Fest steht sie aber auch durch die Hilfe der „Bergwacht", die in treuer Kampfbruderschaft mit der südbayerischen Jugendorganisation nicht wankte und nicht wich.

Der Sturm hatte sein Gutes, indem er Erkenntnis schuf. Einmal wurde klar, daß gegenüber dem Überschwang des tief eingewurzelten verfrühten Drangs der Jugend zu den Bergen im Alpenvorland, in den Großstädten, vor allem das Herausziehen der Jugend aus den Bergen eine vordringliche Arbeit ersten Ranges sei. Auch hier ist man wieder auf dem wichtigsten Gebiete auf dem besten Wege, sie zu schaffen, indem durch einen reichen Kranz wohl eingerichteter, behaglicher Jugendherbergen, verstreut im Alpenvorland und weit bis zur Donau hin, der Jugend natürliche Stützpunkte für ihre Liebe zur engeren Heimat geschaffen wurden. Der bayerischen Staatsregierung muß hier für ihre tatkräftige ideelle und materielle Förderung besonders gedankt werden; ihr ist es vorzugsweise zu verdanken, daß unter den rund 150 in Südbayern bestehenden Jugendherbergen seit 1924 nicht weniger als 16 Eigenheime, zum größten Teile mit Räumen, getrennt nach den Geschlechtern und behaglich ausgestattet, der Jugend eröffnet werden konnten (Siehe S. 85).

Doch die Lösung einer anderen Frage war noch dringlicher. In jenen Scharen, die von irgendwo, von Hamburg, von Essen, von Danzig, aus Thüringen, aus Sachsen völlig unzureichend vorbereitet, völlig unzureichend ausgerüstet zu den Bergen kamen, — nicht jene Wegelagerer meine ich, die arbeitsscheu und arbeitslos als Vagabunden durch die Welt zogen, ohne jede nationale Würde sich durchbettelten und durchstahlen in Ländern mit besseren Lebensverhältnissen als unser armes Vaterland, auch in Ländern unserer ehemaligen Feinde, nicht jene meine ich, sondern die tiefen, ernsten, prächtigen Menschen der neuen Jugend — in ihnen tauchte wie etwas Unfaßbares, Unbegreifliches und doch Schönes die tiefe Sehnsucht auf, die nun einmal im Blut des deutschen Volkes glüht, die Wandersehnsucht, die sie zum Schönsten in ihrem deutschen Vaterlande treibt.

Und hier erwuchs auch eine besondere Aufgabe, diesen prächtigen Menschen, die in die Berge kommen wie die Zugvögel in ihre ferne Heimat, ob wir wollen oder nicht, den richtigen Weg zu zeigen für ihr Leben in den Bergen.

Mit allen Mitteln wurde die Aufklärung über die besondere Art des Bergsteigens in das ganze deutsche Jungvolk getragen. Doch auch die Warnungen wurden ihr nicht erspart. Man suchte aber auch die Pflanzstätten zu schaffen, in denen sie sich sammeln und aus guter Jugend zu guten Bergsteigern werden konnten. Die Jugendgruppen des D. u. Ö. Alpenvereins, die nunmehr im ganzen Deutschen Reich sich in einer zunehmenden Anzahl von Flachlandssektionen gegründet haben und stets neu gründen, haben großen Segen gestiftet über ihren engen Bereich von Vereinsgründungen hinaus. Sie haben für die Vorbereitung und Vorschulung der unerfahrenen Jugend gesorgt; sie haben aber auch über diesen engen Rahmen hinaus dem deutschen Jugendwandern eine besondere Note und Werte für die Zukunft geschenkt, die es bitter notwendig braucht. Wenn ich auf Grund meiner persönlichen Kenntnisse versuche, diese besondere Note zu zeichnen, so komme ich zu ungefähr folgendem Ergebnis: Die Mitglieder aller unserer Jugendgruppen betrachten sich, stolz darauf, ihnen angehören zu dürfen, als eine gewisse Auslese. Sie sehen streng darauf, daß die gesunden Grundsätze des Bergsteigertums eingehalten werden, sind streng in der Prüfung der neu Aufzunehmenden und scheiden Ungeeignete nach reichlicher Probezeit unbarmherzig aus. Gegenüber dem überstarken Betonen des Ästhetentums in der deutschen Jugendwanderbewegung, das mit Reigen und Tanz,

mit dem Aufgehen in unfruchtbaren, schöngeistigen Auseinandersetzungen, mit der Vermischung von Mann und Weib, mit der Betonung von Äußerlichkeiten nicht allzu selten ins Weibliche und Weibische hinüberzugleiten droht, stellen sie in derber Lodenkleidung mit schweren Nagelschuhen im zielbewußten Einführen in den zähen Kampf mit der Natur, in Gewöhnung an spartanische Einfachheit, in der Erfüllung herbster Pflichten gegen den Gefährten auf Leben und Tod eine Pflanzstätte der Männlichkeit dar, wie sie unser Vaterland augenblicklich braucht.

Aus dem engen Bereich der Vereinsarbeit, die an sich gut, aber immer beschränkt bleibt, ist die alpine Jugendarbeit bewußt hinausgeschritten ins freiere Land.

Wenn wir heute irgendeine Jugendfrage betrachten, ihre Daseinsberechtigung, ihren Wert, so taucht immer als erster Gesichtspunkt auf: Schafft sie Menschheitswerte? Führt sie unsere Jugend aus dem Materialismus und aus der Ich-Sucht und aus dem engen Horizont unserer Zeit hinein in den höheren Sinn des Lebens, hinein in eine Lebensauffassung und in eine Sehnsucht, die über das Irdische hinausgeht? Den Rahmen eines eigenen Vortrages würde die Untersuchung dieser Frage erfüllen. So will ich nur zum Lebendigsten, zum eigenen Erlebnis greifen. Ein ganz einfaches, stilles, ich möchte sagen, hauchzartes Erleben möchte ich schildern, das aber als vielleicht stärkste meiner Führererinnerungen mir unvergeßlich in meiner Seele eingegraben steht:

Es spielte sich ab auf jenem herrlichsten Fleckchen Erde, dem berühmten Schachenpavillon, wo 1000 *m* tiefer, umgeben von blauduftigen Bergen, das Raintal von der Zugspitze her sich hinauszieht ins Tal. Es war spät abends; die Sonne schon tief unter dem Horizont; das Tal unten lag bereits im Halbdunkel; an den Felswänden glomm der geheimnisvolle Schein, den die hohen Berge tragen noch weit in die Sommernacht hinein. Vom Tal unten rauschten unirdisch ferne die Wasser der Partnach. Da saß ich oben mit einer Schar von Großstadtjungen, die zum erstenmale in den Bergen weilten. Es waren die Tage um Gorlize herum, im Jahre 1915; und eben hatte der Nationalheld Hindenburg im Anschluß daran losgeschlagen zum entscheidenden Streich auch oben im Norden. Meine Buben hatten Kameraden, die 1000 *m* tiefer an der blauen Gumpe, fernab von jeder direkten Verständigung, im Hüttlein lagen, mit Blinkfeuer die frohe Kunde gebracht und der Sieg war in blitzenden Zeichen hin und hergegangen, so erregend, so wundervoll, wie kaum einer der vielen Siege damals seinen Weg hinging über Berg und Tal. Die Unterhaltung hatte geendet. Die unten waren mit einem letzten „Gute Nacht" schlafen gegangen. Meine Jungen oben aber waren noch auf das stärkste von dem Erlebnis erregt. — Doch mählich löste sich die Spannung. Der tiefste Bergesfrieden stieg herauf auf leisen Sohlen und leise wurde es im Kreise. Und als ein paar anfangen wollten zu sprechen, da wehrten die anderen voll Unwillen ab: „Seid doch still!" Und als wir fröstelnd zusammenrückten, da sah ich in den Augen ein seltsames Glänzen, den leeren Schein einer Weltentrücktheit, als wären die jungen Seelen fortgeflogen in ein fremdes Land. Nie wieder habe ich die Zauberpracht des Friedens und der Größe der Natur auf Menschen einen solch tiefen Eindruck machen sehen.

Eine Saat für das Schöne, für das Große war in den jungen Herzen aufgegangen, die nicht mehr verdarb und starb.

Das war Jugend empfinden.

Doch auch stählernes Erleben schuf die alpine Jugendarbeit für die Jugend; ich darf nur erinnern an die prächtigen Kerle, die aus unseren Jungmannschaften als herrlicher Nachwuchs nunmehr allenthalben hineingewachsen sind in den Mannesstamm der Sektionen.

Menschheitswerte stärkster Art fanden wir Mitstreiter für unsere Jugend im Jugendwandern in den Bergen, menschliche Hebung. Doch klein, ärmlich, jämmerlich ist alle Arbeit unserer Zeit, wenn sie nicht hinstrebt auf das eine Ziel. Was muß jede Jugendarbeit in unserem Vaterlande wollen? Sie ist falsch und verfehlt, wenn sie sich nicht abhebt von dem nachtdunklen Hintergrunde unserer deutschen Not, wenn sie nicht hineinleuchtet in das prunkvolle Morgenrot eines neuen Lebens und Werdens.

Und hier will ich wieder zum persönlichen Erlebnis greifen: Als vor 5 Jahren die Furie der Revolution ihre Geißel über unser Vaterland schwang, war ich über keinen Vorgang so erschüttert als darüber, daß der Begriff Vaterland in so unendlich vielen, in jugendlichen Herzen zumal weggewischt war, wie man Geschriebenes von einer Tafel löscht. Saß das tief? Und mir kam zum Bewußtsein, daß wir heiligste Güter wie das Vaterland zu sehr nur als Begriffe gelehrt hatten, daß es uns nicht gelungen war, sie mit unlösbaren Wurzeln in die Herzen unserer Kinder zu versenken. Als ich aber dann mit meinen Jungen wanderte und ihre ganze für den Erzieher so frohe Entwicklung vom ersten kindisch-täppischen Freuen an der Freiheit draußen, so wie ein Füllen sich zum ersten Male auf der Weide tummelt, bis zum seligsten Versinken in die Unendlichkeit eines Weiheabends im Hochgebirge erlebte, als ich erkannte, wie an manchem von ihren frohesten Stunden gesegneten Fleckchen Erde das Schollengefühl in ihnen erwachte und sie immer und immer wieder dorthintrieb, als ich die Ehrfurcht keimen sah, mit der sie die weihevollste aller Gebärden, den weitausholenden Schwung des säenden Bauern betrachteten, das Frohgefühl, wenn im Frühsommer von irgendeinem Hügel aus die wogende Pracht der blühenden Getreidefelder sich im wundervollen Rhythmus im Winde schwang, das Mitempfinden wie am eigenen Besitz, wenn an brutheißen Sommertagen Schwade auf Schwade der goldenen Ähren sank, auf hochgetürmten Wagen das kostbare Gut schließlich doch das weitoffene Scheunentor erreichte, bevor aus blitzdurchzucktem Himmel der Hagel niederrauschte, als ich das alles in jungen Herzen wie eine lebendige Saat aufkeimen sah, da stieg in meinem von Trauer um ein verlorenes Vaterland erfüllten Herzen eine warme Freude auf: Heimat sehen — Heimat erleben, Vaterland erleben — das ist der tiefste Kern des deutschen Jugendwanderns. Und um diesen einen Kernes allein muß es uns heilig sein; denn die Jugend, die so das Vaterland erlebt hat, ist mit ihm verwachsen zu einer Einheit, sie schafft uns wieder aus der Kraft ihres Erlebens das ersehnte neue deutsche Vaterland — und läßt es nicht mehr.

Und so rundete sich für uns Mitschaffer am Werk der alpinen Jugendarbeit das Bild zum Letzten und Höchsten und immer und bei allem stand im Mittelpunkt unserer Arbeit über den alpinen Gedanken hinaus das eine: das Vaterland! Und wenn wir vor die Jugend traten, wenn wir sie führten in unsere deutschen Felder und Wälder und Burgen und Städte, so trieb uns auch immer wieder ein Letztes: mit jedem Schauen, mit jedem Erleben, mit jedem Tag, mit jedem Morgen ihnen hineinzuhämmern das eine Gefühl, das der Deutsche so notwendig braucht: fürs Vaterland! Und wenn wir, was so viele nicht verstehen konnten, hineinstiegen in Kreise, die unserer politischen Auffassung so fremd gegenüberstanden, wie es Wasser und Feuer nur sein können, und dort Verbindung und gemeinsame Arbeit suchten, so war es wieder nur die eine Erkenntnis: mag Jugend noch so sehr in der verheerenden Eiseskälte des parteipolitischen Lebens erfroren sein, an irgendeiner Stelle schlummert doch ein Funken der deutschen Seele. Und keiner ist so abgebrüht, daß es sich nicht lohnen würde, um seine Seele zu werben und zu kämpfen wie der Erzengel Michael mit dem Teufel.

So stand vor unserem Wirken immer und immer wieder das eine als unverrückbares Ziel: Vaterland, Vaterland und immer wieder Vaterland!

Und auch die alpine Arbeit ordnete sich diesem Wollen ein — als dem Höhepunkt. Reife Menschen, die an der Schwelle von der ersten Jugend zum Jüngling stehen, sollen, wenn sie gefestigtes Heimatgefühl in der engeren Heimat gefunden haben, dort oben in diesem Sinne etwas Besonderes sehen und erleben. Nicht an die Kraft und an die Gesundheit denke ich jetzt, nicht an den deutschen Mut, der dort an erhabenen Aufgaben seine beste Stählung findet, nein, an andere Dinge.

Für den echten Bergsteiger ist doch immer das Schönste die Aussicht, der weite Überblick, das Suchen vieler gesehener und erlebter Orte in einem Bild. So wollen wir, wenn wir einmal mit unserer Jugend dort oben auf irgendeinem Gipfel liegen, sie vor ihren Füßen hingebreitet das weite Land, das sie vorher in Einzelheiten erlebt haben, in Einem schauen lehren — die geliebte deutsche Heimaterde, die dann nicht tot und leer ist, sondern voll von saftigem, schwerblütigem Erleben.

Und wir wollen sie ein andermal, z. B. auf dem deutschen Sagenberge, auf dem Untersberg, die weite Landschaft draußen unter einem besonderen Gesichtspunkt schauen lassen. Ist da irgend etwas in dem schillernden, blitzenden, mit Siedlungen bestandenen Land mit der ragenden Feste draußen, das erinnert an jenes Häßliche, Menschengeschaffene, das Staaten trennt, wo Völker der gleichen Stammesart sich zusammengehörig fühlen und zusammenleben möchten? Und wenn wir sie dann hinunterführen ins Bruderland und sie überall gleich schlagende deutsche Herzen, gleich empfindende deutsche Seelen und überall gleich sprechende Menschen finden, dann geht ihnen erst der Sinn auf für die Größe der Aufgabe, die einstens hier das aus der Politik Geborene, doch Volksfremde, Aufgezwungene wie einen Farbstrich mit der unwiderstehlichen Überzeugung der erlebten Einsicht und des erlebten Stammeswillens aus dem Buch der Menschheit streicht.

Und dann lassen wir die Jugend auf froher Gipfelrast wo anders hinschauen, nach dem Süden — Kette an Kette, blau in tiefblauem Himmel! Und alles deutsch, deutsch, deutsch! Deutsch die Karwendelketten, die Zugspitze, der Dachstein, der Großglockner, der Venediger! Da wächst der Gedanke des großen deutschen Vaterlands über die Grenzen hinaus.

Und er wird noch stärker, irgendwo mitten drinnen. Dort taucht in der Ferne und doch so nah, verbunden zur Einheit mit dem ganzen Bild, die langgezogene fernste Kette auf. Feine Spitzen, die Dolomiten! Ein eisumwalltes Haupt, der Ortler! Deutsche Ketten, deutsche Berge, die doch nicht deutsch sind! Und über sie senkt sich die Wolke deutscher Trauer und der Jammer von Menschen, die in dem tiefsten und reinsten aller Gefühle eines echt guten Menschen geknechtet sind, im Bekenntnis zu ihrem Stamm, zu ihrem Volk, wächst riesengroß empor —, und riesengroß zugleich wieder wie ein Erlebnis die stärkste Aufgabe einer deutschen Zukunft. Und so reift dort oben in der weiten Schau der Berge in unserer Jugendarbeit auch das Tiefste und Schwerste zum höchsten Ziel, zur Arbeit für das Vaterland — ganz unpolitisch und doch mit jener elementaren Urkraft, die nach den Lehren meines ständigen Lebens mit der Jugend kein Wort, keine Werbung, nur die ständige, lebendige Verbindung mit der deutschen Heimaterde gibt.

Mit diesen Ausklang will ich enden. In stiller Tat haben wir, der große Kreis der Schaffer am Werk, zu einer Zeit, wo man mit Worten so gerne die Aufbauarbeit meistern will, mitgeholfen — wirklich am Aufbau. Und zwar für den Deutschen und Österreichischen Alpenverein! Ein bescheidenes Zeichen des Dankes war es für uns für das Herrliche, das er uns einstens in unserem eigenen Leben gab. Denn ein Geschenk wird erst lebendig und fruchtbar, wenn es weitergege-

ben wird als Geschenk an andere. Und wir haben eine neue Blume gepflanzt und gehegt, die wohl würdig ist sich einzufügen in den Kranz der alten Blüten.

Und immer und immer war für uns bei unserer Jugendarbeit, auch wenn sie hinausschritt über die engen Grenzen unseres Vereins, eines Herzenssache: daß das silberne Edelweiß voranmarschiere als unbestrittener Führer. Schlußfolgerung zieht man aus gewonnener Erkenntnis.

So lassen sie mich mit einfachen, bescheidenen Bitten enden. Sie lauten für jeden einzelnen: Mithelfen; sie lauten für alle Sektionen, wo sie liegen mögen: Mitarbeiten an der Jugend, jeder an seinem Platz und jeder nach seinem Vermögen. Für den D. u. Ö. Alpenverein aber heißt sie: Führer bleiben auf diesem edelsten Felde des deutschen Aufbaus.

Hoch wie ein ragender Gipfel ist das Ziel, das uns winkt. Unsere Jugendarbeit ist jetzt ein Morgenrot. Dahinter aber steht ein Tag, den wir Alten erleben möchten, den die Jungen erleben müssen, das neue größere, herrlichere, allumfassende deutsche Vaterland.

2. Auf Jugendfahrt

Es war Mitte Juli 1914, die Schule hatte sich eben für immer hinter meinen 12 Kameraden geschlossen. So ist die für Schönheit empfängliche Stimmung wohl zu verstehen, mit der sie die berühmte Partnachklamm, den wasserdurchtosten Eingang des Raintales, durchschritten. Es war eine lange Wanderung; und im heißen Sonnenschein, schwer bepackt, ein guter Teil meiner jungen Freunde noch recht benommen von den kaum verflossenen Tagen der Absolviakneipe, mühten wir uns schließlich reichlich müde die letzte Steigung zum heiß ersehnten Ziel unseres ersten Wandertages, zur damals neu erbauten Angerhütte der Sektion München aufwärts.

Am nächsten Morgen machte uns ein Wettersturz einen bösen Strich durch die Rechnung; doch meine berggewohnte Schar ließ sich den kalten Regen nicht gram werden. Wir hatten die gemütliche alte Angerhütte für Kochen und Aufenthalt mit Beschlag gelegt und trieben dort manche köstliche Kurzweil.

Am Nachmittag brachte uns eine plan- und ziellose Robinsonade hinab zu den fast nie besuchten Ufern des milchig-blauen Bergsees der hinteren blauen Gumpe, mitten hinein in das riesige Blockmeer, das einst in gewaltigem Bergsturz von den Riesenmauern des Hochwanner herab die trennende Schranke zwischen der hinteren blauen Gumpe und ihrer schöneren Schwester auftürmte. Dort verlebten wir im Auf und Ab über riesige Felsblöcke, in tiefen Grüften, immer das geheimnisvolle Rauschen der verborgenfließenden Abflußgewässer zu Füßen, eindrucksvollste Stunden, in denen wir die ganze hohe Schule alpiner Ausbildung und Kameradschaft durchprobten.

Spät abends trug den Großteil unserer Gesellschaft ein Spaziergang zum Partnachursprung. Lawinenschnee deckte noch jene Stelle, wo aus der Tiefe eines Felsenkessels in seltsamem Aufwallen die Wasser aus mächtiger, unterirdischer Quelle ans Licht des Tages drängen.

Am nächsten Morgen drang blendendes Leuchten durch die Fenster. Weit lag tiefer Neuschnee bis ins Tal hinab. Im rötlichen Schein der Morgensonne hoben sich die Wände des Hochwanner zum ersten Male frei in ihrer gewaltigen Höhe in das Blau des wolkenlosen Himmels. Da drängten wir zur „alpinen Tat".

Wir standen kaum 3½ Stunden von Deutschlands höchstem Berg, der Zugspitze. Sie war das Ziel der Wünsche meiner jungen Kameraden, schon vor Antritt unserer Wanderfahrt. Kinderkarawanen sogar ziehen ja alljährlich in sorglosem Leichtsinn den vielbegangenen Weg. Ich aber war, trotzdem ich schon mehrere Jahre mit meinen Jungen in den Bergen gewandert war, in Anbetracht der mißlichen Witterungsverhältnisse des

Jahres von Anfang an unschlüssig, ob ich ihnen die ersehnte Freude gewähren sollte oder nicht. Als ich die ungewöhnlichen Schneemassen sah, die überall die Wände und Grate deckten, war mein Entschluß fertig. Doch hütete ich mich wohl, durch ein Machtwort als Führer jetzt schon die freudige Stimmung, die noch voll Zugspitzhoffnung war, zu lähmen. Man soll als Jugendführer die „Macht" nur selten gebrauchen und sie so lang als möglich ersetzen durch die vernünftige Selbstentscheidung der geführten Jugend. Machtgebote und Verbote belasten den Führer allein mit der Verantwortung und stellen, was erlaubt und verboten wird, nur zu leicht als Gnadengeschenk der Laune des Führers hin, auch wo tiefere Gründe vorliegen. Und in der Erinnerung nimmt dann die Versagung eines liebgewordenen Wunsches den Charakter der Willkür an und leicht entschwindet die innerliche Verbindung, die gerade zwischen der Jugend und dem Führer das stärkste Band darstellt, das Vertrauen.

Die Sonne fraß uns zunächst um die Wette mit unserem Marsch den Schnee von den Füßen hinweg. Die Knorrhütte erreichten wir noch fast trockenen Fußes. Wir fanden sie von Fremden leer; so verlebten wir mit Selbstabkochen im warmen Sonnenschein eine gemütliche Stunde der Rast.

Dann brachen wir wieder auf und kamen bald in den tiefen Schnee, dem der erste Tag der Sommersonne nicht Herr zu werden vermochte. Zuerst machte die Stapferei großen Spaß. Bald aber machten sich die heißen, vom Neuschnee zurückgeworfenen Strahlen der Sonne unangenehm bemerkbar. Meine Kameraden ächzten schwer in der Bruthitze, einer klagte über roten Schein vor den Augen; rasch machten sich bei ihm starke Zeichen der Schneeblindheit bemerkbar; da schickte ich ihn zu der nicht allzu fernen Hütte zurück. Ich zog meine Schneebrille heraus und gab sie einem zweiten, der die gleichen Anzeichen zeigte. Auch andere fingen zu klagen an.

Noch immer aber stand ihnen der Sinn nach der Zugspitze. Ich schwieg.

Die Anstrengung des Schneestapfens hatte zugenommen und wir waren nahe der Stelle angekommen, wo das „Weiße Tal" in den Wänden verschwindet. Verdächtig rieselte es allenthalben, kleine Schneerutsche staubten von den Felsen. Zuweilen war das Krachen starker Steinschläge zu vernehmen. Plötzlich ging ein heftiger Donner scheinbar dicht über unseren Köpfen los, wurde stärker und immer stärker und kaum 100 *m* entfernt von unserem wohlgeschützten Standpunkt prasselte eine mächtige Grundlawine ins Weiße Tal hinab.

Erschreckt blieben meine Jungen stehen und schauten mich ratlos an. Das war ihnen neu und unheimlich. Und jetzt schmiedete ich das Eisen.

Als wenn das Signal gegeben worden wäre, krachten jetzt von allen Seiten die Schneemassen herab, von denen Mutter Sonne im raschen Aufräumen die Felsen befreite. So war meiner Schar der Entschluß nicht schwer. Und als ich sie noch die wenigen Meter bis zu jener Stelle führte, wo zum Greifen nahe das Zugspitzhaus zum ersten Male sichtbar wird, da machten sie fröhlich mit mir kehrt und sausten in langen Sprüngen durch den aufklatschenden Schnee zur Knorrhütte und dann zur Angerhütte zurück.

Dort feierten wir einträchtig den letzten Abend in unserem ersten Standquartier.

Wir nahmen am Morgen herzlichen Abschied von der uns liebgewordenen schönen Hütte der Sektion München und wanderten talauswärts, dem Eingang des Oberraintales zu.

Der ebene Weg ging plötzlich in steilen Windungen in die Höhe. Deutlich verriet er den jähen Hang, mit dem auch dieses leicht zugängliche Kar wie seine wilden Brüder auf die übertiefte Sohle des Raintales abstürzt. An der merkwürdigen Stelle, wo sein Abfluß in mächtigem Schwall unter zwei Felsblöcken aus der Schuttdecke des Kares hervorbricht, hielten wir unsere Rast.

Dann trug uns der Weg am murmelnden Bach vorbei auf die herrliche, von him-

Lichtbild von E. Enzensperger

Jugend am Maisinger See (Alpenvorland)

Lichtbild von W. Wittmann

Jugendherberge Lochen im Alpenvorland
(Eigenheim des Ortsausschusses München für Jugendalpenwanderungen)

Lichtbild von B. Pöhner

Alpine Jugendherberge Soiernhaus
(Eigentum der Sektion Hochland)

Lichtbild von E. Enzensperger

Jugendgruppe im Karwendel

melhohen, blauduftigen Riesenwänden eingeschlossene Fläche des Karbodens — welch ein Gegensatz zu den weiten, öden Schneewüsten des Platts am Tag zuvor! Er hob uns von den letzten Zeugen des Pflanzenwuchses tief unten im Kar, wo die Zerstörung wohnt, zu den ersten, welche das Nahen eines neuen, den Pflanzen holden Gesteines verrieten, und durch die Pracht einer immer üppiger wuchernden Blumenwelt, während ringsum die Berge immer freier aus dem engen Bereich des Kares wuchsen, stiegen wir empor zum Reich des Schachen, der mir ein besonders liebes Ziel meiner alpinen Jugendwanderfahrten geworden ist.

Ein Paradies alpiner Jugendwanderer möchte ich mit vollem Bewußtsein dies herrliche Stückchen Erde in den Bergen nennen. Dort wohnt landschaftliche Schönheit ohnegleichen. Wie staunen die Jungen in tiefer Ergriffenheit, wenn sie vom Pavillon aus die blauenden Wunder der Berge des Wettersteins schauen! Ein weites, weites Feld des Tummelns und Spielens, ringsum voll von Latschen und Felsenverstecken, die mühelos tagsüber die ganze Wanderschar auch auf diesem überlaufenem Fleckchen Erde von den Erwachsenen fernzuhalten erlauben und in Hülle und Fülle reizvolle Stellen fürs Abkochen bieten! Naturwissenschaftliche Eigenart: Der seltsame Wechsel des Gesteines, der sich im Landschaftsbild so augenfällig widerspiegelt, vor allem in der Pflanzenwelt! Die seltenen Zirbenbestände rings um das Haus, der prächtige Alpenpflanzgarten, der allein stundenlanges Verweilen gestattet! Das maurische Schlößchen mit seinem Prunksaal, das die Phantasie der Jugend ganz anders anregt als den nüchternen Sinn von uns Erwachsenen und die lebendige Geschichte eines einsamen, großen Phantasten mitten in die erhabenste Bergwelt trägt! Und nicht zum letzten die Wohltat eines für Jugendwandergruppen wie geschaffenen Quartieres — ein abgeschlossener, mit guten Matratzen und Decken versehener Dachraum, Wirtsstuben, in denen die Jugend für sich leben kann! Und dies alles ist verschönt durch die wahrhaft uneigennützige, selbstlose Fürsorge der ganzen Familie Dengg, die Jugend liebt und ihr von den Augen abguckt, was sie freut.

Dort erst feierten meine jungen Kameraden und ich den wirklichen Abschied vor ihrem Eintritt in das Leben. Es kam der vorletzte Tag unserer Wanderfahrt, den wir mit einem Höhepunkt feiern wollten. Da gab es kein schöneres Ziel als den Vorstoß ins felsige Hochgebirge rings um die Meilerhütte.

Früh morgens mühen wir uns über die kurzen Zickzacklinien der schmalen Einschnürung des „Teufelsgsaß" und über seine mit Drahtseilen wohl versicherten Felsstufen zum köstlich grünen, rundlichen Wieseneiland des „Frauenalpl", das wie König Laurins Zaubergarten, umschlossen von toten Felsen, hoch oben im Gebirge liegt.

Zwei Säcke voll Wasser nehmen wir am Ende der Schuttgasse, die uns zur Meilerhütte emporgetragen hatte, noch mit aus dem kostbaren Behälter, in den Tropfen auf Tropfen herniederfällt aus seltsam zusammengebackenen Steinen — ein Stückchen Überrest der voreiszeitlichen Schuttdecke der Alpen hat sich gerade an dieser Stelle noch erhalten.

Wir stehen vor der kleinen, alten Hütte. Der Schlüssel knarrt im Schloß, dann treten wir ein in den kleinen Raum, der uns die letzten drei Stunden gemeinsamen Lebens der alten Schutzhüttenherrlichkeit schenken sollte.

Die Sonne schien wundervoll warm auf die Felsen. So stand und saß alles, was nicht am Herdfeuer beschäftigt war, bald draußen vor dem unscheinbaren Obdach.

Und eine fröhliche Schar kletterte mit mir hinauf — zum letzten Male — zur freien Bergeshöhe auf die sonnenbestrahlten Platten der Thörlspitzen. Dort trank ein jeder soviel von der Bergespracht, als nur hineingehen mochte in das Herz.

Als dann von unten das Zeichen des fertigen Mahles erscholl, konnten wir uns kaum losreißen und stiegen nachdenklich zur Hütte hinab. Dort feierten wir das letzte Mahl unserer eigenen Kochkunst. Und noch einmal erklang in der Runde manch

lustiger Gesang und Scherz und noch einmal unterzog sich jeder einträchtig den Pflichten, die er als Gast unbewirtschafteter Hütten gelernt. Als ich dann beim Abschied meine Blicke zur letzten Probe über das Innere schweifen ließ, lag das Schmuckkästchen wieder blitzblank und sauber da, wie wir es betreten.

Dann knarrte wieder der Schlüssel im Schloß und wir alle versammelten uns zum letzten Male in der klaren Luft des Hochgebietes.

Rasch trete ich zum Abschied nebenan ins neue Haus, da kommt mir die Wirtschafterin weinend entgegen. „Ja wo fehlt's denn?" „Herr Professor! Is wahr, daß an Krieg gibt! . . . Grad war'n zwoa Herrn da, die habn gsagt, daß in 14 Tag losgeht . . . i hab soviel Angst, weil mei Mo glei eiruckа muaß . . ." Seltsam, der tiefe Frieden der Berge hatte alle Erinnerung an die schwere politische Lage wie einen bösen Traum aus mir verscheucht und mit guter, echter Zuversicht sprach ich die Biedere von ihren Sorgen frei — und merkte nicht, daß der Atem der Weltgeschichte uns eben dort oben mahnend gestreift.

Noch einmal machten unsere Blicke die Runde. Wir suchten die fernen Berge der Gletscher und über sie weg fanden wir den Weg zu den steilwandigen Gipfelzacken der Dreitorspitze, die in der kalten Felsenpracht des Hochgebirges sich vom tiefblauen Höhenhimmel hob.

Als uns im lustigen Trab die Enge der schmalen Schuttgasse nach abwärts hin zum Schachen trug, da ahnte keiner von meinen jungen Kameraden, die mit mir aus der Lehrzeit in das Leben schritten, daß sie wirklich das letztemal die Höhenpracht der friedlichen Berge geschaut hatten für lange, lange Jahre.

Am Abend war Abschiedsfest. Noch einmal saßen wir miteinander im Rund um den gastlichen Tisch. Ernste und heitere Weisen erklangen. Meine Hauskapelle strengte sich mit Vater Dengg und seinem Töchterlein um die Wette an. Vater Dengg, der lange schon sich geräuspert hatte, erhob sich und tat eine schöne, schlichte Rede, in der er mir und meiner Schar viel Angenehmes sagte über die herzliche Kameradschaft, die wir hätten, vor allem über ihre gute Haltung. Schließlich klang sie aus in der Mahnung, mir zum Abschied zu versprechen, daß sie mir Ehre machen sollten auch in Zukunft.

Dann kam der Sprecher meiner Schar. Mit lieben Worten des Dankes nahm er mit seinen Kameraden Abschied von mir.

Jetzt wäre von Rechts wegen eigentlich die Reihe an mir gewesen, doch es war ein lauter Abend. Die Fremden, die zahlreicher als gewöhnlich die Veranda füllten, hatten sich allmählich voll Freude an meiner lustigen Schar hereingestohlen in unser Zimmer. Wir gönnten ihnen gerne das harmlose Vergnügen, das ihnen sichtlich den Abend verschönte. Aber vor dieser breiten Öffentlichkeit *den* Abschied feiern, *die* Abschiedsworte sprechen, mit denen ich mich von meinen Wanderkameraden trennte, nein, ich brachte es nicht fertig. Ich wurde schweigsam, die Schlafstunde schlug.

Der sternfunkelnde Höhenhimmel spannte sich in unendlichem Schweigen über uns. Am Königshaus spielten die ersten bleichen Silberfäden des Mondes.

Lange, lange lag ich noch wach auf meinem Lager. Alle die frohen Stunden und Tage tauchten wieder vor mir auf, die wir gemeinsam miteinander verlebt hatten in den Bergen, mit denen sie groß geworden waren, die stillen Schläfer alle um mich her. Und als der Mond seine Silberstrahlen in breiten Streifen über mein Lager flutete, da kam mir voll zum Bewußtsein des Lehrers Lebensphilosophie: „Wie Mütter sind sie, die ihre vielen Kinder oftmals im Leben im Abschied hergeben müssen, just in dem Augenblick, wo sie ihnen als Menschen größte Freude und Hoffnung sind."

Es kam der letzte Morgen.

Und als alle marschbereit rings um die brave Familie Dengg standen, da rief ich sie noch einmal in die Stube, die uns drei Tage Heimat war.

Und dann sprach ich zu ihnen ungefähr folgendes:

„Meine Lieben! Nun schlägt die Stunde unseres Abschiedes. Unseres Abschiedes! Denn jene Feier der Schule vor wenigen Tagen, wo wir, umdrängt von Hunderten, uns freundliche Worte des Abschiedes sagen ließen und sagten, das war nicht unser Abschied. Wir wollen ihn in unseren geliebten Bergen feiern. Sie haben uns verbunden zu einer Lebensgemeinschaft, die Freud und Leid gemeinsam trägt.

Gute Menschen zu sein — dem Ziel versuchte ich euch zuzuführen . . .

Ich hab euch aber auch gelehrt, gute, aufrechte Bergsteiger zu sein. Und wenn ihr jetzt, aus Führerhand entlassen, selbständig in die Berge geht, vergeßt mir nicht die ernsten Lehren, die ich euch als bestes Andenken unserer schönsten Tage der Gemeinsamkeit gegeben.

Ihr seid jetzt frei! In der Schule drunten wurdet ihr reif erklärt mit einem Stück Papier. Ich aber entlasse euch kraft meines Rechtes dreijähriger Erziehung in den Bergen auf freier Bergeshöhe mit diesem kräftigen Handschlag als freie Menschen und freie Bergsteiger."

Dann trat jeder zu mir und Auge schaute tief ins Aug. Und jeder Händedruck war fest wie ein Versprechen.

So feierten wir unseren Abschied in unseren Bergen.

Mein Herz war mir schwer — und meinen Jungen, wie mir schien, noch schwerer — im tiefen Schweigen schritten wir bergabwärts. Mir schien, als führte ich sie nach einem letzten Jubelfest am Rande ihrer Kindheit jetzt erst dem Ernst des Lebens zu. 12 dunkle Tore taten sich im Geiste vor mir auf, durch die ich meine liebgewordenen Kameraden in ihre Zukunft schreiten sah. Wie mochte sie werden? . . . Gut oder böse, froh oder traurig? . . .

Doch heute wollten wir noch einmal fröhlich sein. So schüttelte ich den lastenden Bann von mir. Mit einem kräftigen Juhschrei grüßte ich noch einmal zu dem prächtigen Haus, das uns ein Paradies für unsere Alpenwanderungen geworden war.

Noch einmal war ich der Führer in der Fröhlichkeit. Im alten Frohsinn feierten wir die letzte Rast. Dann ging es endgültig dem Tale zu.

Acht Tage später, als ich mit einer zweiten Wanderschar voll Not eben noch München erreichte, waren die Tore aufgesprungen, durch die der Weg des Schicksals meine Jungen in die Zukunft führte. Vor ihnen stand mit seinen verborgenen Schrecken, die vierthalb Jahre immer gräßlicher sich häuften und türmten, der finsterste Feind der Jugend — der Krieg.

Sie zogen alle hinaus und taten ihren Dienst fürs Vaterland in Ehren. In Flandern, in Rumänien, am Isonzo, an der Düna erlebten sie in jäher Raschheit, wie es niemals vorher die Jugend erlebte, die Wandlung vom Jüngling zum stahlharten Mann.

Doch zuweilen fand ein Brief den Weg zur Heimat, der in der Herzen tiefsten Grund hinableuchtete. Und immer kehrte als Leitgesang die Erinnerung an den letzten Abschied wieder, die Sehnsucht nach den Bergen.

Die Zwölfe kehrten alle zurück. Und alle fanden aus Not und Niedergang auch wieder den reinigenden Weg zu ihren Bergen.

Aus den Grajischen Alpen

Von Franz Nieberl, S. Kufstein

Im Großen Paradies

Zwei Berge kenne ich, deren Namen mir als die schönsten erscheinen, die ein Berg überhaupt tragen kann, die schon in ihrem Klang zum Ohr und weiterhin auf ihrem Weg zum Bergsteigergemüt eine freudige Stimmung auslösen. Der eine steht, umbrandet von stillen Karen, wo Steinschlag und Dohlenschrei allein die Bergeseinsamkeit unterbrechen, im heimatlichen Karwendel und ruft dem Verständigen entgegen: „Komm herauf zu mir; du findest, was du suchst; ich bin das Hochglück." Und der andere, der öffnet weit drunten im Süden, wo viel häufiger als bei uns im nebelumbrauten Norden die Sonne vom schwarzblauen Himmel strahlt, einen Garten Eden, wo in der Täler Tiefen die köstlichste Traube reift, wo auf der Berge Höhen eisiger Silberschmuck sich um dunkelfarbige Felsenhäupter schlingt und auf der stolzesten Höhe, da reckt ein Gewaltiger seinen blanken Schild in die Lüfte und auf dem steht: „Ich bin das große Paradies". Und da ist Name nicht leerer Schall und Rauch, da ist er volltönender Ruf, leuchtende Flamme, die aus weißen Opferpfannen zum Himmel loht und dich zur Bergesandacht zwingt. Gran Paradiso, längst gehegter Wunsch meines Herzens, ein Dankbarer weiht dir Worte, deren Unzulänglichkeit du gütig übersehen mögest über dem Geist, in dem sie gedacht und gesprochen sind.

Durchs Aostatal, wo grell weiße Kirchen von steilen Felsenkegeln blinken, wo zerfallene Burgen des altpiemontesischen Adels dahingegangene Glanzzeit künden, ratterte das Auto; bei Aymaville schwenkte es ab in das Tal der grünschäumenden Grand Eyva, und bald hoch über seiner Sohle in gewundenem Gang zwischen ragenden Felsen, bald hart neben ihr durch Mattengrün und lichten Wald trug es vier erwartungsfrohe Bergsteiger im Flug hinan nach Cogne. Dort öffnet sich ein Tal, das mit herrlichen Wiesen anhebt, aus dessen Hintergrund die Firnen leuchten: Ein Flügel des Tribulazionegletschers, der Eisstrom des Gran Crou, gekrönt von dunklem Felsgezack: die Valnontey. Dieses Tal, dessen blumengeschmückte Eintrittspforte uns die Grajischen Alpen öffnete, hat uns einen tiefen Eindruck hinterlassen, der nur übertroffen wurde durch die Empfindungen, die uns der Weg schenkte, auf dem wir später diese schöne Bergwelt verließen: die Val Grisanche. Schade, daß am Eingang wie am Ausgang dieser Berge drückende Rückenlast uns mitunter zu Gemüte führte, daß reine Freude ein äußerst seltenes Gewächs ist.

Des Valnonteybaches eisige Wellen kühlten den heißen Körper, dann zogen wir, lange Zeit fast eben, taleinwärts. Das Dörfchen, das dem Tal den Namen gibt, zeigt ein paar hübsche, freundliche Häuschen; die wenigen Einwohner, denen wir begegneten, erwiderten munter den gebotenen Gruß. Wie verlassene Brandstatt mutete dagegen der Weiler Valmiana etwa in des Tales Mitte an. Die Menschen, die hier wohnen, müssen schon äußerst genügsame Naturen sein, um in diesen aus grauen, flechtenbesetzten Steinplatten errichteten Siedelungen ein erträgliches Da-

sein führen zu können. Eine alte Frau, mit Peitsche und riesigem roten Strickstrumpf bewaffnet, hielt in einer uns unverständlichen Sprache ihren Kühen Standreden. Das Tal wurde enger; ein Zickzacksteig stieg rechts in die begrünten Wände hinauf, jedenfalls zu einem alten, königlichen Jagdstand. Wir überschritten den Bach auf dem Ponte dell' Erfaulet, einer Brücke, die eben von ein paar Arbeitern neu zurecht gezimmert wurde. Dahinter nahm uns der alte, glänzend angelegte Jagdweg zu den Hütten von Erbetet auf. Wundervolle Lärchenstämme begleiten ihn lange Zeit; wo sie zwergenhaft und verkrüppelt werden, da grüßen uns aus hartem stacheligem Alpengras Bergblumen in selten zu schauender Fülle und Pracht. In großen Ansiedelungen brannten grellrote Nelken. Das violettbraune Kohlröschen duftete neben dem tiefblauen, großblütigen Bergvergißmeinnicht. Gelbe und braunsamtene Enziankelche prangten auf hohen Stengeln inmitten von seidig glänzendem Wollgras und zartrosa Weidenröschen. An schmalem Grasbord nickten die filzigen Sternlein der Alpenkönigin Edelweiß, und was an roten, weißen, blauen Steinbrecharten aus allen Ritzen des Gesteins mit fleischigen Blattrosetten hervorquoll, wäre sicher das Entzücken eines jeden gelehrten Pflanzenforschers gewesen. Ueberall hingen die zierlichen Zygäniden, schwarz mit tiefroten Flecken, im Volksmund Blutströpfchen genannt. Heuschrecken und deren Larven sprangen, schnarrten, geigten um die Wette. Schwankenden Fluges, wie betrunken, flatterte der herrlich geäugte Apollo um die Schirmblüten, durcheilte schwirrend das Taubenschwänzchen sein Reich, tänzelten Kaisermantel und Eisvogel in leichtem Flugspiel durcheinander. Bedächtig mit den Hörnern nickend, saßen gelbe, schwarzgefleckte Cerambyciden neben schwarzrot gebänderten Apiarien auf den Schierlingsdolden. Hellgrüne Spinnen lauerten auf Beute; Trauerschweber und anderes Fliegenvolk summten das Lied sorgloser Tagediebe. Ich spürte wirklich nicht mehr den Druck der Tragriemen über all dem Kleinzeug, das in der Spätnachmittagssonne sich seines Lebens freute; ich freute mich mit und in dieser gehobenen Stimmung erreichten wir gegen Abend die beiden Jagdhütten von Erbetet. Wir waren nicht die einzigen Gäste. Eine bergfreudige italienische Lehrerin, eine sehr liebenswürdige junge Dame, weilte mit einem Führer hier, um morgen die Punta Erbetet zu besteigen. An den beiden königlichen Jagdaufsehern war alles verwittert: Das Gesicht, die abgetragene feldgraue Uniform, die Gewehre an der Wand; aber sie nahmen uns mit einer Herzlichkeit in ihr beschränktes Heim auf und gaben uns auch fürderhin so viel Beweise ihrer gutmütigen, feinfühligen Denkungsart, daß uns die wackeren Steinbockhüter wohl stets in bestem Gedenken bleiben werden.

Die an den jenseitigen Bergwänden streichenden Nebel hatten sich aufgelöst. Ein formenreiches Halbrund dunkelhäutiger Zinken, Kuppen und Hörner stieg überm Tal empor, angefangen von den friedlichen Höhen der Moncuc und Fenilia bis zur Torre di Gran San Pietro. Zerschründete Gletscher, teils schuttbedeckt, teils leuchtend in hellster Eispracht, sinken jäh zu Tal; das Ziel unserer Wünsche verhüllte wallender Nebelvorhang, der nur das kecke Horn der Punta Erbetet über hohem Moränenkamm frei ließ und hie und da einen Blick auf unsagbar wilde Eisbrüche, die dem Tribulazionegletscher angehörten. Das große Paradies — es lockte gerade hinter verschlossener Pforte am stärksten; morgen wollten wir an seine Tore pochen. Wir sollten vergebens Einlaß heischen ins Heiligtum. Bei völliger Dunkelheit noch verließen wir das Jagdhüttchen und griffen den Steig auf, der hinter demselben in krausen Blitzlinien nordwestlich die steilen Grashänge furchte. Hinterdrein schwankte das Licht der Laterne, welche der Führerpartie leuchtete. Warm umstrich uns schwere Luft; aus dem Tal brodelten die Nebel empor. Das dünkte uns schlimm. Wir querten nach Süden, wo wir gestern auf hohem Felskamm einige Steinmänner bemerkt hatten; unter dem Felsbord, der den Dzassetgletscher trug, stiegen wir eine hartgebackene

Moräne hinab und hackten uns schließlich über graues Eis zum Tribulazionegletscher hinunter. Kurz vorher raffelte es hart über uns, ein Stein pfiff an mir vorbei — beinahe hätte ich einen Schrei der Aufregung ausgestoßen, denn oder mir stand im fahlen Morgendämmern ein Steinbock, ein weibliches Tier mit kurzem, gedrungenem Gehörn. Gleich darauf sprangen zwei starke Stücke mit hoher Haupteszier oder mir durch. Meine ersten Steinböcke! Auch wenn ich nicht Tierfreund und Jäger wäre, so hätte der unerwartete Anblick, auf den ich mich fast ebenso gefreut hatte wie auf die Berge selbst, mir die Pulse schneller schlagen lassen. Ist die *capra ibex* doch ein Tier, das in den Alpen sicher längst verschwunden wäre, hätte sich nicht das italienische Königshaus selbst der edlen Hornträger angenommen und das ganze weite Gebiet der Grajischen Alpen zum nationalen Naturschutzpark erklärt. So kommt es, daß dort heute der Steinbock neben der Gemse sich tummelt, der Adler mit weitgebreiteten Schwingen die Lüfte teilt, der König der Nacht, der stolze Uhu, nächtlicher Weile durch den Bergwald streicht und das zierliche Murmeltier in Scharen sich an begrünter Berglehne vergnügt.

Eine Stunde mochten wir am Gletscher aufgestiegen sein. Die Luft wurde von Minute zu Minute trüber; die Nebel qualmten um die Berge; plötzlich hub es gar an zu schneien und der Sturm schnob uns so wütend um die Ohren, daß wir uns schleunigst in den Windschutz einer Eisstufe flüchteten. Vom Gran Paradiso hatten wir nur einmal für Augenblicke ein paar dunkle Felsstreifen zu Gesicht bekommen. Mit dem Sturm der Lüfte wetteiferte der Sturm der Meinungen, ob wir weitergehen oder umkehren sollten; Entsagung ist ja immer ein bitteres Kräutlein. Schließlich stiegen wir wieder zurück, nicht, ohne bei jeder lichteren Stelle, die sich im grau überzogenen Himmel zeigte, wieder im Entschluß wankend zu werden. Auf der Hütte waren wir dann doch recht froh über unsere Rückkehr, denn das Wetter hatte regelrecht umgeschlagen. Auch der Führer brachte seinen Schützling wieder unverrichteter Dinge und pudelnaß zurück und wir fanden bei anregender, in drei Sprachen geführter Unterhaltung einigen Ersatz für das „verlorene Paradies". Eine besondere Freude wartete noch unser. Einer der Jagdaufseher packte mich plötzlich beim Aermel; ich folgte der Richtung seines ausgestreckten Armes und da stieg, kaum zweihundert Schritt entfernt, ein Steinbock mit so riesig ausladenden Hörnern über einen blockigen Gratsenker empor, wie ich mir in kühnster Vorstellung nicht hätte träumen lassen. Ich dachte an einen Abend im heimatlichen Spessart. Ich lag unter einer Eiche und wartete auf das Einfallen von Wildtauben. Da kroch, sich scharf vom Himmel abhebend, ein riesengroßer Bockkäfer, *Hamaticheros heros*, ein seltenes Insekt, am rissigen Stamm empor, bei jedem Schrit mit den knotenbesetzten, gewaltigen Fühlhörnern nickend. Gerade so schwankte das krumme Hörnerpaar des Steinbocks den Grat aufwärts. Deutlich schimmerte die weiße Scheibe zu uns herüber. Kaum war er um eine Kante verschwunden, als knapp unter der Hütte ein starker Gemsbock durchwechselte.

Am nächsten Morgen war das Wetter immer noch grämlich, doch glaubten die erfahrenen Jäger, uns für den nächsten Tag Besserung versprechen zu können. Da kamen wir zu dem Entschluß, heute noch zu dem steinmanngeschmückten Trümmerwall aufzusteigen, der auf seiner Höhe schöne Rasenmulden barg. Da sollte ein Biwak hergerichtet werden, das uns morgen zwei Stunden Vorsprung gewinnen ließ. Zwei von uns, Zettler und Amort brachen auch alsbald auf, um das Werk zu beginnen; Schlemmer und ich stiegen zu Tal bis in die Nähe der neu errichteten Brücke, wo wir Proviant versteckt hatten. Die Jäger hatten recht. Das Wetter wandte sich sichtlich zum Guten; die Sonne siegte und sandte sengende Strahlen zur Erde, als wir wieder bergan stiegen. Wir kürzten eine Menge der Schlangenwindungen des Steiges und trafen so viel Edelweiß, daß wir die Rucksäcke mit der vielbegehrten Alpenblume

hätten füllen können. Nach kurzem Aufenthalt auf Erbetet folgten wir den Spuren unserer Gefährten, beobachteten in der Nähe des Ortes, wo uns die ersten Steinböcke in den Weg gekommen waren, wiederum ein Rudel von sechs Stück des edlen Wildes, und trafen die zwei Kameraden bei voller Arbeit. An murmelndem Wässerlein hatten sie im Schutz eines Steinblocks schon große Platten herbeigeschleppt und Rasenstücke ausgestochen. Wir unterstützten sie im löblichen Werke, das immer wohnlichere Formen annahm. Wir zwei schlugen unser Zelt auf, was erheblich weniger Zeit in Anspruch nahm und dann hielten wir eine wunderbar schöne, von der Sonne vergoldete Mittagsrast.

Der Gran Paradiso stak noch immer hinter weißer Nebelhülle; sonst hatte sich Berg um Berg entschleiert. Ueber dem in grünlichen Eisbrüchen abstürzenden Tribulazionegletscher dräute das schwarze Trapez der Punta Ceresole. Der sichelförmig geschweifte Sattel des Colle della Luna steigt nach links zur vielleicht schönsten Gestalt der Gruppe an, zur Testa della Tribulazione. Von ihr fällt der Grat nieder zum schmalen Einschnitt des Colle de Valnontey, um sofort mit kräftigem Aufschwung zur Testa di Valnontey emporzuklimmen, der die Testa di Gran Crou angegliedert ist. Ein langer Schneesattel zieht seine leuchtende Linie von dieser zierlichen Spitze zur viergipfeligen Becca di Gay, gefurcht von steilen, wie Opal funkelnden Eiskehlen. Nördlich der Becca schlitzt spaltförmig die felsige Scharte des Colle Barreti den Kamm, der sich in dem mächtigen Massiv der Gemelli zum höchsten Punkt, der Roccia viva, aufschwingt. Ueber die Becca di Pacienza, Testa di Money, die Torri di San Andrea, di San Orso, von deren Leibern schmale Eisströme herabfließen, verläuft der Kamm in den eisfreien Felsbergen weit draußen gegen das Tal von Cogne. Es müßte ein herrliches Wandern, echte Fahrt über „Fels und Firn" bedeuten, sich da oben seinen Weg zu suchen. Schlemmer entwickelte auch sofort für spätere Jahre großzügige Pläne, denen ich gerne zustimmen möchte, wenn — ich jünger wäre. Aber ich möchte noch mehr sehen, bevor ich mich zur letzten Fahrt rüste, und da hege ich Zweifel, ob ich noch einmal in dieses allerdings über alle Vorstellung schöne Berggebiet den eisenbewehrten Schuh setzen darf.

Die letzten Sonnenfunken lagen auf den Kämmen, da krochen Schlemmer und ich ins Zelt. Der unermüdliche, stets dienstbereite Amort erkundete noch den kürzesten Weg hinab zum Gletscher, Zettler arbeitete an der Vervollkommnung seiner und Konrads Schlafstätte. Eine bitter kalte Nacht zog herauf, die sogar in unserem dicht schließenden Zelt sich bemerkbar machte. Ich schaute einmal bei einem Schlitz des Verschlusses hinaus: In ruhigem Glanz standen die Sterne am nachtschwarzen Himmel. Da zog frohe Hoffnung ein in Bergsteigers Herz, daß die kalten Füße plötzlich gar nicht mehr da waren. Um 2 Uhr nachts stand ich auf; das Wasser im Kocher war ein Eisklumpen, der sich allerdings rasch unter Feuers Einfluß in heißen Tee wandelte. Das Licht der schmächtigen Mondsichel im Verein mit Laternenschein ließ uns den Weg leicht finden, den unser jüngster, aber fleißigster Begleiter gestern noch ausgesteckt hatte. Ich glaube mich der Ansicht hinneigen zu dürfen, mancher glänzende Nurkletterer hätte an den steilen Grashängen und an der wüsten Moräne die notwendigen Griffe und Tritte nicht so leicht gefunden als im schwersten Kalk. Ueber die gestern bewunderten vielgestaltigen Berge am östlichen Ufer der Valnontey huschten die ersten Lichter, als wir den Tribulazionegletscher in Angriff nahmen. Das ist ein herrliches Eismeer, einer der gewaltigsten Gletscher der gesamten Alpenwelt. Sanft geneigte Flächen wechseln mit furchtbar zerborstenen Brüchen; besonders wilde Eiswogen fallen hinab in die Valnontey wie ein erstarrter Wasserfall, während die Hauptmasse einem von sanftem Wellenschlag bewegtem See ähnelt, dessen Gestade von stattlichen Bergen umstanden sind. Und als die Sonne höher und höher stieg, als sie an unserem Berge, den wir heute zum ersten Male schauen

durften, anschlug mit goldenem Rot, das, tiefer steigend, sich auf den Schneefeldern zu funkelnder Weißglut entfachte, da gabs vier Glückliche in dieser Welt von Eis und Fels, die nur den einen Wunsch im Herzen trugen: Hinan und hinauf zum großen Paradies!

Immer mächtiger bauten sich die in mehrere Stockwerke gegliederten Ostabstürze dieses Berges auf. Durch sie führt der Weg, den die Führer gewöhnlich bei Besteigungen von Cogne aus einschlagen. Purtscheller hat ihn sogar zum Abstieg benützt. Uns gefiel der Pfad durch diese von wuchtigen Pfeilern gestützte, von Eisrinnen gefurchte Flanke nicht; diese Wände sind eher ein erhabenes Schaustück als ein schöner Weg. Ittlinger ist von rechts her gekommen, da, wo in kuppeliger Wölbung der kleine Paradiso den Zugang zum Nordgrat des großen Bruders bewacht. Wir hatten einen anderen Plan. Im Süden des großen Paradieses, da stand auch ein Wächter, der mit steinernem Schwert gerüstete Roc del Paradiso, ein dunkel gefärbter, kecker Bursche und — neben dem stand auf der italienischen Karte eine Zauberformel, die Zahl 4018 verzeichnet. Ich glaube nicht, daß einer von uns vieren dem ehrgeizigen Gedanken huldigt, auf allen europäischen Viertausendern stehen zu müssen — was übrigens ein schwieriges Beginnen wäre, denn es gibt deren sogar mehr, als Blodig bezwungen hat —; aber wenn man eine so schöne Gelegenheit hat, neben einer solch stolzen Höhe auch einen ungewöhnlichen Zugang zu einem gesteckten Ziel zu erobern, dann wird man sie doch nicht vorübergehen lassen. Und so zogen wir unter den ungeheueren Ostwänden des Gran Paradiso durch, hinan zum Colle dell' Ape, dem Schneesattel zwischen Cresta Gastaldi und Roc del Paradiso, wo neue weiße Welten auftauchten, die flachen, wie flüssiges Silber funkelnden Gletscher von Noaschetta und Moncorve. Ein scharfes Lüftchen strich uns entgegen, so daß wir keine Lust zu beschaulicher Rast empfanden. Gleich zur Rechten stieg der Roc mit gut gegliedertem Grat ins Blau. Da ließen wir die Rucksäcke in den Schnee gleiten, bald darauf, einer mir heute unbegreiflichen Regung folgend, auf einem felsigen Absatz auch die Steigeisen. Der Fels hatte sich mit Neuschnee und glitzerndem Eis geschmückt; trotzdem war er nicht so stolz, uns seine Ueberlegenheit ernstlich fühlen zu lassen, bis wir, hoch oben, auf den Gedanken kamen, den Gipfelgrat durch eine auffallende kleine Schlucht der Südostseite zu erreichen. Die war bissig, bewarf uns mit Eisstücken und Steinen und rief in der kleinen Scharte, zu der wir uns hinaufarbeiteten, einen fauchenden Bruder Sturm zu Hilfe. Der heulte und schnob wie ein gefangenes wildes Tier hinter Gitterstäben und schleuderte uns Eiseskälte und Schneekristalle entgegen. Aber was sicht das Leute an, die kosten wollten von den Freunden des großen Paradieses? Da stand's ja offen vor uns, ein zierlich gezahnter Schneegrat mit etlichen rotbraunen Türmchen! Ein Sträßchen lief durch den weißen Mantel des Paradiso-Gletschers, der hoch hinauf die Gipfelfelsen umschloß. Und da stiegen eben recht, recht vorsichtig, mit Gebaren und Gehaben der höchsten Unbehaglichkeit einige Männlein und Weiblein herab zum Gletscher, durch den die Fußstapfenreihe des gewöhnlichen Paradisopfades aus der Val Savaranche getreten war.

Mit ein paar Schritten standen wir am Roc. Pfeifende Windstöße und ein großer Gratabbruch trieben uns gar schnell wieder westwärts, um den Paradisogletscher zu gewinnen. Gar nicht tief, etwa eine Seillänge unter uns, ging der Westhang des Roc in sanfte Firnwellen über, aber die Seillänge bestand aus steilem, hartem Eis. Und unsere Eisen, die uns sonder Müh' hinabgetragen hätten, die sonnten sich drüben in den Felsen am Colle dell' Ape. Bequemlichkeit und Leichtsinn, sie hatten einen Augenblick nur Besitz genommen von uns; die Rache folgte auf dem Fuße, allerdings auch stilles Gelöbnis: Ich will's gewiß nicht mehr tun. Eine schräge Stufenreihe ward hinab gehackt. Als etwa die Hälfte des Eishanges die gekerbte

Talschluss der Valnontey mit Torre d. Gran S. Pietro und Roccia Vira

Treppe trug, fuhren wir, Gesicht gegen den Hang, den Pickeldorn als Stachelbremse fest ins Eis gedrückt, unter gegenseitiger Sicherung hinab zum weichen Firn. In den guten Stufen der Paradisopilger huschten wir an den letzten, ängstlich Absteigenden vorüber; mit feierlichen Schritten nahte ich mich dem höchsten Gratstück, wo ein Bronzemedaillon, mit Draht an den Fels geheftet, Kunde gibt vom Wirken des italienischen Alpenklubs und von der Tatsache: Der Gipfel ist erreicht.

Großes Paradies! Der Inbegriff des Glücklichseins liegt in dem Wort. Kein biblischer Gottesgarten voll blühender Bäume, sprudelnder Wasser, voll leuchtender Blumen, belebt von Tieren aller Art. Starrer Fels, starres Eis, darüber die blaue Himmelsglocke — es scheint einförmig, wenig, und doch — ich fühlte es gerade wieder heute, da heroben auf schmalem Grat, da blühte mir der Baum der Erkenntnis, da sprang der Quell ewig glücklicher Jugend wie im Garten Eden. Der sicherste Gradmesser dafür ist für den feinfühligen Beobachter das Auge des Bergsteigers. Der galligste und mürrischste Mensch hätte einen warmen Strom der Freude durch die Adern rinnen gespürt, sah er in unseres Jüngsten Augen. Der schwamm ganz einfach in Seligkeit; in den Augen funkelte ihm die unbändige Freude großen Erlebens, höchster Befriedigung; ganz gegen seine Gewohnheit kamen ihm die Worte nicht langsam und abgewogen, sondern sich fast überstürzend vom Munde, und angesichts dieser jungen Bergfahrerfreude stieg's mir selber warm in die Augen. Ich gedachte eigenen Erlebens, des Augenblicks, da ich vor vielen Jahren nach hartem Kampf gemeinsam mit dem Bruder auf meinem ersten Viertausender stand, auf dem im Abendsonnenschein verglühenden Felsenhaupt der Bernina. Und ein Funke dieses ursprünglichen, reinen Bergempfindens von damals, entzündet an der Freude des andern, sprang auf mich über und fast weihe- und andachtsvoll habe ich mich nach kurzer Schau am höchsten Punkt auf ein windgeschütztes Band über den grausam schönen Ostabstürzen niedergelassen und ein heiliges Stündchen zog vorüber an uns vieren, denen allen ein Herzenswunsch in Erfüllung gegangen.

Unter uns brach der Fels ab; weit, weit drunten traf das Auge erst wieder dunkle Felsgesimse; der Fußpunkt der Wand blieb verborgen. Von feinem Spaltennetz gestrichelt floß der prachtvolle Tribulazionegletscher zu Tal. Nicht leicht ist irgendwo sinnverwirrende Zerreißung und Zerklüftung in so wohltuenden Gegensatz gestellt zu weiten sanften Wellenflächen wie hier. Und was an höchsten und allerhöchsten Herren und Damen auf ältesten Alpenadel Anspruch erhebt, hier umsteht es in reichstem Kranz den Berg, den sinnige Menschen mit rechtem Wort genannt: Das große Paradies. Dauphinée, Montblanc, Wallis, Berner Oberland — mehr zu nennen wäre überflüssiges Bemühen, auf dem Papier etwas zu schildern, was doch nur das eigene Auge sehen, das eigene Gemüt in sich aufnehmen und verarbeiten kann. Besonders eindrucksvoll erschienen mir die zierlichen, sonnendurchleuchteten Haufwolken drunten im Süden, wo stolz, wie immer, der edle Dreikant des Monte Viso Herrschergröße mit fein zierlicher Gestalt vereint. Das Tal entlang gleitend, das uns hiehergebracht, die schöne Valnontey, suchte und fand das Auge den Ausgang unserer Paradiesfahrt: Cogne inmitten leuchtend grüner Wiesen, darüber, an korngelb schimmerndem Hang das hoch gelegene Gimilian. Und weil der Bergsteiger, wie überhaupt jeder tätige Mensch nicht bleibende Stätte hat, weil er von Ziel zu Ziel eilend sich seine Wege sucht, war es nur natürlich, daß wir begehrlichen Blick nach Norden warfen, wo wir einen weiteren Berg der Sehnsucht wußten: Da stand sie, aufgerichtet aus zerhacktem, schneegebändertem Fels, Königin Grivola. Froher Gruß des Erkennens flog hinüber zu ihr, der unser nächstes Begehren galt, flog darüber hinaus, wo jener gewaltigste der Alpen thronte, der uns den brennendsten Durst nach Bergeshöhe stillen sollte, er, der ganz Große, der weiße Berg. Erfüllter Wunsch und Zukunftssehnen woben die Stimmung um uns vier.

Im sonnenerweichten Firn der Westseite stapften wir abwärts. Den bösen Roc del Paradiso umschlichen wir diesmal fein säuberlich in einer frischen Spur, die sich im Neuschnee durch Wandeln, Rinnen und Rippen zum Colle dell' Ape zog. Die freundlichen Wegweiser, eine Führerpartie, überholten wir im letzten Drittel. Neumütig nahmen wir unsere Steigeisen auf und trabten zu den Rucksäcken hinüber. Die anderen drei fühlten noch das unabweisbare Bedürfnis, die wenige Minuten östlich sich aufschwingende Schneehaube der Cresta Gastaldi zu erobern. Ich war weniger gewinnsüchtig und erwartete sie, auf dem Rucksack sitzend und ein nachdenkliches Pfeifchen schmauchend. Gemeinsam wanderten wir dann in brütender Glut die Gletscherstufen hinab, wobei manche erweichte Spaltenbrücke den sorglosen Schritt in katzengleiches Schleichen verwandelte. Zwei Stunden später begrüßte uns Zelt und Biwakplatz, winzige Oertlichkeit, die eine Nacht von wenig Stunden nur uns beherbergt und doch beim Wiederbetreten schon eine Art von Heimatfrohgefühl auszulösen im Stande war. Und da wir auch im rauhen Berggewand gute Lebensart bewahren, zogen wir in der Aussicht auf das Hotel Grivola in Cogne das Rasierzeug hervor; frisch gewaschen und glatten Gesichts traten wir den Abstieg in die Valnontey an. Hinter den liebgewordenen Erbetethütten trafen wir unsere zwei Wildhüter, die von einem Dienstgang zurückkehrten; wir nahmen herzlichen Abschied von diesen schlichten, braven Menschen, die uns noch den alten, jetzt kaum mehr benützten Steig ins Tal wiesen. Dieser Steig zeigt in seiner Anlage eine Ursprünglichkeit, die ich noch nicht oft getroffen habe. Er würde stärksten Anforderungen radikalster Bergsteigergruppen genügen. Kirchdachsteiles Gras, abgeschliffene Felstrittchen in lehmigen, fast senkrechten Berglehnen, Korkzieherserpentinen durch Geschiebe und Sand mit den schönsten Tiefblicken und der Aussicht auf beschleunigte Talfahrt beim geringsten Fehltritt, das ist kein Weg für die Allgemeinheit. Aber er hat uns trotzdem gut gefallen und führte uns durch wahre Blumenausstellungen. Besonders prächtig blüht in großen Büscheln das vielbegehrte Edelweiß zwischen Bergmännlein, Ranunkeln und Enzian. Kaum sollte man es für möglich halten, daß hier an den entsetzlich steilen Grashängen noch Heumahd stattfindet; wir trafen öfters ansehnliche Flächen, bedeckt mit duftendem Bergheu. Im Schlenderschritt wanderten wir drunten im Talgrund hinaus nach Cogne, wo wir im Hotel Grivola gastliche Aufnahme fanden.

Königin Grivola

So hat diesen Berg einer ihrer glühendsten Bewunderer, Josef Ittlinger, genannt. Und königlich in Gewand und Stellung inmitten eines erlesenen Hofstaates erschien sie uns, als sie uns fürstlichen Hoheitsgruß entbot an einem Abend seliger Schau, die uns der „Gornergrat von Cogne" schenkte, als sie uns den Abschiedsgruß zuwinkte hinab in die Val Aosta, als sie uns ihre zierlichen Schneegrate wies beim Betreten eisiger Montblanchöhen. Sie ist eine der glücklichsten Vereinigungen von Fels und Eis, etwa wie ihre kleinere Dolomitenschwester Königin Marmolata. In den Augen mancher hat Frau Grivola zwar einen unverzeihlichen Fehler: sie schnellt nicht über die Viertausendergrenze hinaus, obwohl sie ihr sehr nahe kommt; ich bin anderer Ansicht; ich freue mich, feststellen zu können, daß sie eine jener beglückenden Höhen ist, welche beim Anblick schrankenlose Bewunderung erregen, deren Besteigung diese Bewunderung noch vertieft und veredelt. Wo solche Berge einsam ragen, da schwindet das Interesse an Meterzahl und Schwierigkeitsgrad, da schwingen ihnen die Saiten der Herzensharfe entgegen im hohen Lied ehrfürchtiger Liebe.

Am Morgen nach dem Besuch des Gran Paradiso lagen die anderen noch lange in den guten Hotelbetten, als ich schon im schönsten Frühsonnenschein durch das reizende Bergnest Cogne schlenderte. Uralte Häuschen mit schwerer, algengeschmückter Stein-

plattenbedachung, mit zierlichen Kaminen, mit wunderlichen Winkeln, Nischen und Loggien bauen es zum größten Teil auf; die paar modernen Hotels knallen infolge der Beibehaltung heimischer Bauart lange nicht so protzig in die Landschaft hinein, wie dies in anderen touristischen Hauptorten der Fall zu sein pflegt. Auffallend war mir die Menge Schusterwerkstätten; beinahe jedes dritte Haus beherbergte einen Calzolaio. Natürlich besuchte ich auch die Kirche mit ihrem rostüberzogenen Blechhaubenturm. Ein einfach bemalter Raum, an den Seiten Heiligenbilder, Kreuzwegstationen, zwei geschnitzte Beichtstühle, goldüberladene Altäre — ganz ähnlich wie in vielen heimischen Dorfkirchen. Die grünverhangene Orgel ist nach Inschrift eine Stiftung des königlichen Jägers Victor Emanuel aus dem Jahre 1872. Die Brüstung der Empore ist in Felder eingeteilt, in deren jedes ein anderes Musikinstrument mit deutlicher Realistik gemalt ist. Zwei grauhaarige Nonnen und zwei andere steinalte Weiblein verrichteten ihre Morgenandacht. Die vordere Hälfte des Schiffes nahm eine Menge Betstühle ein, die durch Klappvorrichtung auch zum Sitzen hergerichtet werden konnten. Am Auflagebrett stand unter Glas der Name des jeweiligen Inhabers. Hinter diesen Herrensitzen standen mehrere Reihen armseliger Fußschemelchen mit zerrissenen Polstern, die mir die uralte Wahrheit kündeten, daß es überall, auch unter dem ewigen Licht zweierlei Menschen gibt.

Um 11 Uhr wanderten wir auf der Straße nach Epinel, überschritten die tosende Grand Eyva und betraten einen steilen Pfad, der lange Zeit durch schattigen Wald zog. Bei den Alphütten von Pousset inferieur, die auf einem freien, grünen, von hohen Plattenmauern umrahmten Hügel stehen, hielten wir gerne an; das Almgras lockte; ein köstlich Wässerlein rieselte vorbei und im Norden, da lugten feine, weiche Bergformen in Farben zu uns herüber, die auch ein nicht malerisch geschultes Auge entzücken müßten: Die Becca di Nona, Becca Seneva und vor allem der wuchtige Monte Emilius, der volle 3000 *m* über Aosta sich aufbaut. — Begrünte, alte Gletscherstufen mit ehrwürdigen Lärchen vor Augen, die, dem Forstmanne ein Greuel, dem Naturfreund helles Entzücken, alle möglichen Wuchsformen vom siebenarmigen Leuchter bis zu Meister Ganghofers Leierbaum aufwiesen, stiegen wir aufwärts, da und dort unter silberig flatternden Staubbächlein durchschreitend oder dunkelbemooste Platten querend. Die Anwesenheit nützlicher Kühlein wurde immer offensichtlicher, bis wir auf dem obersten Talboden die Herdenglöcklein rundum bimmeln hörten. Und da standen auch verschiedene Gebäulichkeiten: Auf einem kleinen Grasbuckel ein hoher Steinkasten mit „öden Fensterhöhlen"; jenseits eines verästelten Baches ein paar niedere Almhütten unter den zackigen Abstürzen der Punta Pousset, die Alm Pousset superieur. Der Padrone pflegte gerade mit einem jungen Burschen mittäglicher Ruhe. Trotzdem nahm er es uns gar nicht übel, als wir wegen des Nachtquartiers mit ihm verhandelten. Er wollte uns zuerst die Vorzüge eines ammoniakduftenden Stalles ins rechte Licht setzen, fand sich dann aber gerne bereit, in der Sennhütte selbst für ein Lager zu sorgen und gab uns kühle, dickrahmige Milch, von der ich gerne weidlingweise getrunken hätte, wenn mir nicht um die Folgen gebangt hätte. „Und das hat mit ihrem Dufte die Zigarette getan", die Schlemmer gewandt wie ein gerissener Schieber in verständnisinniges Wohlwollen der Almleutchen umsetzte.

Die Sonne stand noch hoch und wir fühlten heute ausnahmsweise alle in gleichem Maße heftigen Tatendrang in uns. Wir griffen daher nochmals zum Pickel und wandten uns auf deutlicher Wegspur hinein in den obersten Talgrund, dessen Randerhebungen uns das morgige Ziel verbargen. Unter dem S.W.Grat der Punta Pousset schlängelte sich der Steig scharf nach rechts durch steile Grasrinnen zum felsigen Schlußkamm. Drei Steinböcke versetzte unser Abendspaziergang in heftige Aufregung, während sie das Geläute des tiefer weidenden Alpenviehs nicht zu belästigen schien. Eine tiefblaue, zwerghaft kleine Myosotisart sproßte auf den Grasbänken;

große violette Veilchen, die wir in noch größerer Anzahl später in der Val Grisanche trafen, fielen uns besonders auf. Und ganz oben, da duftete das seltene Kräutlein Artemisia aus steinernen Gärtlein. Drunten in der Almhütte hatte ich schon ein dickes Bündel dieser Pflanze an einem Balken hängen sehen, wo sie als Schutz gegen Blitzgefahr und Viehkrankheiten dienen soll. Diese etwas vielseitige Inanspruchnahme der Edelraute deutet auf die Wertschätzung der Pflanze auch beim einfachen Volk der Senner hin. In leichter Kletterei über rauhe Platten erreichten wir den weit vorgeschobenen Gipfel der Punta Pousset, der zwar nur wenig die Dreitausendergrenze überschreitet, aber mehr bietet als viele, weit stolzere Höhen. Das haben andere längst vor uns erkannt, und weil der Mensch gerne Vergleiche zieht, hat er den Berg den Gornergrat von Cogne genannt. Vergleiche haben das schon von den Römern anerkannte Vorrecht, zu hinken. Meines Erachtens sind die Aussichten von der Punta Pousset und vom berühmten Schweizer Aussichtshotel nicht vergleichbar; aber jede wird für sich das Recht beanspruchen, ganz eigenartig, mächtig zum Gemüte sprechend zu wirken. Ich kenne kaum reinere Bergfreude, als in der Abendsonne auf der Höhe dem Verglimmen des Tagesgestirns zuzusehen, wunschlosen Frieden zu atmen. Kommst du da herein, um der Königin Grivola deine Aufwartung zu machen, dann mach es wie wir, besuche vorher deren bescheidene, aber einflußreiche Kammerfrau; sie wird dir nicht nur ihre Herrin in fürstlichem Prunkgewande zeigen, sondern dich auch sonst noch auf viel Sehenswertes in deren näherer und fernerer Umgebung aufmerksam machen.

Die Herrin thronte jenseits des Kammes, auf dessen Eckpfeiler wir saßen. Goldbraun getönte Gewandfalten, in starker Seitenverschiebung nur sichtbar, fallen hernieder zum weißen Königsmantel des Trajogletschers, zart gemustert durch die Stickerei der Eisbrüche; mit herrlich geschwungenem Arm greift der Nordgrat, gehüllt in leuchtenden Firn, in unsichtbare Tiefen. Als aufmerksamer Wächter, als Leibgardist in dunklem Spitzhut, eine Gestalt vom alten Adel der Aiguille du Dru, steht der Grand Nomenon jenseits des gleichnamigen Tales. Folgst du der Richtung des ausgestreckten Armes der Königin, dann wird dir wohl warm ums Herz, besonders wenn, wie heute, krauses Wolkenspiel die Großen, auf die der Arm weist, noch formenreicher und lebendiger erscheinen läßt. Der weiße Berg — von hier ist er unbestrittener Monarch. Die Dent du Géant, — sie stach in fast überkecker Laune mit schwarzer Lanzenspitze in die Wolken. Das Matterhorn wies uns, ein seltener Anblick, seine Zwei Gipfel — wer möchte fertig werden mit der Aufzählung all des Großen und Gewaltigen. Komm selbst und schau! Und schmerzen dich die Augen von all der gleißenden Pracht der Höhe, dann schick sie zur Tiefe, zur Rast auf grünen Almböden, wo fast senkrecht unter dir die Sennhütten rauchen, wo bewegliche Farbfleckchen hin und her wandeln, das Almvieh, dessen Glocken den Abendfrieden einläuten, wo weit draußen, von schräg fallendem Sonnenstrahl zum letztenmal begrüßt, Cogne im Grand Eyvatal zur Ruhe rüstet.

In der Abendkühle stiegen wir hinab zu den Almen. Die guten Leutchen bereiteten uns aus Brettern eine Unterlage für das mit Heu gefüllte Zelt. In mehr malerischer als bequemer Hochkantlage schliefen wir der zweiten Morgenstunde entgegen, d. h. ich schlief bestimmt; die andern wußten das nicht genau anzugeben, als ich ihnen die duftende Schokolade in die Schalen goß. Um drei Uhr wies uns das Laternchen den dürftigen Pfad, den wir schon gestern gewandelt. Da, wo wir vor wenigen Stunden nach rechts abgebogen waren, stiegen wir weiter aufwärts; die Wegspur verlor sich bald gänzlich in wirrem Blockgeschiebe, wo hie und da gefrorene Wasserfäden von nächtlicher Kühle zeugten. Uns war ja gar nicht kalt zu Mute, als wir endlich, schon bei vollem Tageslicht, den flachen Riegel erreicht hatten, der dem Trajogletscher den Uebertritt ins Poussettälchen wehrt und der, wohl unzutreffenderweise, als Col

Pouffet bezeichnet wird. Unter dem Prasseln des niederträchtigsten Moränengerümpels, das ich je gesehen habe — zum Glück ist das Scheusal ganz niedrig — stiegen wir zum flachen Becken des Trajogletschers ab. In weiten sanften Flächen breitet sich der gutmütige Eisstrom aus, dessen Umgebung vielleicht eintönig wirken würde, wenn nicht am N.W.-Rand desselben der kühngezackte Felszug von der zierlichen Grivoletta bis zur wuchtigen, in wilden Wänden sich aufbäumenden Majestät Grivola selbst das Bild belebte. Als wir die Königin gestern geschaut, waren uns die Formen durch Eisbelag und Farbentönung trotz aller Wucht und Kühnheit gemildert erschienen. Heute drohte sie mit finsteren Wänden, aus der Entfernung strenge Unnahbarkeit vortäuschend; um die Stirn hatte sie sich dichtes Nebelband geschungen; zu ihren Füßen lagen die Geschosse, die sie von Zeit zu Zeit hinabschleudert in den Grund, auf dem sie fußt.

Ein hoher Firnkegel spitzte sich in die unheimlich düstere Mauer hinein, den noch verwaschene Fußspur kerbte. So unnahbar gebärdete sich der stolze Berg, daß Ernst und Konrad hier vorüberzogen, um weiter hinten im Gletscherbecken nach dem Einstieg zu suchen. Erst auf unsern ermunternden Zuruf kamen sie zu uns beiden zurück. Frau Sonne machte anerkennenswerte Anstrengungen, die über uns brütende Nebeldecke zu lichten; auch das Stirnband der Grivola wurde zusehends höher geschoben.

Wir stiegen ein. Was aus geringer Entfernung noch böse und allzu steil erschienen, legte sich behäbig zurück. Teils auf einer gewaltigen Rippe, teils in einer Einbuchtung zu ihrer Rechten suchten und fanden wir den Weg, bis uns die hohe Frau mit nicht mißzuverstehender Gebärde nach rechts wies. Hilfreiche Hand bot sie uns allenthalben; wer sucht, der entdeckt hier überall das, was das Fortkommen des Kletterers ohne allzu große Beschwerde und Gefahr fördert. Eine einzige, allerdings sehr eindrucksvolle Plattenverschneidung, die aber bestimmt nicht auf dem Hauptweg liegt, lehrte uns, daß man auch Schwierigkeiten da findet, wo man sie leicht vermeiden könnte. Zettler verstieg sich sogar zu der Behauptung, mehr Anforderung an Kraft stelle wohl auch der Mummeryriß nicht. In der Höhe des Quergangs erschien der kahle Fels schneeverbrämt; als wir, etwa eine Viertelstunde unterhalb des Gipfels den Ostgrat erreichten, lag das weiche, weiße Pulver überall auf den hohen Treppenstufen. Das war nicht schlimm; wir stiegen wie auf dickem Teppichbelag zur Höhe und eben, als wir die schlanke Spitze erreicht hatten, blaute rundum der offene Himmel. Mit mächtigen Eisschilden bewehrt fällt der seltsame Berg hinab ins Nomenontal, das gerade Gegenteil der blanken Felsenstiege, die uns herauf geleitet; die großen Täler von Cogne und Savaranche, die Val d' Arpisson, sogar ein Teil des Aostatals furchen die wild durcheinandergewürfelten Berge, unter denen natürlich die allerhöchsten Herren, wie Montblanc, Monte Rosa, Grand Combin ihren Rang mit Würde behaupten. Mir gefielen besonders gut die allerdings nur auf Augenblicke sichtbaren Hauptgipfel der Grajischen Alpen und mit Genugtuung und voller Wiedersehensfreude begrüßte ich das große Paradies. Hätte nicht kalter Wind schon nach wenigen Minuten wieder feuchte Nebelschwaden uns um die Ohren gejagt, dann wären wir wohl alle vier von Herzen gerne länger bei Hofe geblieben; aber das unfreundliche Wetter vertrieb uns schon nach einer halben Stunde wieder von unserem Hochsitz.

Auf gleichem Weg stiegen wir ab. Bald waren wir den hochziehenden Dünsten entronnen. Das Wegsuchen blieb uns erspart, da ich im Aufstieg manch roten Papierstreifen gelegt, die ich jetzt wieder gemütlich einsammelte. Eines hat mich der Berg wieder einmal gelehrt: Ich hatte ihn unterschätzt und bat ihm diese Geringschätzung gerne ab. Gewiß, das, was der nach Schwierigkeiten lüsterne Kletterer sucht, wird er hier nicht finden; aber die ganze Anlage des Weges und die Steilheit stempeln auch den Anstieg vom Trajogletscher immerhin zu einem Unternehmen, das Bergerfahrung fordert; die Königin Grivola ist nicht Gemeingut.

Auf der Alm schädigten wir die Sennen noch um einige Liter Milch; in einer nicht ganz vernünftigen Gangart trabten wir hinab zur Grand Eyva. In Epinel warteten wir, bewaffnet mit einer bauchigen Flasche dunklen Chiantiweins auf einer Bank an der Straße auf ein Auto, das uns zum großen Pilgerweg im Aostatal bringen sollte. Das gelang über Erwarten gut. In Aosta, wo farbenprächtige Vorbereitungen zu einer faschistischen Feier getroffen wurden, holte ich mir liebe Heimatkunde auf der Post und in später Nachmittagsstunde sauste und fauchte der ebenso flinke als rücksichtslose Selbstfahrer mit uns schon wieder das Tal der Dora Baltea aufwärts. Bei Aymaville riß es uns wie auf Befehl den Kopf nach links zur Höhe; mit schneidigem Eisgrat grüßte uns Königin Grivola; dann schnellte weit vor uns, von Nebeln umbrandet, ein kohlschwarzes Felshorn in die regenfeuchte Luft, ein Gruß aus einer andern Welt, die „schwarze Nadel von Peteret"; 1 Stunde später saßen wir schon im „Polarstern" in Courmayeur und träumten neuen Fahrten entgegen da, wo in Europa die höchsten Höhen wuchten.

Château blanche (3369 *m*) — Becca del Lac (3404 *m*) — Ruitor (3486 *m*)

Zehn Tage später. Vom Col du Géant waren wir herabgestiegen, hatten lange Schlangen feldgrauer Alpini an uns vorüberziehen lassen, die zu einer Felddienstübung am italienisch-französischen Grenzkamm ausgerückt waren und saßen oberhalb des Pavillon du Monfréty bei murmelndem Quell im Gras. Wieder, wie schon früher droben von der Turiner Hütte aus, schweifte südwärts der Blick, wo die Bergwelt am kleinen St. Bernhard in einer wahren Sturzflut von Licht sich badete. Und nach mancherlei Hin und Her beschloß der Rat der Vier, da drüben noch etwas Umschau zu halten, wo zur Rechten der Paradisogruppe gar herrliche Berge aus weiten Schneefeldern ragen: Ruitor, Grand Sassière, Mont Pourri und eine Riesenschar kleinerer, bald kühner, bald sanfter Gestalten der Grajischen Alpen; durch die Val Grisanche wollten wir dann diese uns rasch liebgewordene Welt von Fels und Firn verlassen.

In Courmayeur huldigten wir den zwar materiellen, aber notwendigen Geschäften des Waschens und Essens. Nachmittags gingen wir auf die Bädersuche in das Dörfchen La Saxe. Dieser Gang war in mancherlei Hinsicht belehrend. Zunächst brachte er uns zur Ueberzeugung, daß man die hiesigen Italiener in mundöffnendes Erstaunen versetzt, frägt man sie nach einem Bad. Wir hätten uns ebensogut nach der nächsten Flugzeughalle oder Radiostation erkundigen können. Und dieses Erstaunen erfaßte gleichmäßig die elegante Dame in seidenem Florstrumpf wie das dralle Dienstmädchen am Waschtrog. Sodann bereitete uns La Saxe ungeahnte Entdeckerfreuden. Das ist ein zwar zur Hälfte baufälliges, aber entzückend malerisches Bergnest mit wackeligen Schwibbogen, welche die engen Gäßchen überbrücken, mit einspringenden Winkeln, in denen auf verrostetem Pfluggerät Hühner mit aufgeplustertem Gefieder Siesta halten, mit armseligen Gärtchen, in denen südländische Blumenpracht glüht, mit traubenschweren Rebengittern und weißrot blühenden Oleanderbäumen, mit einer sehr lebendig wirkenden, in eine Hauswand eingelassenen Erzgruppe, die den Regalantuomo als Steinbockjäger darstellt. Wäre ich Maler, aus diesem lieben Fleckchen käme ich wochenlang nicht heraus; die hier gewonnenen Bilder vermöchten eine dicke Künstlermappe zu füllen. Im Hotel Montblanc fanden wir dann endlich auch das ersehnte köstliche Wannenbad. Am Rückweg besuchten wir noch den kleinen Friedhof von Courmayeur, wo neben manchem weniger Bekannten zwei Große aus dem goldenen Zeitalter der Führergilde ruhen: Josef Fischer, der Vater des liebenswürdigen und gediegenen Schweizer Bergsteigers Andreas Fischer, umgekommen in treuer Pflichterfüllung am Brouillardgletscher, und ein Mann, der immer in der

vordersten Reihe genannt werden wird, geht die Rede von den Allerbesten unter den Führern: Emil Rey. Eine Granitpyramide, aus der ein Kreuz hervorwächst, geschmückt mit Pickel und Seil, deckt den Mann, der einen Gußfeld über den Peteretgrat zum Montblanc geleitet, der an dem harmlosen Untergestell der Dent du Géant zugrunde gehen mußte. Eine Inschrift, wie sie ehrender keinem König zuteil werden könnte, kündet der Nachwelt die Bedeutung dieses Führerfürsten.

Das Auto: Courmayeur — Piccolo San Bernardo trug uns andern Tages hinab nach Pré S. Didier, wo die Bernhardstraße abzweigt von der „grande route" nach Aosta. Morgenfrisch umfächelte uns der Talwind, als wir das von Erlen, Birken, Nuß- und Kirschbäumen bestandene Tal hinabglitten. Bei den Windungen des Weges, die uns rückwärts blicken ließen, wollte sich das Auge nicht trennen von den Höhen des weißen Berges; der Monarch selbst lag noch im Wolkenbett. Schnaubend rollte das schwere Gefährt mit voller Menschenlast jenseits die prachtvolle Bergstraße empor. La Balme zog vorüber; fast eben flogen wir nach Le Thuile, dem Ziel unserer Fahrt. Der Ort ist ziemlich groß; Sommerfrischler und eine Menge italienischen Militärs belebten ihn. Altvertraute Klänge schlugen an unsere Ohren; zu unserer Rechten fuhren aus dichtem Gehölz Rauchringe empor; rollend brach sich der Donner einer Haubitzbatterie an den Bergwänden, dem nach gemessener Pause weit hinter uns zur Linken der Einschlag folgte: Artillerieschießen. Wir hegten dabei durch die Not der Zeit eingegebene, recht fromme Wünsche, die ich aber nicht zu Papier bringen darf. „Nicht davon reden, immer daran denken."

Wir bogen ins Ruitortal ein. Anfangs mutet es einförmig an; Seilschwebebahnen, Baracken hoch oben in den Wänden, große Auswurfkegel neben gähnenden Stollenlöchern weisen auf umfangreiche Bergbautätigkeit hin. Wo mit grüner Stufe das Tal zum erstenmal sich stärker hebt, stand eine ganze Zeltsiedelung. Wie uns aufgesteckte Flaggen und manch anderer Umstand kündeten, hatte hier eine Sektion des Italienischen Alpenklubs einen Ausflug unternommen. Solche Tätigkeit gefällt mir, denn sie führt den Menschen hinaus aus Staub und Gewühl der Stadt und regt an zum göttlich freien Wandern, zur Mutter aller Naturfreude. — Wir hielten Richtung gegen den großen Wasserfall, der in zwei hohen Absätzen seine selbstgegrabene Felsschlucht herabspringt; Wolken von feinem Wasserstaub zerflattern in der Sonne und unermüdlich begleitet uns sein lautes Rauschen und Brausen, bis wir hoch oben nach links ausbiegen zu einer sumpfigen Mulde, wo Dutzende von Wasserfröschen erschreckt ob unliebsamer Störung in die Pfützen platschen. Große verwahrloste Almhütten stehen neben einem Seelein, dem Lac du Glacier; dahinter zieht kraftvollen Drangs der steile Zickzackpfad über jähes Gras, jenseits dessen wir freien Ausblick nach Süden und das neue Schutzhaus San Margherita der Sektion Turin des Italienischen Alpenklubs vermuten. Da ein Tälchen, dort ein Buckel — immer wieder fand das suchende Auge eine Schranke, bis wir doch den endgültig letzten Wall erstiegen hatten: neue Berge tauchten auf; knapp vor uns stand das nagelneue Rifugio, daneben eine kleinere, gleichfalls sehr gediegen gebaute Hütte. Etwas in der Tiefe links schmiegten sich ein par langgezogene Sennhütten fast unsichtbar zwischen große Blöcke; eine Anzahl Kühe läuteten unten an einem flachen See; des Hauses Hüter sprang uns erst bellend, dann freundlich wedelnd entgegen — hier beschlossen wir, für heute vor Anker zu gehen. Wohl waren schüchterne Vorschläge laut geworden, heute noch zur oberen Hütte knapp unter dem Ruitorgipfel aufzusteigen; unser guter Stern bewahrte uns vor dieser Torheit.

Nach kurzer Rast erfaßte Ernst und Konrad nochmals unbezähmbare Steigerlust; sie erklommen einen Berg, noch dazu einen Dreitausender, dessen Namen ich mir nicht merken kann, weil er so lang ist wie der eines arabischen Scheichs. Schlemmer und ich lagen zunächst lange auf dem steilen Felsklotz, der ein winziges Gotteshaus, die

Margaretenkapelle trägt, denn der Blick nach Süden war behagliche und besinnliche Schau wert. Vor uns wogten die letzten Eisbrüche, sowie die riesige Zunge des Ruitorgletschers hernieder. Letztere schiebt sich gierig leckend in das Becken des Lac del Ruitor vor, auf dessen milchigem Wasser Eisklötze schwimmen. Die mit steiler Eiswand abbrechende Zunge und die eisigen Schifflein erinnerten uns an ein ähnliches Bild im Berner Oberland, an den Märjelensee. Eine Menge glitzernder Wasseradern und auch einige recht ansehnliche Gletscherbäche brausen über die glattgefegten Steinmauern unter dem Eisrand hervor. Das Bild der an sich einfachen, aber großzügigen Landschaft beherrscht ein wunderschöner Berg, der tiefschwarze Grand Assaly mit stumpfer Vorgipfelhaube und keck aufschießendem, in feinem Köpfchen endigendem Hauptgipfel. Von seinen Flanken fließt ein kleiner, aber blendendweißer Gletscher zum Hauptstrom herab. Flach setzt links davon der große Ruitorgletscher an, geht über in wilden Eisbruch und brandet weit hinten um zierliche, dunkle Felsbauten: Chateau blanche, Basse del Ruitor, Becca nera, Becca bianca, Paramont und andere einfache Höhen, die mit braun, grau und grün gesprenkelten Farben in die glashelle Luft emporsteigen. In uns wurden ostalpine Erinnerungen wach; ähnliche Bilder glaube ich in den Tauern gesehen zu haben. Freilich zerstoben diese gar schnell, als wir nordwärts den die Kapelle überragenden, steinmanngeschmückten Kamm erstiegen, der steil gegen die Mulde abfällt, die wir heute heraufgeklommen waren. Der von rauhen Flechten umwobene Plattenkopf, auf dem wir uns da niederließen, hat uns mit einem Schlag wieder in die Westalpen versetzt. Dieser Plattenkopf, der rund umstanden war von Kolonien der Gentiana lutea, um den ringsherum die Heuschrecken schwirrten und schrillten, ist ein Aussichtspunkt, der einen Baedekerstern verdient. Heute hatten wir ja nicht die so hoch gepriesene, völlig klare Schau. Aber selbst der Unwissende wird ahnungsvoll erschaudern vor dieser über alltägliche Bergvorstellung weit hinausragenden Kette, die sich da nordwärts Glied um Glied vor uns aufbaute, auch wenn sie, wie heute, da und dort sich in Wolken verliert. Die Bewölkung war ganz eigenartig. Sie folgte den Umrissen der höchsten Erhebungen, die sämtlich dicke, dem Gipfelverlauf genau angepaßte Mützen trugen. Nicht schwierig war die Vorstellung, daß die ungeheure, halbkugelförmige Dunsthaube, die da einem überaus wuchtigem Körper aus Eis, gefurcht und gestützt von riesenhaften Felspfeilern, aufgesetzt war, das königliche Haupt des Gewaltigsten der Alpenwelt mehr schmückte als verbarg. Wie unendlich zierlich, geradezu kokett tänzelte auf dem schlanken Doppelzahn, der Dent du Géant, das niedliche Kinderhäubchen aus Wolkenflor! Lang gezogene Gesichtsschleier hatte sich die wuchtige Joraffe um die Stirne geschlungen, deren Falten genau den Gratumrissen folgten. Bloß das kleine Volk dazwischen, die Herrschaften aus dem Geschlecht derer zwischen drei- und viertausend, hatte Hut und Schleier abgelegt und blickte barhäuptig zu uns herüber. Und hoch über uns schrieb der gewaltigste Vogel der Alpen seine unendlich ruhigen Kreise ins Blau und sandte hellen Weidwerksruf herab auf die Erde: Glück auf du adeliger Raubritter; niemand aus deinem Geschlecht paßt besser da herein, wo weiße Berge meilenhoch stehen:

„Wild ist es hier und schauerlich öd; im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die Welt."

Die beiden anderen kamen zurück vom Berg mit dem langen Namen. Wir halfen dem prosaischen Magen zu seinem Recht und schliefen gut und tief in den warmen Decken. Längst war der Tag heraufgestiegen, als wir gegen 5 Uhr dem Hüttenwirt die Hand zum Abschied reichten. Oberflächlich gefrorene Wasserlachen, leichter Reif an Fels und Gräsern und ein blitzblankgefegter Himmel kündeten Schönwetter; der Weiße Berg und sein Gefolge standen heute ohne Sturmhut hinter uns. In den Einbuchtungen glattgeschliffener Felsbänke stiegen wir zu einigen Sickerseen

Lichtbild von A. Frank

Bruckmann aut. et impr.

Gran-Crou-Gletscher mit Roccia Viva (l.) und Becca di Gay (r.) vom Tribulazionegletscher aus

(Zum Aufsatz Nieberl „Aus den Grajischen Alpen")

empor. Einen derselben, der durch natürliche Molen in drei Teile geschieden war, erklärte Zettler als geteiltes Volksbad für Männer, Frauen und Kinder herrichten zu wollen, falls man ihm die nötigen Mittel dazu bewillige. Schotterstreifen liefen hinan zu einer niedrigen, gutartigen Stirnmoräne, die fast ebenen Übertritt zum Gletscher gestattete. Derselbe war anfangs überaus sanft und völlig aper. Der Gang erinnerte mich an den Weg über den Aletschgletscher vom Konkordiaplatz zum Märjelensee. Später folgten etwas steilere, verschneite Gletscherhänge; wir gingen ans Seil. In der Höhe von etwa 3100 *m* hielten wir warme, wohlige Sonnenrast im Angesicht der oft genannten Riesenberge, die anzustaunen wir nicht müde werden konnten. Dann folgten wir einer Spur, welche sich gegen den orographisch rechten Gletscherrand hinanzog, um oben, wo der Firn in niedrige, braune Felshöcker überging, gegen unseren Kamm abzuschwenken, den wir in einer Scharte vor der Château blanche betraten. Hier legten wir die Rückenlast recht gerne in den Schnee und erstiegen den mit 3396 *m* vermessenen Blockhaufen des „weißen Schlosses". Es steigt herzlich unbedeutend aus den weißen Wellen empor, erschloß uns aber eine fabelhaft schöne und weite Rundsicht. Dieser Berg wollte uns bestimmt als Abschiedsgeschenk eine Stunde froher Erinnerung an verflossene Tage bescheren; wir saßen nämlich gerade in der Mitte zwischen den beiden Gebieten, die wir besucht hatten, zwischen Paradisogruppe und Montblanckette. Die letztere breitete sich in ihrer ganzen Längenausdehnung unverhüllt vor uns aus. Dicht vor uns im Nordosten ragte die feingeschnittene Dora Vidi. Zwischen ihrem Doppelzacken und einem unbenannten Höcker blickten die regelmäßig geschichteten Abstürze der Grandes Rochers wie durch ein Fenster herein. Ihnen schloß sich an, was Anspruch auf Namen hat im Wallis: Weißhorn, Obergabelhorn, Dent blanche, das hier häßlich verschobene Matterhorn, im Hintergrund Täschhorn, Rimpfischhorn. Am besten behauptet Würde und Rang der „adeligste Kamm der Alpen", der Monte Rosa. Dann erscheinen Bekannte der letzten Tage, weit draußen, wo die Furche des Aostatales unsere Eintrittspforte gebildet: Der massige Monte Emilius, der Grand Nomenon; die Grivola zeigte uns den Nordgrat in starker Verkürzung und ihr zartes Kind, die Grivoletta; um unser liebes, großes Paradies scharten sich die schneidige Tresenta, der behäbige Chiarforon. Und dann erscheint der ganze Heerbann der westlichen Grajischen Berge, wie die Grandes Rousses mit felsigem Nord- und reinweißem Südgipfel, die breite Levanna, die feingliederige Grande Sassière und ungezählte andere. Ich bin kein Aussichtstiger; es kümmert mich nicht viel, ob ich diesen oder jenen Gipfel noch sehen kann oder nicht, aber wenn man so auf dem Präsentierbrett hingestellt bekommt, was man lange schon in Karten und Schrifttum erforscht, was man zum Teil persönlich kennen lernen durfte, dann weihe ich gern ein Viertelstündchen „den Völkern, die man kennt, den Namen, die man nennt".

Schon als wir uns der Château blanche genaht, war mir rechts seitlich davon, von unserem Kamm durch ein schmales Gletschertal getrennt, ein wunderschöner Firngipfel aufgefallen, ein sanft ansteigender Rücken, der an seinem Ende mit senkrechtem Abbruch fast brutal abschloß. Dort war der Fels samt seiner hohen Firnauflage wie mit scharfem Beilhieb zugehauen. Ich dachte mir: Bin nur neugierig, ob der auch „d'ran kommt". Wir waren noch nicht am weißen Schloß angelangt, da stand er schon auf der Besuchsliste. Da er mir wirklich gefiel, hatte ich nichts dagegen einzuwenden, obwohl ich nicht immer etwas für das Spitzensammeln übrig habe. Am Fuß unseres eigentlichen Zieles, des Ruitors entlang drückten wir unsere Stapfenreihe in den Schnee; in einer schwachen Stunde lugten wir über die Kante der Becca del Lac hinab auf klüftereiche Eisfelder. Ein ausgesprochener Anstandsbesuch. Wir drehten sogleich wieder um, da wir fürchteten, durch längeres Zuwarten dem Schnee Gelegenheit zu geben, sich in den beliebten Mittagsbrei zu verwandeln. So kam es, daß wir schon nach drei Viertel-

stunden — die Uhr zeigte halb elf Uhr — auf dem Ruitor standen, dessen höchster Punkt eigentlich ein einem Blockgrat aufgesetztes, natürliches Steimanndl ist.

Die Schau von diesem Prachtgipfel ist wenig verschieden von der, die wir auf den Schloßzinnen der Château blanche an uns hatten vorübergleiten lassen. Freier ist der Blick hinab in die Val Grisanche, die wir in großen Zügen von ihrem Ursprung beim Vaudetgletscher, zu den Eisflächen der Grande Sassière gehörig, bis in die Nähe ihres Ausgangs ins Aostatal überblicken konnten. Der aufmerksame Beobachter kann schon von da heroben aus ahnen, daß ihm die Wanderung durch dieses von der Dora di Val Grisanche durchflossene Tal ungewöhnliche Überraschungen bringen wird.

Ein gewaltiger Plan wurde noch besprochen. Ursprünglich wollten wir morgen der Grande Sassière zu Leibe gehen; statt dessen wurde bei gemütlicher Pfeife in unerhörtem Drang nach oben der Monte Emilius bei Aosta als letzter Urlaubsberg erklärt, der die immerhin beachtenswerte, schon erwähnte Eigenschaft aufweist, sich volle 3000 *m* über der uralten Römerstadt zu erheben. Ich dachte mir: 3000 *m* — Sonnenglut — steile Grashalden usw. usw. und kam zu dem Schluß: Dieser gute M. Emilius ruht ja noch in der Zukunft Schoß. Da blieb er denn auch liegen.

Voll der Bilder, die wir gesehen, stiegen wir über den leichten Grat zur Scharte hinab, wo unser Gepäck lag. Kurz unter dem Ruitorgipfel warfen wir noch einen Blick in die am Kamm stehende obere Hütte. Sie war von oben bis unten von Schnee erfüllt; als Eiskeller wird sie entschieden bessere Dienste leisten denn als Schlafraum für warmblütige Wesen.

In glühendem Sonnenbrand und sinnverwirrendem Lichtgefunkel suchten wir den kürzesten Weg hinab über den Gletscher des weißen Schlosses. Einige Stufen waren vereist; bröckelige Felsabsätze unterbrachen stellenweise den Firn; eine überaus zahme Moräne half uns, bei einem winzigen See auf festes Land und gleich darauf zu einem prachtvoll angelegten Jagdsteig zu gelangen. Der war anfangs etwas neckisch, führte uns an verschiedene Felsköpfe, die unbegehbar steil mit wilden Klippen gegen den häuschengeschmückten Talgrund abbrachen, schlängelte sich hinab in winzige Felstälchen, sprang gleich darauf wieder empor zu begrünten Wällen, wo regelmäßig hohe Stangen im Boden staken, bis er sich endlich bequemte, nur mehr tiefenwärts zu streben. Wieder begrüßten uns die üppigsten Alpenblumen; wir fanden unter anderen wieder schönes Edelweiß und die beiden Bergveilchen; besonders letztere blühten in großen Mengen und in Farben, die sie sich vom schönsten italienischen Himmel entliehen hatten; dazwischen standen violette, rötliche und auch gelbe Stücke. Wir kamen in die Zone, wo die Kleinpflanzenwelt durch Bäume abgelöst wird. Anfangs trafen wir noch die sturmgewohnten, oft zu phantastischen Krüppeln zerzausten Kampfgestalten; dann durchschritten wir einen lichten Lärchenhain mit Stämmen, die des Forstmanns, noch mehr des Holzhändlers Auge entzücken würden. Zur Linken kam in tollem, nebelsprühendem Wirbel ein Sturzbach herab; eine Alm lag am Hang, wo uns die Sennerin am Waschtrog mit dem aufrichtigsten Gesicht der Welt erklärte, sie habe keine Milch; dann wurden die Wegschlangen kürzer und steiler; schließlich liefen wir pfadlos über gutbewässerte Wiesenhänge hinab zum Talsträßchen, das wir bei der Häusergruppe von Prariond la Frassy erreichten. Und damit begann eine Wanderung, die uns sogar den drückenden Rucksack und die Nachmittagsglut wie noch manches andere Unangenehme bald vergessen ließ. Wir kamen aus den Überraschungen gar nicht heraus. Entzückend liegt der Weiler Revers. Ein ungeheurer Felsblock überbrückt den Bach; unter ihm gurgeln die Wasser talaus; auf seinem Rücken stehen ein paar armselige menschliche Wohnstätten; ein unwahrscheinlich kühn gespannter Steg aus Steingefüge führt vom Block zum grünen Ufer. Ein behäbiger, in seiner schwarzen Sutane bratender Geistlicher drückte gefühlvoll den Rücken eines schmächtigen Eseleins, hinterdrein trabte ehrfurchtsvoll ein bäuerlicher Treiber und ein kleines Mädchen

trippelte barfuß in zerschlissenem, schwarzrot kariertem Röckchen neben her. Das Tal wird enger; überall rauschen zur Linken Wässerlein hernieder; es schnürt sich schluchtartig zusammen; eine kleine Ruine links am Hang zwischen hohen Bäumen kündet der Altvordern Lust an freiem Jagd- und vielleicht auch Raubwerk. Da und dort treten die Felsen zu kleinen Klammen ganz nahe an den Weg heran, den eine langschwänzige, graue, äußerst flinke Eidechsenart belebt. Bald dringt des Hauptbachs Rauschen aus dämmriger Tiefe herauf; der Weg windet sich um scharfe Ecken, läuft hinein in tiefe Tobel und jenseits wieder heraus auf bebuschte Kanten; Lärchen und Fichten begleiten uns längere Zeit. Rückblickend gewahren wir noch eine Weile die leuchtenden Firnfelder gegen die Grande Sassière, bis kräftigere Wegkrümmung das Bild beiseite schiebt. Einmal erspähen wir tief unten, wo die Bachschlucht sich zu kleinen Wiesenflächen ausbuchtet, ein paar Häuschen. Dann wird der Blick freier. Rechts oben erscheint eine große malerische Burgruine; mehr und mehr weitet sich das Tal. Steilen Schwungs setzt der Weg zur Tiefe; er verläßt den Nadelwald; weidenbestandene Wiesengründe ziehen vorbei — da — der erste Nußbaum. Bald wandeln wir durch lichte Haine von Nuß- und Kastanienbäumen; zwischen den Häuschen eines Weilers, unter einem Dach von traubenbehangenen Reben hindurch lassen wir den eisenklirrenden Tritt auf altväterlichem Katzenkopfpflaster ertönen; warm weht's uns entgegen aus dem großen Aostatal; schon werden seine jenseitigen braungetönten Hänge sichtbar. Das Hupen von Autos unterbricht des Baches Rauschen; nochmals Weinbergsmauern, da leuchtet's weiß herauf durch die Baumkronen: die große Straße nach Aosta, die wir bei Liverogne betreten. Ich habe schon wiederholt selbst gesagt, man möge sich vor zu häufigem Gebrauch der Superlative hüten, aber wenn ich die Wanderung durch die Val Grisanche nochmals überdenke und Vergleiche anstelle mit vielen anderen, Berge scheidenden Furchen, die ich besucht, dann weiß ich wirklich nicht, ob mir jemals eine besser gefallen hat. Daran tragen sicher nicht die einzelnen Bilder an sich Schuld, da und dort wird der Bergfreund immer wieder auf ähnlich anmutende, vielleicht sogar auf packendere stoßen. Nicht leicht aber wird man in ein und demselben Tal gewissermaßen die arktische wie die südländische Zone im Zeitraum weniger Stunden durchschreiten wie hier. Nur ein Blasierter kann darüber hinwegsehen, daß er, aus ewigem Eis und Moränenschutt niedersteigend, wo des Steinbrechs Würzelchen fußen, wo das zäh ausharrende Geschlecht der kümmerlichen, aber heldenhaft tapferen Vertreter der sog. Kampfflora im stummen Ringen sich sein bißchen Licht und Sonne zu kurzem Sommerleben erstreitet, im gleichen Tal die schwellende Traube, die köstliche Südlandsfrucht der Kastanie pflücken kann. Ich muß sagen, mir war weh zu Mut, als die Wanderung ihr Ende gefunden hatte, weh im Herzen, wenn auch der Körper bestimmt sich nach Ruhe sehnte, die am Schluß eines ereignisreichen Arbeitstages wohlverdienter Lohn ist.

Die Berge, die ich soeben mit ärmlichem Lobeswort gepriesen, hat ein Berufener „einsame Berge" genannt. Heutzutage, in der Zeit, welche das goldene Wollen und Trachten unserer Altvordern nach Erschließung der Alpen so grauenvoll mißversteht, welche den Konkurrenzkampf in Hütten und Wegen auf ihre Fahne geschrieben hat, welche in der schwülen Krankenluft des Bergbahnfiebers das ersticken will, was der Atem der Höhen zur Gesundung führen sollte: das arme, gequälte Menschensehnen nach unverbildeter Natur, nach wahrer Freiheit, ist das größte Loblied, das einem Bergland gesungen werden kann. Möge noch recht lange, möge immerfort dort dies Lied erklingen, das uns von „seliger Öde auf sonniger Höh'" berichtet, während anderswo sich das Gelichter alpiner Jazzbandhelden ergötzt.

Vom unbekannten Tennengebirge

Von Dr. Heinrich Hackel, Salzburg

Der Turist, der Salzburg besucht, und von der Richterhöhe oder einem anderen Aussichtspunkte seinen Blick schweifen läßt über den herrlichen Kranz von Gebirgen, die sich im Süden auftürmen, wird aus seinem Reiseführer oder einem Panorama erfahren, daß jener mächtige Kalkstock, der rechts gegen die scharf ausgeprägte Lücke des Passes Lueg so jäh abbricht, das Tennengebirge ist. Es liegt Wucht in dieser energischen Linie; im übrigen aber scheint das Gebirge nicht viel zu bieten: eine fast wagrechte Hochfläche, ausgesprochener Plateaucharakter! Gegen die übrigen Prachtgestalten in der Runde tritt es entschieden zurück, das Aschenbrödel unter Salzburgs Bergen.

Und doch heißt es bei den Bauern der Werfener Gegend[1]): „Das Tennengebirge verdient es, mit Samt und Seide überzogen zu werden." Die Begründung dieses seltsamen Ausspruches dürfte freilich selbst wieder recht seltsam sein: das Volk fabelt von ungeheuren Schätzen an Gold und Edelgestein, die das Tennengebirge in seinen zahlreichen, schaurigen Höhlen berge; das ist gleichsam der rote Faden, der sich durch fast alle hier heimischen Sagen zieht, und noch heute gibt es genug Leute aus dem Volke, die mit heimlichem Gruseln auf die Wahrheit dieser Ansicht schwören; wenn man nur den richtigen Zauber wüßte, die Schätze zu heben! Der Geologe lächelt: Euer Suchen wird immer vergeblich sein!

Aber in anderem, weniger materiellem Sinne liegt etwas Wahres in jenem Ausspruch; das Tennengebirge verdient nicht die Zurücksetzung, die es bis vor kurzem im allgemeinen erfahren hat, es birgt kostbare Schätze; freilich liegen sie nicht für jeden offen zutage, sie wollen mühsam gehoben sein.

Geschichte der Ersteigung und Erschließung des Tennengebirges[2])

Sicherlich wurden schon frühzeitig die meisten Erhebungen des Tennengebirges von Hirten und Jägern erstiegen.

In Übereinstimmung mit dem allgemeinen Gang der Entwicklung des Alpinismus wendet sich dann zunächst das wissenschaftliche Interesse unserem Gebirge zu; kein Geringerer als der Weltreisende Alex. v. Humboldt[3]) bestimmte mit dem Salzburger Professor Schiegg die Höhe des Rauchecks mit 7704, des Hochthrons mit 7245 und der „westlichen Spitze des Tennengebirges" (Hochkogel) mit 6664 Pariser Fuß[4]).

Halb wissenschaftliche, halb turistische Antriebe führten den bergbegeisterten Salz-

[1]) Nach persönlicher Mitteilung des Bergführers Herm. Gruber in Werfen.

[2]) Darüber handelt bis zum Jahre 1888 L. Purtscheller in Ed. Richters „Erschließung der Ostalpen" I, S. 309 ff.

[3]) Er hielt sich vor seiner Weltreise Oktober 1797 bis April 1798 zu Studienzwecken in Salzburg auf (Gedenktafel beim „Schanzl").

[4]) S. Vierthaler „Reisen durch Salzburg" (Salzburg 1799), S. 326.

burger Theologieprofessor Peter Carl Thurwieser[1]), einen der ersten Pioniere des Alpinismus, in das Tennengebirge; in den zwanziger und dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts besuchte er wiederholt den Hochpfeiler, dessen Aussicht er ausführlich beschrieb[2]), den Wieselstein, das Raucheck und den Bleikogel.

Auch der Besuch, den Marc. Vinc. Lipold und der Hilfsgeologe Prinzinger im Jahre 1850 dem Wieselstein, Scheiblingkogel, Bleikogel, Fritzerkogel, Hochkarfeldkogel und der Tagweide abstatteten, erfolgte aus wissenschaftlichen Gründen[3]), wie auch noch 1865 Dr. Guido Freih. v. Sommaruga (Wien) das Tennengebirge zu dem Zwecke bereiste, um von dieser terra incognita eine geographische Vorstellung zu gewinnen und die (noch immer im argen liegende) Nomenklatur zu erforschen; sein noch heute lesenswerter Aufsatz „Das Tennengebirge" im Jahrbuch des Österr. Alpenvereins II (1866), S. 126 ff.[4]), enthält in seinem besonderen Teile eine Schilderung von drei Bergfahrten (Bleikogel, Tagweide, Raucheck—Wieselstein) und erweist, daß damals das Tennengebirge auch den Einheimischen, abgesehen von ihrer eigenen nächsten Umgebung, noch völlig unbekannt, ja, ein Gegenstand des Schreckens war.

Diesen Schleier des Unbekannten und Unnahbaren lüftete erst Ludw. Purtscheller[5]), wohl einer der Größten auf dem Gebiete des Alpinismus, der namentlich in den Jahren 1879—82, aber auch späterhin das Tennengebirge wiederholt durchstreifte[6]); noch seine letzte Bergfahrt auf heimatlichem Boden (9. Juli 1899) galt dem Vorderen Fieberhorn[7]). Wiewohl er unleugbar wissenschaftlichen Beweggründen folgt und das nötige geistige Rüstzeug besitzt, überwiegt bei ihm doch der Gesichtspunkt der *touristischen Erschließung*, und durch seine vorzügliche Monographie „Das Tennengebirge" in unserer Zeitschrift 1884, S. 102 ff., in der er die Ergebnisse seiner mühevollen Fahrten zusammenfaßt, hat er das Gebiet als erster, zugleich aber auch schon nahezu erschöpfend erschlossen, zum mindesten in literarischer Beziehung. Diese Monographie bildet bis auf den heutigen Tag die Grundlage unserer Kenntnis des Tennengebirges und die ihr beigegebene Kartenskizze, in der die Gebirgskämme freilich durch bloße Striche angedeutet sind, war durch vier Jahrzehnte das Beste, Übersichtlichste und (namentlich auch in bezug auf die Nomenklatur) Zuverlässigste, was an Kartenmaterial vorlag.

Aber eine nachhaltige praktische Wirkung in dem Sinne, daß Vorliebe für das Tennengebirge in weitere Kreise getragen und daß es infolgedessen häufiger besucht worden wäre, vermochte auch diese gründliche Arbeit des Meisters nicht auszuüben: es blieb nach wie vor ziemlich unbeachtet, ein Reservatgebiet für die Jagd. Das war begreiflich; denn das Gebirge schien eben bei oberflächlicher Betrachtung öde und eintönig, die Zugänge waren zu unbequem und rauh, es bot, abgesehen von einigen elenden Almhütten[8]) keine Stützpunkte für die meist ungemein weiten und beschwerlichen Turen, die die Mühe nicht zu lohnen schienen. Bis alpine Feinschmecker darauf kamen, daß auch im Tennengebirge etwas „ganz Exquisites" zu holen sei, und nun wurden Gipfel wie Hochthron und Vorderes Fieberhorn förmliche Modeberge. Zwar

[1]) Geboren zu Kramsach in Tirol, Professor der Theologie in Salzburg seit 1820, gestorben daselbst 1865.

[2]) Dr. J. A. Schöpf „P. C. Thurwieser" (Salzburg 1871), S. 46 f.

[3]) Lipold berichtet darüber im Jahrb. der k. u. k. geolog. Reichsanstalt II, S. 79 ff.

[4]) Auf dem farbigen Bild sind die Gipfel teilweise falsch bezeichnet.

[5]) Geboren 1849 in Innsbruck, Turnlehrer in Salzburg seit 1874, gestorben in Bern am 3. März 1900.

[6]) Siehe Richter, „Erschließung" I, S. 311.

[7]) Hans Gruber in der Deutschen Alpenzeitung II, S. 107.

[8]) Sommaruga (a. a. O. S. 156) klagt darüber; die etwas besser gebaute Vorder-Pitschenbergalm erscheint ihm schon als „ein wahrer Palast im Vergleich zu den erbärmlichen Steinhaufen (der übrigen Almen), daß man fast vergessen könnte, sie liege im Tennengebirge".

hatten schon 1887 H. Heß und C. Diener (Wien) den Hochthron über den Südgrat bestiegen, aber ihre Blütezeit in der Gunst der Kletterer erlebten diese Berge doch erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts; es sind Namen von gutem Klang, die wir da finden, fast durchwegs aus der damals blühenden Wiener Schule: Biendl. Am. Hacker, Maischberger, Pfannl, A. v. Radio-Radiis; und wenn diese Berge auch nicht in ein so dichtmaschiges Netz von Hauptanstiegen, Varianten und Variantchen eingesponnen wurden wie etwa Rax oder Totenkirchl, so tobte sich doch auch an ihnen jugendliche Kletterlust und sportlicher Ehrgeiz weidlich aus.

Doch nur verhältnismäßig kurze Zeit standen sie im Vordergrunde des sportlichen Interesses, dann wendete sich die Gunst wieder anderen Modebergen zu. Fast nur die Bergsteiger der nahen Stadt Salzburg bewahrten der spröden Geliebten die Treue und versuchten sich an neuen „Problemen", deren es sogar heute noch gar manche gibt: Frz. Barth, Hans Feichtner, Leop. Hahn, V. Raitmayr, Fritz Rigele, Kasp. Wieder, Jos. Zwick, um nur einige zu nennen, machten mehrere bedeutende Erstlingstouren In neuerer Zeit sind es namentlich die jungen „Bergler", die sich das Tennengebirge auserkoren haben, und Ant. Hillinger, Sepp Lanz u. a. sind schon mehrere, sehr schwierige Erstersteigungen gelungen. Im allgemeinen ist diese Liebe der Salzburger zu ihrem Tennengebirge nicht ganz frei von einer gewissen Eifersucht; sie machen nicht viel Aufhebens von ihren Erfolgen bei der Geliebten, denn sie wollen sie nicht öffentlich ausbieten ...

So blieb die Zahl derer, die für die Reize des Tennengebirges empfänglich waren, verhältnismäßig gering; auch die Erbauung der Werfener Hütte des Österr. Touristenklubs am Fuße des Hochthrons änderte daran nichts, denn sie war eigentlich nur für die beiden schwierigen Berge, Hochthron und Fieberhorn, bestimmt; und die gleichfalls vom Österr. Touristenklub angelegte Markierung von der Grießscharte über das Rauheck nach Pitschenberg verblaßte und kam fast in Vergessenheit. Eine Zeitlang entwickelte in Abtenau eine kleine Alpenvereinssektion durch Wegbezeichnungen im östlichen Teile des Tennengebirges eine verdienstvolle Tätigkeit, aber in der Kriegszeit löste sie sich auf.

Große Gefahr drohte dem touristischen Besuch des Tennengebirges in der Zeit vor dem Weltkrieg: es sollte ihm dasselbe Schicksal bereitet werden wie dem benachbarten Blühnbachgebiet, es sollte nämlich als künftige Jagddomäne eines damals allgewaltigen hohen Herrn für den Touristenverkehr gänzlich gesperrt werden. In dem heftigen Kampfe für die Rechte der Touristik gegen Willkür und Übermacht der Jagdanhänger stand damals die Sektion Salzburg im Vordertreffen; und als sie erfuhr, daß die Söldenhütte auf der Mitterbergalm bei Werfenweng käuflich sei, nahm sie sofort die Gelegenheit wahr, diese zu erwerben und zu einer Schutzhütte auszugestalten, um so der Touristik wenigstens das Zu- und Durchgangsrecht zu sichern. Die Hütte wurde am 29. Juni 1913 eröffnet; genau ein Jahr später wurde die Mordtat von Serajewo die Veranlassung zum Weltkrieg und der durch diesen hervorgerufene Umschwung aller Verhältnisse brachte der Touristik als eine der wenigen günstigen Folgen die Befreiung von den einstigen Fesseln und Hemmnissen.

Seitdem so ein günstiger Stützpunkt geschaffen war, wurde das Tennengebirge häufiger besucht, zumal da man erkannte, daß es auch für die mächtig erstarkende Winterturistik ein ausgezeichnetes Betätigungsgebiet sei. Nicht nur die Zugänge zur Söldenhütte und die Anstiege auf die nahen lohnenden Aussichtsberge wurden von der Sektion Salzburg bezeichnet, sondern es wurden auch über die weite, wüste Hochfläche des Tennengebirges sich kreuzende Wegzüge gelegt; die Ortsgruppe Salzburg der „Naturfreunde" bezeichnete zwei Nordanstiege (Nesselberg und Schwer), der Österr. Touristenklub stellte die wichtige Markierung, die entlang dem Westrand des Gebirges führt, wieder her.

In neuester Zeit entstanden sogar neue Schutzhütten: der „Edelweißklub Salzburg", der seit je zu den treuesten Verehrern des Tennengebirges gehörte, erbaute eine Hütte auf dem Streitmandl; die aus einer Jugendgruppe der Alpenvereinssektion Salzburg hervorgegangenen „Bergler" errichteten eine Hütte unterhalb der Kastenspitze; der „Verein für Höhlenkunde in Salzburg" stellte neben seine alte, bescheidene Forscherhütte auf dem Achselkopf ein ansehnliches Schutzhaus, das nicht nur für den Besuch der Eisriesenwelt-Höhle in Betracht kommt; die „Naturfreunde" stehen im Begriffe, die Nesselbergalm als Schutzhütte auszugestalten, und kürzlich hat die Sektion Laufen unseres Vereins das Arbeitsgebiet der einstigen Sektion Abtenau übernommen und geht voll Eifer daran, die verwahrlosten Wegbezeichnungen zu erneuern und auf der Tennalm eine unbewirtschaftete Schutzhütte zu errichten, die ein wichtiger Stützpunkt für Bergturen im östlichen Tennengebirge zu werden verspricht.

Damit mag das Tennengebirge als erschlossen gelten; aber von einer „Übererschließung" kann, zumal, da die Edelweiß- und Berglerhütte eigentlich nur Klubhütten sind, nicht die Rede sein. Dazu wird es auch kaum jemals kommen, denn für einen Massenbesuch ist das Gebiet zu rauh und unwirtlich und bietet auch zu wenig „Attraktionen" nach dem Geschmack der großen Menge.

Welch geringe Beachtung das Tennengebirge im allgemeinen fand, zeigt sich auch auf dem Gebiete des Schrifttums und Kartenwesens. Außer den früher erwähnten grundlegenden Arbeiten und etlichen in alpinen Zeitschriften verstreuten Einzelnbeschreibungen oder touristischen Notizen gibt es meines Wissens nur zwei allgemeinere Darstellungen: den guten Aufsatz von Al. Leithner „Bergfahrten im Tennengebirge" im „Naturfreund" 1914 und die Broschüre „Erinnerungen an das Tennengebirge" (von Dr. R. Eisendle, 1923), in der mit einer wirklichkeitsgetreuen Naturschilderung eine novellenartige Erzählung als Dichtung verbunden ist.

Sehr übel war es bisher mit den Karten bestellt; es stand nur die österreichische Spezialkarte 1 : 75 000 zur Verfügung, die sowohl in der Zeichnung als auch in der Namengebung eine Reihe böser Unrichtigkeiten enthielt und dabei so unklar und unpraktisch war, daß die schon erwähnte Kartenskizze Purtschellers fast vorzuziehen war.

Dies ist nun völlig anders geworden, seitdem das österreichische Bundesvermessungsamt sich der schweren Aufgabe unterzogen hat, eine neue Karte des Tennengebirges aufnehmen zu lassen und in dem für die Turistik günstigsten Maßstab 1 : 25 000 herauszugeben; es hat damit ein Meisterwerk moderner Kartographie geschaffen, das in der Geländedarstellung mustergültig genannt zu werden verdient, aber auch geeignet ist, in die noch immer unsichere Nomenklatur, soweit als möglich, Ordnung zu bringen.

Durch das Erscheinen dieser vorzüglichen Karte wurde mit einem Schlag das Tennengebirge in den Vordergrund des Interesses gerückt. Ihr Erscheinen gab nicht nur dem Verlag Artaria in Wien Veranlassung, mich mit der Abfassung eines Spezialführers durch das Tennengebirge zu betrauen, sondern war auch der Grund, weshalb an mich die ehrenvolle Aufforderung erging, auch an dieser Stelle einiges über das Tennengebirge zu erzählen. Wieso gerade ich zu diesem Auftrage kam?

Auch mich zog zunächst das Tennengebirge am allerwenigsten an. Als aber unsere Sektion die Söldenhütte erbaute, wurde ich ihr Hüttenwart und bin es seither geblieben. Mühe und Plage, Ärger und Sorge hat sie mir und meiner Frau mehr als genug verursacht und trotzdem möchten wir das Kapitel „Söldenhütte" aus unserem Lebensbuch nicht streichen. Schön war vor allem die erste Zeit nach Erbauung der Hütte: da gab es noch soviel zu verbessern, zu verschönern und nachzuschaffen und wie in einem jungen Haushalt war jedes Stück eine neue Bereicherung, auf die man stolz war. Aber nicht nur in der Hütte gab es viel Arbeit, es galt, auch die Zugänge von den verschiedenen Talorten aus zu erkunden und zu bezeichnen; das war eine leid-

und mühevolle Sache, denn immer wieder wurden unsere Wegtafeln herabgeschlagen und die Marken an den wichtigsten Punkten abgekratzt und überschmiert, bis sich die einheimische Bevölkerung einigermaßen an die Neuerung gewöhnt hatte. Ferner aber mußten auch die von der Hütte aus erreichbaren lohnenden Gipfel zugänglich gemacht und Übergänge über die ungeheure, wüste Hochfläche bezeichnet werden; so wurde unsere Söldenhütte der Mittelpunkt eines weiten Markierungsnetzes, das sich immer mehr ausdehnte und von anderen Seiten Anschlüsse fand.

Auf diesen zahlreichen Erkundungs- und Markierungsfahrten lernten meine Frau und ich einen großen Teil des Gebietes gründlich kennen und wir sahen mit Staunen, welch ungeahnte landschaftlichen Schönheiten dieses so wenig bekannte Gebirge enthält. Als nun einmal das Interesse geweckt war, machten wir auch andere Turen, die nicht mit den Pflichten des Hüttenwarts und der Hüttenmutter in Zusammenhang standen; insbesondere als ich es übernommen hatte, den Spezialführer zu verfassen, mußte ich ja die Teile des Gebirges, die ich noch nicht kannte, begehen. Dieser Zwang war oft lästig, zumal in dem gründlich verregneten Sommer 1924, aber er bewirkte, daß ich das Tennengebirge noch genauer kennen und dadurch erst recht lieben lernte; und so ist es mir das geworden, wofür O. E. Meyer den schönen Ausdruck „meine Bergheimat" geschaffen hat.

Von dieser meiner Bergheimat will ich nun dem, der es gerne hört, einiges erzählen.

Pitschenberg—Tirolerkopf—Rauheck

Für mich und meine Frau eigentlich die erste nähere Bekanntschaft mit dem Tennengebirge; es ist schon lange her. Peter- und Paul-Feiertag und Sonntag trafen hintereinander, 2 Tage frei! Unser damaliger Klettermeister und Begleiter auf manch großartiger Bergfahrt, Herr v. M., hatte zwar die Watzmannostwand vorgeschlagen; weil wir aber zu Beginn des Sommers doch noch zu wenig „eingegangen" waren, sollte zunächst eine Klettertur auf den Tirolerkopf und das Fieberhorn zur Einübung dienen; Herr D., der erstere Tur schon kannte, hielt auch mit.

Wir fuhren also mit dem Morgenzuge nach Sulzau und wanderten auf der Landstraße gegen den Paß Lueg zurück bis zum damaligen Wirtshaus Stegenwald, der Heimat des Vaterlandsverteidigers von 1809, J. Struber, dessen Denkmal im Paß Lueg steht. Eine kleine grüne Talweitung hat hier zur Ansiedelung verlockt; aber die himmelhohen Wände des Tennen- und des Hagengebirges umstehen die schäumende Salzach so eng, daß viele Monate die Sonne nicht in die Talsohle herabblickt: „Beim Wirt in Stegenwald ist's ¾ Jahr Winter und ¼ Jahr kalt." Hier zweigt der damals neu hergerichtete Viehtriebweg zur Pitschenbergalm ab; wer ihn wie wir zeitig vormittags begeht, hat die Annehmlichkeit, im kühlen Schatten ansteigen zu können. Zwischen der mit steilen Platten abstürzenden Kastenspitze und dem Bäreck zieht sich der Schartengraben herab; er ist in seinem unteren Teil mit herrlichem Wald bestanden; besonders hübsch ist eine Stelle, wo man über eine steile Rippe ansteigt: rechts und links sind tiefe Schluchten eingerissen, in denen schöne Wasserfälle ihr kristallklares Wasser in runde Becken ergießen, köstliche Badeplätze! Darüber wölben malerisch geformte Kiefern ihre breiten Kronen. Großartig ist dieser Weg namentlich im Abstieg; da füllt der Hochkönig mit seinem leuchtenden Firnmantel den schmalen Ausschnitt des Schartgrabens sehr wirkungsvoll aus. Nachdem man die etwas rechts abseits gelegene Grünwaldalm berührt hat, zweigt man wieder in den oberen Teil des Grabens ein, der hier zu einem geröllerfüllten, schmalen Kar wird und sich in der äußerst steilen Ofenrinne geradlinig zum Rand der Hochfläche hinaufzieht. Unser Weg aber biegt rechts ab und erreicht über die „Steinerne Stiege", einen steilen Riß, der durch eingeklemmte Holzprügel auch für das Vieh gangbar gemacht ist, an anderer

Lichtbild von Dr. Kuhfahl

Bruckmann aut. et impr.

Grivola vom Gran Paradiso

Stelle den Plateaurand. Herrlich ist der Rückblick nach Norden in das grüne Alpenvorland, großartig aber der Blick, der sich vor uns auftut, auf die Prachtgestalt des Tirolerkopfes, der sich hier von der Schmalseite als turmartiges Horn zeigt, mit dem ihm vorgelagerten, einer vielzackigen Krone gleichenden Bäreck; unser nächstes Ziel stellte sich gleich höchst eindrucksvoll dar! Die rundlichen Kalkbuckel sind mit dichten Latschen bestanden und die scharfen Karrenbildungen überwuchert mit Pflanzen von einer Üppigkeit und Farbenpracht, welche die kahle Öde der eigentlichen Hochfläche noch nicht im entferntesten ahnen lassen. So zieht sich der Weg am Fuße der plattigen Flanke des Wieselsteins in hohlen Gassen fast eben hin zur Vorderen Pitschenbergalm, 1718 *m* (3½ St.).

Zwischen Wieselstein und Tirolerkopf ist hier eine ansehnliche grüne Mulde eingetieft, deren Grund ein kleiner See bedeckt; dieser verleiht dem in seiner Linienführung etwas öden Bilde einen eigenartigen, schwermütigen Reiz. Der See wimmelt von Molchen und anderem Getier, aber dort, wo die ihn speisende eiskalte Quelle ausmündet, ist in den Grund ein Holztrog eingelassen, der mit klarem Wasser gefüllt ist. Mit diesem löschten wir in langen Zügen unseren Durst. An der Almhütte, die längere Zeit als Jagdhütte diente und daher besser gebaut und eingerichtet ist als die meisten Almhütten auf dem Tennengebirge, lasen wir die Aufschrift: „Weidmannsheil", was damals noch keineswegs als turistenfreundlicher Gruß galt; aber der alte Senner war ein gemütlicher Mensch, der sogar den bedächtigen Ausspruch tat: er könne es niemandem verdenken, wenn es ihn in die Berge ziehe, nachdem er eine Woche in der Stadt habe sitzen müssen. Turistenfreundlich, wie er also war, setzte er uns eine ausgezeichnete kellerfrische Milch vor, ließ sie sich übrigens auch ausgezeichnet zahlen. Aber diese unvorsichtige Mischung von kaltem Wasser und Milch mußten wir später bei unserer Kletterei durch schwere Magenverstimmung büßen. Als wir die Alm verließen, sahen wir an der Hütte eine stark verwaschene Aufschrift; vor Jahren waren zwei Einheimische auf dem Tennengebirge spurlos verschwunden; da war noch ein Preis ausgeschrieben für den, der von den Verschollenen Kunde brächte. Den Preis hat sich niemand verdient; trotz wiederholt veranstalteter Suchen wurden sie nicht gefunden. Der Fall stand leider nicht vereinzelt da; nahezu alle Jahre ereigneten sich früher solche bedauerlichen Unglücksfälle. Seitdem aber ein Markierungsnetz über das ganze Gebirge gelegt ist, haben sie aufgehört, obwohl es nicht an Stimmen gefehlt hatte, die gerade die Anlage von Markierungen im weglosen Ödland als eine nicht zu entschuldigende Gewissenlosigkeit bezeichneten. Nachdenklich geworden, begannen wir gegen Mittag unsere Kletterei.

Wir brauchten von der Hütte nur wenige Schritte schräg rechts zu tun, um schon in die Felsen zu kommen. Unter einem ausgebauchten Wandgürtel führt über ein auffälliges grünes Band ein, wie es schien, viel begangener Gemswechsel; die sehr zahlreiche Losung ließ darauf schließen, daß die geräumigen Höhlen unter dem Felsenwulst den Gemsen willkommenen Unterstand gewährten; und richtig! Kaum waren wir an den Anfang des Bandes gelangt, da sprangen etliche Gemsen ganz nahe vor uns auf und in wilder Jagd die Felsabsätze hinab. Das war noch zu jener Zeit, da man im Tennengebirge viele Gemsen sehen konnte; seither hat die Gemsräude so schrecklich unter ihnen gehaust, daß von den einstigen 2000 Stück kaum mehr als 20 übrigblieben. Erst in neuester Zeit hat sich der Wildstand wieder vermehrt und zwar sind es, wie die Jäger mit Befriedigung feststellen, durchwegs „starke Stücke", die diesen grausamen Eingriff der Natur überdauert und sich nun wieder vermehrt haben; so hat die Natur eine schonungslose, aber gesunde Zuchtwahl getrieben. Über die brüchige Bergflanke, die wegen Steinschlaggefahr große Vorsicht erheischte, erreichten wir den sehr luftigen Bäreckgrat, an dem übrigens nur die Brüchigkeit des Gesteins eine Schwierigkeit bildete, oder zum mindesten eine Verzögerung verursachte. Die

Kletterei hoch droben über dem grünen Salzachtal wäre ja herrlich gewesen, wenn — ach, dieses wenn! — wenn es nicht so fürchterlich heiß gewesen wäre und die Rucksäcke nicht so grausam gedrückt hätten. Es ging viel langsamer vorwärts, als wir gedacht hatten und als uns lieb war; denn noch stand uns ein gar weiter Weg bevor, so daß wir schon ein Freilager in den Bereich der Möglichkeit zogen, aber ohne Mißbehagen: das Wetter war ja so warm!

Vom schmalen Gipfel des Bäreck, 2069 *m*, stiegen wir, ohne uns aufzuhalten, über den auf und ab geschwungenen Grat, über Rasenpölster und lockeres Gestein zu einer leider ziemlich tiefen Scharte, über der sich der Tirolerkopf als gewaltiger Turm scheinbar ziemlich abweisend erhebt. In glühender Nachmittagshitze keuchten wir über steilen Rasen zur Wand empor, ah, Schatten! eine Schnaufpause! Die Kühlung wirkte wie ein erfrischendes Bad! Da wir nunmehr auf festen Fels kommen sollten, so legten wir die Kletterschuhe an. Freilich, die Aussicht, die schweren Nagler noch als weitere „Zuwage" schleppen zu müssen, war zwar nicht verlockend, aber wiederum bestätigte sich uns die Erfahrung, daß man bei einer herzhaften Kletterei einen schwereren Rucksack weniger spürt als einen leichteren auf einem „Schinder". Nun begann ein lustiges Klettern mit guten Tritten und Griffen, die von fern so bös aussehende Wand erwies sich als nur mittelschwer, so daß wir jetzt rasch vorwärtskamen. Durch eine kurze Querung auf der der Pitschenbergalm zugekehrten Seite erreichten wir wieder den Grat und über ihn den Nord- und weiter den Hauptgipfel des Tirolerkopfs, 2323 *m*. Es war 4 Uhr geworden, aber wir mußten uns eine Rast vergönnen! Die Aussicht, die wir teilweise schon während der luftigen Gratkletterei genießen konnten, vereinigt merkwürdige Gegensätze: rechts stürzt der Berg im Verein mit seinen Nachbarn, Bäreck und Hochkogel, in ungeheuren Platten an die 1800 *m* tief in das Salzachtal ab; links aber breitet sich nahe unter seinem Gipfel die ungeheure Wüste der Tennengebirgshochfläche mit ihren welligen Höhenzügen und Mulden aus; rechts das tiefe Grün der Wälder und das leuchtende Smaragd der Wiesen, links nichts als das lichte Grau des Kalkes und das blendende Weiß des Schnees in den zahllosen Gruben, das Ganze flimmernd im Sonnenglanze. Sehr schön steht im Süden der gewaltige Stock des Hochkönigs mit dem „Ewigen Schnee" der Übergossenen Alm und die stolze Turmreihe der Mandlwand. Der weite Blick hinaus ins nördliche Alpenvorland blieb uns leider großenteils versagt, denn das vielfach gewundene Band der vom Schmelzwasser getrübten Salzach verlor sich bald in dickem, grauem Dunst.

Die schwerste Kletterstelle kam aber erst jetzt: zwischen dem Haupt- und dem südlichen Vorgipfel wird der Grat zu einer ganz schmalen, 5 *m* langen Schneide, die nach beiden Seiten in jähen Platten abbricht. Meist wird sie reitend bezwungen; wir hangelten hinüber, über dem Sulzauer Abgrunde schwebend, wobei auch die Füße ab und zu an kleinen Einkerbungen der Platte Halt fanden. Damit war unsere Kletterei beendet, die Nagler wurden hervorgeholt, das Seil eingerollt und nun begann eine mehrstündige Wanderung über die Hochfläche zu dem noch weit entlegenen Raucheck. Bald trafen wir auf die Markierung, die von Pitschenberg unterhalb des Tirolerkopfes und des Hochkogels zum Raucheck führt; damals war sie sehr verblaßt und streckenweise noch unter dem Schnee des Frühsommers verborgen, so daß es nicht leicht war, ihr zu folgen. Um Höhenverluste möglichst zu vermeiden, läßt sie zwar fast alle Kuppen am Südwestrand des Gebirges beiseite liegen, aber trotzdem wirkt das unaufhörliche Auf und Ab über kurzen Rasen, Schneefelder, Geröll und plattiges Gestein ermüdend, zumal wenn man schon eine tüchtige Leistung hinter sich hat. Freilich gewinnt man dabei eine sehr lehrreiche Vorstellung von der rauhen, öden Beschaffenheit der westlichen Hälfte der Hochfläche, aus der sich der massige Hochpfeiler erhebt, und ab und zu tun sich auch durch Scharten überraschende Tiefblicke ins Salzachtal, auf Werfen mit seiner stolzen Feste auf. Schließlich nur mehr mechanisch

weitertrottend, gelangten wir auf die mit einem Vermessungszeichen versehene Rasenkuppe des Rauheck, des höchsten Gipfels im Tennengebirge, 2431 *m*; es war ½8 Uhr und wir durften keinen Augenblick verlieren, wenn wir noch vor Einbruch der Nacht die Werfener Hütte (denn die Edelweißhütte stand damals noch nicht) erreichen wollten. Noch etwas anderes spornte uns zur Eile an: die Sonne war hinter einer dicken Dunstschicht verschwunden, die von Westen her immer höher am Himmel emporstieg: ein Gewitter war im Anzug! Also ohne Aufenthalt weiter!

Zunächst ging es wieder bergab, bergauf, durch Mulden und über Kuppen. Um die erweichten langen Schneefelder zu vermeiden, mußte zu guter Letzt der Hiefler, 2380 *m* noch überschritten, statt bloß gequert werden. Endlich standen wir in der Mulde, aus der sich das von dieser Seite sehr zahme Hintere Fieberhorn mit einem steilen Rasenkamm erhebt. Rechts von ihm geht es durch die Grießscharte über Mordeck nach Werfen hinab, links aber ist zwischen ihm und dem gewaltigen Hochthron das Hochthrontal eingeschnitten, durch das wir zur Werfener Hütte absteigen sollten. Es dunkelte schon, als wir hier anlangten; finster drohend stand die Nordwestwand des Hochthrons vor uns. Im Westen wetterleuchtete es. Von der Plateaukante hing eine große Schneewächte ins steile Hochthrontal hinein; ihre Umgehung rechts über plattige Felsen kostete wiederum Zeit. Die Dunkelheit nahm unheimlich rasch zu; also mit möglichster Eile hinab über äußerst steile Schneezungen und Geröllfelder! Denn wir wußten: das Schwerste stand uns noch bevor, die Hochthronplatte! Immer häufiger blitzte es: nur vorwärts! hinab! Wiederholt bin ich späterhin durch das Hochthrontal an- oder abgestiegen und immer hat es mir, namentlich in letzterer Richtung, einen tiefen Eindruck gemacht; dieses erste Mal aber war der Eindruck geradezu dämonisch: Szene aus dem Tartarus! Himmelhohe Plattenfluchten links und rechts; da reckt sich, aus dem blitzerhellten Westhimmel schwarz herausgeschnitten, plötzlich eine Riesenfaust empor, um sofort wieder im Wolkendunkel zu verschwinden; ist's Wirklichkeit? war es Täuschung? Wieder ein blendendes Aufleuchten im Westen: nein, da steht sie wieder und droht den Wurm zu zerschmettern, der sich ihr zu nahen wagt: das Vordere Fieberhorn, fast unglaubwürdig in der Kühnheit seiner gespenstischen Erscheinung! Da ein neues Schrecknis: die Talsohle versinkt plötzlich vor unserem Fuß ins Bodenlose! Wir stehen am Rande der einst berüchtigten Hochthronplatte, mit der unser Tal nahezu lotrecht abbricht. Ihretwegen hatte noch Purtscheller in seiner Monographie (Zeitschr. 1884, S. 122) das Hochthrontal als unpassierbar bezeichnet; dann war zu Jagdzwecken ein sogenannter Zapfensteig durch die Plattenwand angelegt worden, aber mit so weit voneinander entfernten Eisenstiften, daß es nicht leicht war, von dem einen aus den anderen zu erreichen; neuerdings hat der Österr. Touristenklub als Besitzer der Werfener Hütte den Weg (mit der sehr berechtigten Beifügung „nur für Geübte") bezeichnen und die Hochthronplatte durch zahlreiche dazwischen eingeschlagene Eisenbolzen und Handhaben ausgiebig versichern lassen; aber eine gehörige Schwindelprobe bleibt er auch jetzt noch, insbesondere im Abstieg; damals aber gab es noch nicht diese „Übererschließung". Es war schon so finster geworden, daß man kaum den nächsten Stift sehen konnte, und die immer häufiger werdenden Blitze blendeten mehr, als daß sie uns den Weg gezeigt hätten. Seil heraus! Es war verwickelt; den Knoten zu lösen, kostete wieder Minuten; immer näher rollte der Donner. Unseren sonst so kaltblütigen Führer machte offenbar das nahende Gewitter nervös; so aufgeregt hatten wir ihn nie gesehen und unwillkürlich übertrug sich seine Erregung auch auf uns. „Hinunter!" schrie er Herrn D. zu; er verschwand im Dunkel; aber das Seil rückte kaum weiter; „was ist denn? vorwärts! vorwärts!" Und während des Donnergrollens entspann sich ein auch für uns Zuhörer keineswegs angenehmes Streitduett. Das Seil reichte nicht ganz; D. muß sich losbinden und die letzten, gerade ziemlich heiklen Schritte ohne Seilsicherung tun. Meine Frau folgt

nach; D. muß die bösen Schritte noch einmal zurückmachen, um ihr nach Möglichkeit etwas behilflich zu sein, denn auf langwierige Seilmanöver können wir uns nicht mehr einlassen. Dann komme ich, schließlich Herr v. M. an die Reihe, der sich, so gut es eben geht, durch Selbstsicherung an den spärlichen Eisenstiften zu helfen sucht. Wohl ½ Stunde hatte uns die Hochthronplatte gekostet; sie war uns lang genug geworden! Aber zu einem Gefühl freudiger Erleichterung kam es nicht: schon springt der Gewitterwind auf! Vorwärts! Doch nein, wir müssen noch Wasser mitnehmen, die Werfener Hütte hat ja kein Wasser! Im Winkel unter der Hochthronplatte klatscht Tropfwasser. Keiner von uns hatte eine Laterne mitgenommen; wie gewöhnlich hatte sich einer auf den anderen verlassen. Viele Zündhölzchen müssen ihr kurzes Leben lassen, bis wir unsere Feldflaschen richtig unter die ergiebigsten Rinnsale gestellt hatten; quälend langsam füllen sie sich; inzwischen suchen wir auch noch mit den Händen von dem köstlichen Naß zu erhaschen, was möglich ist, um den völlig ausgetrockneten Gaumen zu netzen.

Das Gewitter ist da! Die ersten Tropfen fallen. Wie von allen bösen Geistern gehetzt, laufen wir in der nur mehr von den Blitzen erhellten Finsternis auf dem schmalen Steig weiter, rechts dicht neben uns der Abgrund; Latschenzweige schlagen uns schmerzhaft ins Gesicht; macht nichts, nur weiter, weiter! Atemlos langen wir nach 10 Uhr bei der Werfener Hütte an.

Das erste Gewitter ging noch glimpflich vorüber; aber es war nur der Vorbote eines viel ärgeren, das bald darauf folgte. Nach einigen heftigen Windstößen und mehreren scharfen Donnerschlägen begann es mit solcher Heftigkeit zu hageln, daß wir uns im Schlafraum unter dem Dach auch nicht durch lautestes Schreien verständlich machen konnten: ein ohrenbetäubendes Getöse, ein Knattern und Dröhnen wie unausgesetztes Trommelfeuer. Das dauerte mit unverminderter Heftigkeit ¼ Stunde an; darauf war es draußen weiß wie im Winter, und während wir es früher im Dachraum vor Hitze kaum ausgehalten hatten, war es jetzt kalt, daß man den Hauch sah. Dann goß es wie aus Kannen wohl eine Stunde lang und auch später kam in dieser unruhigen Nacht ein Gewitter nach dem anderen, so daß wir trotz unserer Ermüdung keinen Schlaf finden konnten. Wenn uns dieses Unwetter bei einem Freilager auf der Hochfläche ereilt hätte! Oder wenn wir jetzt in der Watzmann-Ostwand hingen!

Ein trüber Morgen, Nebel, zeitweise schwacher Regen. Einmal wurde das Fieberhorn sichtbar, völlig überzuckert, wie eine zierliche Figur aus Tragant. Abgeschlagen!

Vorderes Fieberhorn (2157 *m*)

Aber es sollte doch noch dran glauben müssen! Es war noch nicht ein Jahr vergangen, da löste Herr v. M. sein Versprechen ein, uns auf das Fieberhorn zu führen. Wir fuhren mit dem späten Abendzuge nach Werfen und stiegen durch die Nacht zur Werfener Hütte an; die Wetteraussichten waren wiederum nicht die günstigsten: die Luft war schwül zum Ersticken, der Himmel ziemlich bewölkt, aber doch grüßte mancher Stern herab. M. war ein Feind des schwankenden Laternenlichtes und ging, solange es nur irgendwie möglich war, ohne Laterne; mit ungewöhnlichem Ortssinn und scharfem Auge begabt, fand er auch im finstern Wald den Weg. So ging er auch diesmal auf dem abkürzenden Fußsteig nach M o r d e c k uns voran und wir folgten seinem weißen Hemd, das auch in der Finsternis einen schwachen Schimmer gab, nach. Auf der herrlichen Bergwiese von Mordeck, auf die Hochthron und Fieberhörner so großartig herabschauen, tanzten zahllose Glühwürmchen ihren Sinne betörenden Irrlichterreigen und unsichtbare Blüten hauchten berauschenden Honigduft aus. Verstohlen wie Einbrecher mit schlechtem Gewissen drückten wir uns an dem Forsthaus[1]) vorbei,

[1]) Jetzt in ein Berggasthaus umgewandelt.

das dunkel und schweigend vor uns lag, so unhörbar, daß nicht einmal der Hund anschlug, und tappten nach dem plätschernden Brunnen, um unseren Durst zu stillen. Dann zwischen den Zäunen weiter und wieder durch dunklen Wald hinan zu einer sumpfigen kleinen Lichtung, in die eine Quelle mündet. Das ist der gewöhnliche Rastplatz, hier pflegt man sich die Feldflasche zu füllen; denn hier ist das letzte Wasser. Jetzt erst wurde die Laterne angezündet und bei ihrem traulichen Schein hielten wir unter hochstämmigen Fichten einen stimmungsvollen mitternächtlichen Imbiß. Bald hinter diesem idyllischen Plätzchen tritt man aus dem Walde und steigt, sich links haltend, über den Rasenhang der Elmaualm, die rechts unten liegen bleibt, dann durch Latschengassen, bei denen es galt, in der Finsternis den richtigen Einstieg zu finden, lange an; ein auch unter gewöhnlichen Verhältnissen ermüdender „Schinder". Heute kam noch hinzu, daß die Zwischenräume zwischen den Latschen mit faulem Schnee erfüllt waren, der den Fuß in ungeahnte Löcher durchtreten ließ. Es war nur recht und billig, daß einer dem anderen das Ehrenamt des Vorstapfens ohne sonderliches Sträuben einräumte. Stark „ausgepumpt" kamen wir um ½2 Uhr zur Werfener Hütte, deren Lage unser Führer mit fabelhafter Sicherheit traf, obwohl wir ihrer erst ansichtig wurden, als wir nur mehr wenige Schritte von ihr entfernt waren.

Wir zogen uns sofort in den Schlafraum unter dem Dach zurück und suchten beim Schein eines in einem Flaschenhals steckenden Kerzenstümpfchens uns ein erträgliches Lager zu bereiten. Das war nicht so einfach; denn abgesehen davon, daß man wegen der Kürze der Pritschen entweder zusammengeklappt wie ein Taschenmesser oder verdreht wie ein Fragezeichen liegen mußte, hatten die Matratzen tiefe Gruben und waren durch eingedrungene Nässe halb verfault, die Decken aber waren teilweise von Mäusen zernagt, zerrissen und so staubig, daß man sie nicht gern anrührte; alles lag wirr durcheinander. Die Werfener Hütte teilte eben von jeher das traurige Schicksal der unbewirtschafteten Hütten: Einbrechern preisgegeben, die sogar einmal in sinnlosem Übermut alles kurz und klein schlugen, aber auch von Touristen wie herrenloses Gut behandelt, war sie trotz allen Opfern an Geld und Mühe, welche die Sektion Werfen des Österr. Touristenklubs für sie brachte, doch immer wie ein Augiasstall; sooft wir in ihr weilten, brachten wir sie, soweit es überhaupt möglich war, in tadellose Ordnung und immer, wenn wir wieder hinaufkamen, fanden wir sie in demselben Zustand völliger Verwahrlosung wie früher. Nun ist die Hütte in den Betrieb der Sektion „Wiener Straßenbahn" des Österr. Touristenklubs übergegangen, welche sie umgestalten und bewirtschaften lassen will, wobei freilich der Mangel an Wasser ein empfindliches Hindernis sein wird. Der Fall ist typisch: gebieterisch ertönt jetzt der Ruf nach unbewirtschafteten Hütten, ja, nach „Abbau" der bisherigen Bewirtschaftung; theoretisch sehr schön und jeder richtige Bergsteiger wird sich zu diesem Ideal bekennen; aber praktisch undurchführbar! Warum? Nun weil — sagen wir's gelinde — Diogenes mit der Laterne ausziehen muß, um „Menschen" zu suchen!

Schon während unseres Aufstieges hatte es gewetterleuchtet; gegen Morgen kam ein heftiger Sturm, der die nicht verspreizbaren Laden der Dachbodenfenster immer auf und zuschlug: mit dem Schlafen war es vorbei; aber dieser Wind, offenbar der Ausläufer eines in der Ferne niedergehenden Gewitters, bewirkte Ausheiterung. Er hatte nur das Unangenehme, daß er den winzigen Küchenherd schrecklich rauchen ließ, als wir uns zum Frühstück einen Tee kochen wollten. Obwohl wir Kochtopf, Schalen und Löffel vor der Benützung mit dem körnigen Schnee, der noch unfern der Hütte lag, gründlich ausrieben, hatte der Tee doch einen widerlichen Beigeschmack. Nachdem wir Schlafraum und Küche in Ordnung gebracht hatten, mit dem Bewußtsein, eine Sisyphusarbeit zu leisten, verließen wir die Hütte. Ihre Lage ist wunderschön; aus dem grünen Salzachtal grüßen Werfen und Bischofshofen herauf; man blickt gerade in das Blühnbachtal mit seinem stattlichen Jagdschloß hinein, damals noch ein für

Turisten verschlossenes Paradies, und sieht die Jagdstraßen an den benachbarten Hängen in bequemen Zickzackwindungen hinanziehen, die Erzherzog Franz Ferdinand sich durch Pioniertruppen hatte anlegen lassen. Vom Hagengebirge schweift der Blick auf den unmittelbar gegenüberliegenden Hochkönig und seine Vorberge, die wildgezackte Mandlwand und die sanft geformte Kuppe des Hochkeil, dieses idealen Schiberges, und über sie hinaus auf die funkelnde Kette der Hohen Tauern im Süden.

Wir gingen auf dem schmalen Steig, auf dem wir im Vorjahre, vom Gewitter gehetzt, herabgejagt waren, zur Hochthronplatte, die heute bei schönem Wetter im Anstieg freilich viel angenehmer war als damals bei Finsternis im Abstieg. Oberhalb der Platte geht es im Hochthrontal noch ein Stück empor, bis man das Vordere Fieberhorn nahezu schon hinter sich liegen sieht, um so den plattigen Abbruch desselben zu vermeiden. Indem man dann über steile Rasenschrofen nach links ansteigt, gelangt man an die Südostflanke des Fieberhorns oberhalb des erwähnten Plattenschusses. Hier ließen wir alles Entbehrliche zurück, denn hier beginnt die eigentliche Kletterei. Sie setzt gleich ziemlich scharf ein. Über Rasenschrofen etwas absteigend, gelangt man zu einem turmartigen Felsbau, der von einem seichten Riß durchzogen wird. Nach kurzem Anstieg durch letzteren quert man auf sehr ausgesetzten, schmalen Bändern nach links in die Südwand hinaus, wo sich ein überwältigender freier Blick öffnet, bis sich ein langer Kamin vom Gipfel herabzieht, der den weiteren Aufstieg vermittelt. Er ist nicht schwierig und hat in der Mitte einen bequemen Absatz. Auf diesem hatte meine Frau Stand gewonnen, ich konnte nachkommen. Da plötzlich ein schrilles Klingen vor den Ohren, Feuer vor den Augen, ein dumpfer Puff auf den Kopf, einige Augenblicke der Bewußtlosigkeit: ein durch den Kamin herabsausender faustgroßer Stein hatte mich getroffen; ein Glück, daß ich gegen meine sonstige Gewohnheit den Hut trug, der die Wucht des Anpralls abschwächte!

Der Kamin führt auf die Scharte, die zwischen den beiden Gipfeln des Fieberhorns eingeschnitten ist. Der niedrigere Ostgipfel ist von da aus ohne Schwierigkeit zu erreichen; aber der höhere Westgipfel! Der weiß sich des lästigen Ungeziefers, das da auf ihm herumkrabbelt, noch im letzten Augenblick ganz gehörig zu erwehren! Entschieden die schwerste Stelle! Zunächst geht es einige Meter gerade empor zu einem kleinen Überhang und unter ihm weiter zu einer sehr ausgesetzten, nach Ost und West jäh abfallenden glatten Platte mit stark abschüssiger Gratkante zwischen den beiden Flächen, etwa wie wenn man einen Würfel auf eine Ecke aufstellte. Herr v. M. zeigte uns, wie man die Stelle nach den Regeln der hohen Kletterkunst meistert: über die sehr griffarme Platte turnt man zur Kante empor, nimmt auf dieser geneigten Kante Stütz, schwingt das rechte Bein hinüber und läßt sich jenseits über die glatte Fläche etwas hinabgleiten, bis man in einem seichten Riß Stand findet; durch diesen gelangt man dann zum Gipfel. Aber so elegant wie er brachten wir es nicht fertig und der Grundsatz: „es helfe, was helfen kann" fand nicht die Billigung unseres gestrengen Kritikers. Schnaufend kamen wir nacheinander auf dem Gipfel an.

Er stellt einen schmalen Grat dar, der nur für wenige Personen Platz bietet; man hat das Gefühl, nahezu in der Luft zu schweben; ringsum scheint der Blick ins Bodenlose zu versinken, wilde Zacken streben aus der Tiefe gegen uns empor, geradezu erdrückend aber wirkt das in unmittelbarster Nähe aufragende wesentlich höhere Hintere Fieberhorn, 2278 *m*, dessen uns zugewandten glatten Plattenpanzer ich für ein unzweifelhaftes Beispiel der Unnahbarkeit gehalten hätte; aber drei Mitglieder der „Salzburger Klettergilde" unternahmen am 14. September 1924 den kühnen Versuch, die Westwand des Hinteren Fieberhorns zu durchklettern, den zwei von ihnen, Herm. Feichtner und Ludw. Schifferer, ausgezeichnete Kletterer, leider mit dem Tode büßen mußten. Recht gewaltig zeigt sich auch der nahe Hochthron mit seiner gefurchten Nordwestwand, der einer künftigen Tur vorbehalten bleiben sollte. Köstlich war

der Tiefblick ins Salzachtal; die Wiesen prangten im frischesten Grün, die Salzach aber war schokoladebraun: offenbar hatte es in der Nacht in den Hohen Tauern arg gewettert. Dem Steinmann entnahmen wir das Gipfelbuch; es waren zumeist Salzburger Bergsteiger darin eingetragen, aber auch sonst fanden wir bekannte Namen von gutem Klang, denen sich anschließen zu dürfen eine Ehre bedeutete; insbesondere hätte meine Frau, wenn sie wollte, darauf stolz sein können, daß sie damals als fünfte ihres Geschlechtes den Gipfel bezwungen hatte. Seither hat mit der Zunahme der kletterSportlichen Richtung im Alpinismus freilich auch das Ansehen des Fieberhorns etwas abgenommen.

Unser Anstieg hatte sich auf der Biendl-Maischberger-Route (1897) vollzogen; zum Abstieg wählte Herr v. M. die Route Hacker-Radio Radiis (1898), um uns eine vollständige Überschreitung des Fieberhorns zu bieten. Diese Route beginnt an der Scharte zwischen den beiden Gipfeln. Um die früher erwähnte schwierige Platte zu vermeiden, seilten wir uns vom Gipfel direkt zur Scharte ab, zu welchem Zwecke an einem bedenklich kleinen Felszacken schon eine Seilschlinge angebracht war. Von der Scharte geht der Abstieg durch die finstere Nordwand. Da zieht sich ein tiefer Kamin hinab, der aber durch einen eingeklemmten Block gesperrt ist; um in den Kamin zu gelangen, muß man, aus der oberen Rinne durch Steinschlag bedroht, sehr ausgesetzt ein paar Meter in die Wand hinabklettern. Einige Schritte führen nun hinab zur „Kanzel", einer Stelle mit Schwindel erregendem Tiefblick. Man tritt nahezu in die Luft hinaus, hat aber immerhin noch ein paar kleine Stützpunkte für Hände und Füße. Dann aber kommt die nahezu ganz glatte „Nische", die wohl nur durch Abseilen zu bewältigen ist. Man gewinnt wieder Stand auf einem äußerst ausgesetzten Band oder richtiger einem schwachen Riß, der durch die Wand bis zu einem Köpfl hinläuft. Aber erst wenn man von diesem auf die zurückgelegte Strecke zurückblickt, wird man sich ihrer vollständigen Ausgesetztheit so recht bewußt; denn die Wand schießt hier als völlig glatte Platte, nur durch das genannte Band etwas unterbrochen, fast lotrecht gegen das Grießkar hinab; es sah scheußlich aus, als nun meine Frau nachkam, und nahezu mit angehaltenem Atem verfolgte ich jede ihrer Bewegungen; auch Herr v. M., der als letzter natürlich die schwierigste Aufgabe hatte, kam behutsamer als sonst herüber.

Nunmehr aber waren die ernsten Schwierigkeiten überwunden und munter ging's von der Scharte zwischen den beiden Fieberhörnern durch zwei kleine Kamine und über Rasenschrofen zu unseren zurückgelassenen Sachen hinab. Dabei war eine steile, nur wenige Meter breite Schneezunge zu queren. Offenbar war ich in dem Bewußtsein: „Nun gibt es ja keine Schwierigkeiten mehr!" unvorsichtig geworden; denn schon nach den ersten Schritten glitt ich mit den Kletterschuhen aus und fuhr jäh hinab. Das wäre nun an und für sich nicht schlimm gewesen, denn die Schneezunge war nicht gar lang; aber meine Frau, die in diesem Augenblick natürlich auch nicht mehr einer Gefahr gewärtig war, wurde durch den scharfen Ruck des Seiles über ein Wandl herabgerissen und zerschlug sich arg eine Hand und ein Knie, so daß sie verbunden werden mußte und nur mühsam den Abstieg fortsetzen konnte. Die alte Erfahrung: die meisten Unglücksfälle geschehen, soweit sie nicht auf einem bösen Zufall beruhen, aus Unachtsamkeit dort, wo scheinbar keine Veranlassung zu Unfällen gegeben ist!

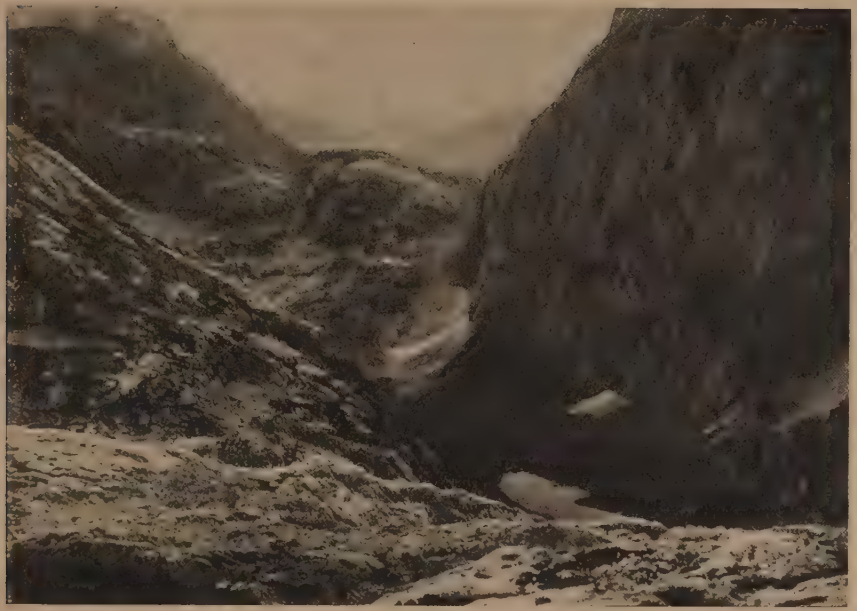
Hochthron (2360 *m*)

Wieder saßen wir einmal an einem milden Herbstabend vor der Werfener Hütte. Es war in der Zeit des Weltkriegs; während des ganzen Aufstieges hatte uns das ferne Grollen des Geschützdonners an der italienischen Front verfolgt; nun, da der Himmel sein gütiges Dunkel über die leidvolle Erde gebreitet hatte, schwiegen die ehernen Stimmen; und hätten wir nicht in kurzen Zwischenräumen da drunten das

Rollen der endlos langen Militärzüge gehört, die keuchend dem lichterglänzenden Bahnhof von Bischofshofen zustrebten, wir hätten es kaum für möglich gehalten, daß die Menschen sich in blutigem Kampfe zerfleischten: ein solch wundersamer Friede lag über der Landschaft!

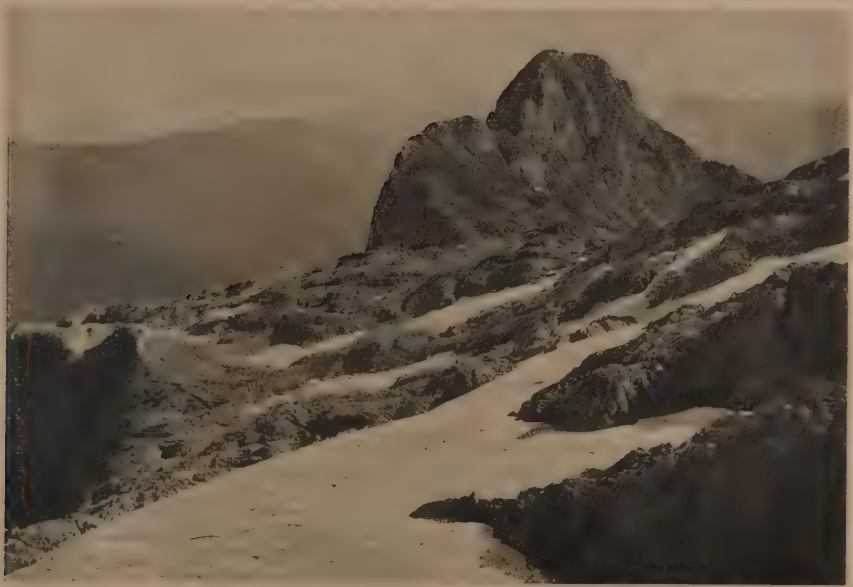
Um ½5 Uhr noch herrliche Mondnacht; die Lichter von Bischofshofen sahen wir nicht mehr, denn Herbstnebel verhüllte das Salzachtal; an einer Stelle schien er wie von einer Feuersbrunst grell beleuchtet: das war der flammenspeiende Hochofen des nahen Eisenwerkes Konkordiahütte, das im Krieg doppelt angestrengt arbeitete. Lange dauerte es, bis der junge Tag graute; da machten wir uns auf den Weg zum Hochthron. Man mag die Lage der Werfener Hütte wegen ihres Wassermangels tadeln: den unleugbaren Vorzug hat sie, daß man zu den Kletterturen, die man von ihr aus unternehmen kann, keinen langen, ermüdenden Anstieg nötig hat, sondern sie nahezu von der Hütte selbst aus beginnen kann. Am meisten trifft dies für den beliebten Anstieg auf den Hochthron über den Südgrat zu. Gleich die zweite Rinne, auf die man, am Fuß seiner Abstürze querend, stößt, vermittelt den Einstieg; gekennzeichnet ist sie durch ein dunkles Loch, welches aber rechts liegen bleibt. Sie bietet keine Schwierigkeit, ist aber mit losem Geröll erfüllt, das große Vorsicht zur Pflicht macht. Wir verfolgten diese Rinne bis zu einem Schartel und wendeten uns dann über einen Schrofenhang nach links zu einer zweiten, deutlich ausgeprägten Scharte; von dieser ging es etwas ausgesetzt in eine Runse hinab und durch eine Rinne hinan auf Rasenschrofen, die den weiteren Anstieg zum Gipfel vermitteln. Von einem „Grat" kann man eigentlich erst im oberen Teile reden, aber auch dieser ist harmlos. Das Gipfelbuch wies in diesem Jahr eine einzige Eintragung auf; heute, da die Edelweißhütte in nächster Nähe des Hochthrons einen weiteren turistischen Stützpunkt bildet, gibt es wohl kaum einen schönen Sonntag, an dem der prächtige Gipfel nicht Besuch bekäme. Einen solchen „schönen Sonntag" hatten wir damals: keine Wolke am Himmel, die Luft ruhig und sommerlich warm, die Aussicht so günstig, wie sie überhaupt sein konnte und meist nur im Herbst den Bergwanderer zu beglücken pflegt. Nur im Tale lag noch immer der Bodennebel und es berührte seltsam, aus diesem scheinbaren See die Glocken von Werfenweng, die eben zur Messe riefen, heraufklingen zu hören gleich den Glocken der versunkenen Stadt Vineta. Lange dauerte es, bis die Feste Hohenwerfen die Nebeldecke durchstieß, und erst gegen Mittag verflüchtete sich der Talnebel vollständig.

Doch so lange dehnten wir unsere Gipfelrast nicht aus, sondern stiegen nach etwa einer Stunde über die Nordwestwand gegen das oberste Hochthrontal ab. Man folgt zunächst einige Schritte dem Nordgrat, der ziemlich böse aussieht, biegt aber alsbald links ab und erreicht über die äußerst steile, aber gut gestufte Flanke eine Schlucht, durch die nun im großen und ganzen der weitere Abstieg führt, bis man aus ihr auf die zahmer werdenden Hänge oberhalb des Hochthrontales aussteigen kann. In einer Rinne lag ein hartgefrorener Schneerest, der den ganzen Sommer überdauert hatte; im übrigen war auch der Abstieg nicht schwierig, so schlimm auch die Nordwestwand aussieht, erforderte aber Trittsicherheit und Vorsicht. Als „Fleißaufgabe" überschritten wir dann noch die Fortsetzung des bei weitem schwierigeren Nordgrates, den Trogkopf und standen nun in der Mulde zwischen den im Dreieck angeordneten Bergen: Hochthron, Streitmandl und Wermutschneid. Hier bieten sich die verschiedensten Möglichkeiten; man kann durch das Hochthrontal zur Werfener Hütte oder über die Grießscharte nach Mordeck absteigen, man kann jetzt zur Edelweißhütte auf dem Streitmandl gehen und von dort entweder über Pitschenberg nach Sulzau oder über die Hochfläche zur Söldenhütte gelangen; auch hätten wir durch die neben dem Trogkopf gelegene Einsattelung „der Trog" (oder „die Trag") in die Wengerau absteigen können. Aber weil der Tag so herrlich war, wollten wir noch der benachbarten



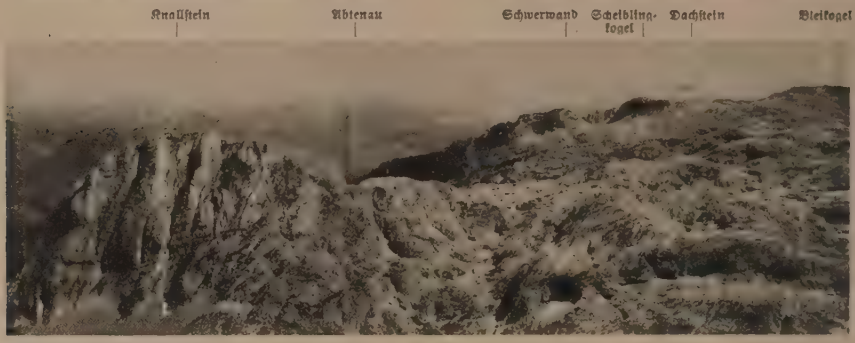
Lichtbild vom österr. Bundesvermessungsamt

Tiefkar

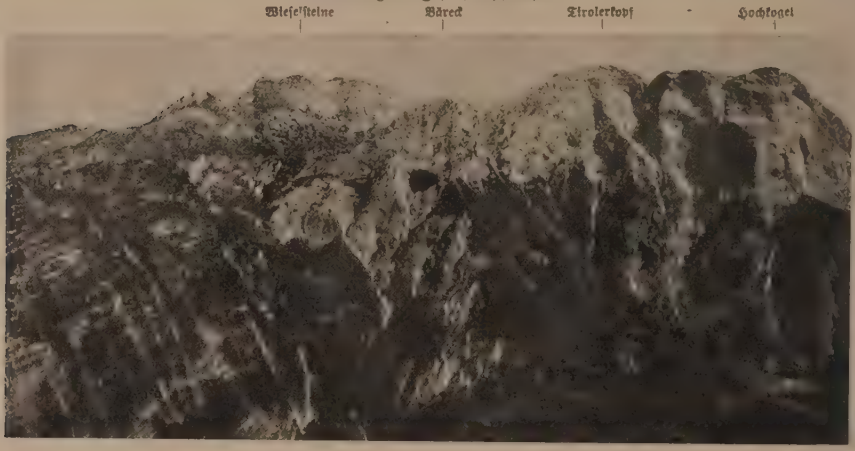


Lichtbild vom österr. Bundesvermessungsamt

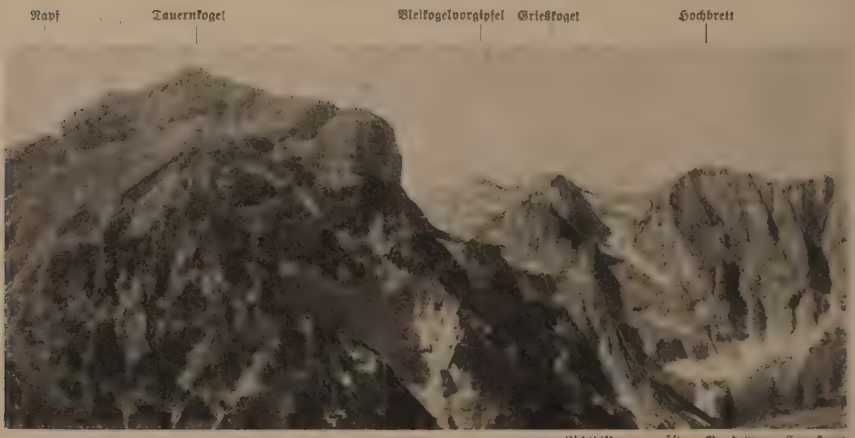
Hochthron (Nordwand)



Tennengebirge, Hochfläche



Tennengebirge, Westabfall



Lichtbilder vom österr. Bundesvermessungsamt

Tennengebirge, Südabfall

Wermutschneid (2303 *m*)

einen Besuch abstatten; denn der schlanke Grat, der am Streitmandl ansetzt und sich zu ihr hinüberschwingt, mit dem stumpfen Gipfelhorn darüber, war zu verlockend. Wie oft hatten wir die Wermutschneid auf unseren Gängen zur Söldenhütte vom Talgrund der Wengerau aus betrachtet! Wie ein regelrechtes Steildach zeigt sie sich da mit wagrechtem First und schroff abfallender Seitenkante; und wie oft hatten wir bemerkt, daß die kleine Karmulde am Fuß dieses Riesendaches mit einem halbmondförmigen Plattengürtel abbrach, der seitlich umgangen werden mußte. Durchzukommen mußte jedenfalls sein, daß wir aber von keiner Besteigung der Wermutschneid bisher etwas gehört hatten, erhöhte den Reiz.

Wir stiegen also zunächst gegen das Streitmandl an; der Grat von da zur Wermutschneid bot herrlich freien Blick nach beiden Seiten, machte aber keine Schwierigkeiten; der begraste Kamm wird nur an ein paar Stellen schmal und ausgesetzt und bildet einmal einen kleinen Abbruch, der leicht umgangen werden kann. Wie fast alle Randgipfel des Tennengebirges bietet auch die Wermutschneid eine ungemein malerische Aussicht, deren Reiz hauptsächlich wieder auf Gegensätzen beruht: einerseits der anmutige Tiefblick in den grünen Talgrund der Wengerau und auf die reich bewaldeten Vorberge, andererseits der Überblick über das starre, öde Kalkplateau bis zu den Wieselsteinen und zum Bleikogel. In sehr schöner Form zeigt sich der nahe Hochthron, aber auch der Eiskogel steigt ihm gegenüber mit mächtigen Wänden aus der Wengerau auf. Nun sahen wir auch, daß die Neigung der Dachfläche, welche der Wengerau zugekehrt ist, nicht so arg ist, als es, von unten in der Verkürzung gesehen, den Anschein hat; viel schlimmer ist die gegenüberliegende Nordseite: da fällt der Berg gegen das Tiefkar mit äußerst schroffen Wänden, teilweise sogar mit ausgebauchten Überhängen ab.

Unser Abstieg in die Wengerau ergab sich eigentlich von selbst: wir folgten dem Grat, solange er leicht gangbar war, und bogen dann etwas rechts in die Dachfläche aus. Diese besteht aus einer einzigen, gleichmäßig geneigten Platte, die aber großenteils mit Grasbüscheln bewachsen ist; es gelang unschwer, den plattigsten Stellen auszuweichen, nur war das von der Sommerglut verbrannte Gras so glatt, daß wir vorsichtig gehen mußten. So querten wir die Bergflanke etwas unterhalb der linken Gratkante; wo weiter unten der Abschwung steiler wird, wird man von selbst nach rechts gedrängt und erreicht über Rasen jenes Kar, das gegen die Wengerau mit dem halbmondförmigen Plattengürtel abbricht. Über ein Rasenband nach links querend, erreichten wir das linke Horn des Halbmondes und über steile Rasenschrofen den Fuß des Plattengürtels. Wir standen an der Stelle, wo der von der Wengerau heraufführende Steig sich nach drei Seiten spaltet: rechts (im Sinne des Anstiegs) führt er unter den Abstürzen der Wermutschneid auf den riesigen Klotz des Kemetsteins zu und weiter durch die Wengerscharte ins Tiefkar; in der Mitte steigt ein Weg im Zickzack gegen die Ostwand des Hochthrons an und biegt dann rechts aus zur Einsattelung des Trog, an der wir vor kurzem gestanden waren; nach links aber geht ein fast ebener Steig über Latschenhänge zur Elmaualm hinüber. Den Weg in die Wengerau hinab, den sogenannten Schneiderleitensteig, kannten wir von früher her, wir kannten auch glücklicherweise seine Tücke; in den mit Latschen bekleideten Plattengürteln da hinab hat sich schon mancher eine gründliche Abfuhr geholt, sicherlich zur großen Schadenfreude der Jäger, die es nicht gern sehen, wenn Touristen in diesen abgelegenen Winkel kommen. Von der erwähnten Abzweigungsstelle zieht sich nämlich der hier sehr undeutliche Steig über eine teilweise mit Schutt überstreute Rasenmulde hinab, die links ein Latschenhang begleitet; weiter unten ist durch diese Latschen nach links eine Gasse ausgehauen, durch die der nunmehr nicht zu verfehlende

Steig sehr steil und stellenweise etwas ausgesetzt zum Talboden hinabführt; wer aber den Wiederbeginn des Steiges übersieht und gedankenlos über den grünen Rasen weiterläuft, der kommt in böse Platten. Ohne Hindernis erreichten wir den großartigen Talhintergrund der Wengerau, über dem Hochthron, Wermutschneid, Kemetstein und Eiskogel sich in riesigem Halbrund erheben, einen der schönsten Talschlüsse in unseren östlichen Alpen.

Dabei sahen wir im Vorübergehen links einen Jagdsteig in mehreren Windungen gegen den Eiskogel hinanführen; die Erinnerung an ihn war mir peinlich: wir hatten einmal auf Grund einer unklaren Angabe über diesen Jagdsteig einen

Aufstieg auf den Eiskogel über die Südwestflanke

versucht, waren aber zu stark nach rechts in eine unrichtige Rinne geraten; nach anfänglich prächtiger Kletterei in eisenfestem Fels hatte uns ein plattiger Überhang zurückgeschlagen und einfallender Nebel zur Rückkehr gezwungen. Das wurmte und ließ keine Ruhe, bis die Scharte wieder ausgewetzt war.

Allerheiligenfest! Schon vor Wochen war das Vieh von den in der Nähe der Söldenhütte gelegenen Mitterbergalmen zu Tal gezogen, mit den letzten Blumen bekränzt, mit Spiegeln, Flitter und allerlei Tand malerisch geschmückt, denn während der 4½ Monate, die es hier oben auf der saftigen Weide verbracht hatte, war keines zugrunde gegangen; und zugleich hatte auch die gastliche Söldenhütte ihren Betrieb eingestellt. Mit Sorgen und Segenswünschen hatten wir sie geschlossen; ist doch die Zeit zwischen Hüttenschluß und dem ersten Einschneien, sowie umgekehrt zwischen dem Ausapern und dem Wirtschaftsbeginn für die Hütte am gefährlichsten. So war es auch diesmal: kaum geschlossen, war sie schon wieder von einem Landstreicher erbrochen und schwer beschädigt worden. Nachdem wir am letzten Sonntag den Tatbestand aufgenommen hatten, sollten heute Schäden, die sich nicht ohne weiteres hatten beheben lassen, ausgebessert werden; über solchen nicht gerade erfreulichen Hüttenwartspflichten verging der Tag. Ihm folgte ein Allerseelentag voll sommerlicher Pracht und Wärme, ein Geschenk des Föhn, dem wir gerade im Herbst oft eine lange Reihe goldener Tage verdanken; keine Spur von „Allerseelenstimmung"! kein Anzeichen von einem Müdewerden oder gar Absterben der Natur!

Mit Farbtopf und Pinsel — denn es galt, die schon verblaßte Markierung zu erneuern — waren wir langsam über die Tauernscharte zum Eiskogel angestiegen. Gott, war es hier oben schön! Ringsum eine festliche Symphonie der sattesten Farben: im Tale das helle Grün der Wintersaaten, an den Bergen das leuchtende Goldgelb der verdorrten Grashalden, blau die Schatten in allen Falten und Schluchten, blau die entfernten und doch wie zum Greifen nahen Bergketten, blau der Himmel, der sich unergründlich über allem ausspannte; nur die höheren Gebirge weiß überzuckert mit Neuschnee, der auch die eintönige Hochfläche des Tennengebirges wie gesprenkelt erscheinen ließ. Und die nähere Umgebung: wie wild der Eiskogel sich gebärdet! Jähe Abstürze, schartige Schluchten, drohende Zacken! Wahrlich, er verdient es, „Hüttenberg" unserer Söldenhütte zu sein! Doch unsere Gipfelrast, so schön sie auch war, durfte nicht zu lange ausgedehnt werden, wenn wir den Abstieg über die Südwestseite des Eiskogels trotz der Kürze des Tages heute nochmals versuchen wollten.

Der Eiskogel zeigt sich, von Westen gesehen, als ein fast symmetrisches Doppelhorn; in der Scharte befindet sich unter dem Hauptgipfel eine geräumige Halbhöhle. An dieser vorbei stiegen wir die breite Geröllrinne hinab, welche die Südwestflanke des Berges durchschneidet; sie setzt sich dann in zwei von Geröll erfüllten Gräben fort, zwischen denen sich sehr steile, mit Grieß überstreute, dann wieder durch Schrofen unterbrochene Grashänge hinabziehen, die etwas Vorsicht erforderten. Plötzlich standen wir vor einem senkrechten Abbruch, am oberen Rande jenes aus der Wengerau

deutlich sichtbaren Plattengürtels, der fast die ganze Breite des Berges durchzieht. Die etwa 12 *m* hohe, völlig glatt geschliffene Platte war ohne Abseilen nicht zu bezwingen; aber rechts gestattete ein vortretendes rundliches Köpfl um etliche Meter tiefer abzusteigen; und siehe, unterhalb dieses Köpfls konnte man auf einem Bande links hinabqueren und so den Plattenschuß, der hier vielleicht seine einzige schwache Stelle hat, umgehen. Hurra! wir waren auf der richtigen Fährte, denn hier stand in einer ovalen Nische der ausgebauchten Felswand das schon völlig verrostete Eisenkreuz, das an einen hier abgestürzten Jäger erinnern soll und an dem, wie ich wußte, die richtige Route vorbeiführte; und von da an zeigten sich auch stellenweise schwache Steigspuren. Über Rasenschrofen ging es nach links hinab an den Fuß des gewaltigen Plattengürtels; ein ungeheurer höhlenartiger Überhang wölbt sich hier über einem seicht ansetzenden Steilgraben, eine großartige Stelle, für den Anstieg ein guter Richtpunkt. Einigen kleineren Abbrüchen war leicht auszuweichen; so kamen wir über Schrofen auf das große Schuttfeld hinab, das wir schon von unserem ersten Versuch her kannten, und nun war der Erfolg unserer Tur schon so gut wie gesichert: wir konnten uns eine Rast vergönnen. Zwei versprengte schwarze Schafe, die man beim Abtrieb offenbar nicht mehr gefunden hatte, leisteten uns dabei Gesellschaft. Wir taten unser möglichstes, um sie durch Zurufe und durch Salz mit uns ins Tal hinabzulocken; aber als wir sie mit Müh und Not bis zu dem Latschenrücken hinabgebracht hatten, der, schon von oben sichtbar, bisher unseren Zielpunkt gebildet hatte, empfahlen sie sich wieder: es war doch zu schön in der milden Nachmittagssonne auf den freien Grashängen heroben! Der nächste latschenbestandene Felsrücken wird im Bogen nach links an seinem Fuß umgangen nahezu bis zu der Stelle, wo sich rechts plötzlich ein Tiefblick in das wilde Sulzental auftut. Es lag schon im Schatten und fast unheimlich drohend ragte über ihm der ungefüge Klotz des Kemetsteins empor. Nun galt es, den Einstieg zu dem Jagdsteig zu finden; dabei kam es uns zustatten, daß wir vor Jahren schon einmal da heraufgestiegen waren; ich wußte: in dem steilen Latschenhang unterhalb des erwähnten Felsrückens mußte er endigen. Und richtig: rechts von dem Schuttstrom zog sich eine undeutliche, schon stark verwachsene Latschengasse hinab, bald in einem Geröllgraben, bald über einen splitterigen Kamm. Mit etwas Aufmerksamkeit konnte man den Steig noch verfolgen oder nach kurzen Abirrungen wieder erreichen. Einige Schwierigkeit verursachte nur eine Stelle, wo ein plattiges Wandl gequert werden muß; sie war früher durch ein Holzbrückchen erleichtert, aber dieses Brückchen, das schon vor Jahren stark vermorscht war, fanden wir jetzt in noch schlimmerem Zustande; es bestand nur mehr aus einem einzigen stangendünnen Bäumchen, so daß nur noch die Eisenstifte, welche das Brückchen tragen sollten, verläßliche Stützpunkte boten (die Stelle könnte aber sicherlich auch umgangen werden). Der weitere Abstieg erfolgte auf den vom Talgrunde aus sichtbaren Zickzackwindungen, die allerdings teilweise stark von Latschen überwuchert sind, ohne Hindernis. Schon neigte sich der frühe Herbstabend, ernste Schatten lagen schon über der Wengerau und vom Wallfahrtskirchlein in Werfenweng ertönte die Abendglocke.

Gappenalm—Sonntagskogel—Riffel—Höllkarwand—Tagweide

Frohgemut, wie man ist, wenn es Neuland zu erforschen gilt, wanderten wir durch das anmutig grüne Tal von der Haltestelle Brunnhäusl nach St. Martin, das auf einem Sattel angesichts der Südostabstürze des Tennengebirges hübsch gelegen ist, und, nachdem wir diese eingehend studiert hatten, jenseits hinab nach dem kleinen Nest Lungötz, wo die junge Lammer von Westen herkommt, ja, es blieb uns noch Zeit, abends zur Gappenalm, 1469 *m*, anzusteigen, was für morgen einen tüchtigen Vorsprung bedeutete. Durch schönen Hochwald, dessen Boden mit unzähligen Schwämmen bunt bestickt war, führte der gute Fahrweg hinan. Als wir dann auf die Almwiesen

heraustraten, blieben wir wie festgebannt stehen: Walhall im Weltenbrande! Die nahe Riesenmauer des Gosaukammes von der Zwieselalm bis zum Torstein im Widerschein der untergehenden Sonne! Wie eine gewaltige Flammenzunge sticht die Bischofsmütze in den Himmel; allmählich wird der Sockel purpurviolett wie glühendes Eisen, das erkaltet; auch die Glut der Bischofsmütze nimmt ab, während über ihr der Torstein noch in grellem rotgelbem Feuer loht; aber auch dieses Feuer wird blässer, der Berg verfärbt sich dunkelrot, purpurn, violett, bis schließlich ein fahles Grau bleibt. Darüber aber rückt der bläuliche Erdschatten immer höher in den leuchtenden grünlichen Himmel hinein, an dem als erster der Sterne der erdennahe Mars sich zeigt.

Tief ergriffen setzten wir unsere Wanderung zur nahen Alm fort; ihre Lage ist unbeschreiblich schön, die Hütte selbst aber äußerst ärmlich. Die muntere, etwas derbe Sennerin nahm uns freundlich auf, obwohl wir ihr, wie sich später herausstellte, heute nicht sehr gelegen kamen, und der 15jährige Hüterbub „Franzei" schien sich des ungewohnten Besuches zu freuen, der wenigstens etwas Abwechslung in die Alltäglichkeit brachte: ein aufgeweckter, schon unheimlich aufgeklärter Lausbub, dem man aber seine Frechheiten trotz allem nicht übelnehmen konnte. So durfte er auch mitessen, als meine Frau die reichlich mitgebrachten Eierschwämme zum Abendessen zubereitet hatte; ei ja, die schmeckten ihm freilich besser, wie er der Sennerin bissig zu verstehen gab, als die Schwammerlsuppe, die sie aus nur in Salzwasser gekochten Schwämmen zu bereiten pflegte und mit der man „ihn jagen konnte". Es ist unglaublich, wie genügsam die Leute leben! Zu dem fetten „Mus", das die Sennerin uns als etwas besonders Gutes zu den Eierschwämmen vorsetzen wollte, hatte sie nur ganz schwarzes, dumpfig riechendes Mehl, und der Frühstückskaffee war ein dünner Absud von gebranntem Korn, gesüßt mit Saccharin: denn Zucker käme zu teuer! Traurige Blüten der Zivilisation aus der Nachkriegszeit! Der beizende Rauch des „greanen" Holzes auf dem offenen Herd trieb uns immer wieder aus der niedrigen Hütte ins Freie hinaus; draußen zauberisch schöne Mondnacht! Auch die Sennerin lief mehrmals unruhig hinaus, aber nicht wegen des Rauches, den sie gewohnt war, auch nicht wegen der Mondnacht, sondern, wie uns der Lausbub mit schalkhaftem Augenzwinkern verriet, weil heute, am Samstag, ihr „Bua" kommen sollte; und als dies freudige Ereignis eingetreten war, zogen wir uns taktvoll auf unser Heulager zurück. Der Franzei war unser Schlafkamerad; denn immer, wenn der „Bua" kam, mußte er aus der Schlafkammer verschwinden. Er hatte die üble Gewohnheit, im Schlaf „aufzureden", aber auch im übrigen war die Nachtruhe sehr gestört; wir lagen im Stalle auf einem mit dünnem Heu bedeckten Bretterboden unmittelbar über den Kühen; da gab es fortwährend Geräusche: Herumtrampeln, Kettengeklirr, Glockengebimmel und die klatschenden Laute einer vorzüglichen Verdauung.

Am nächsten Morgen hatte sich die Sennerin, die schon um 6 Uhr zur Kirche nach St. Martin gehen wollte, natürlich verschlafen und dadurch kamen auch wir später fort, als uns lieb war. Unmittelbar über der Alm endigt im Gappenkopf, 1508 *m*, ein langer Kamm, der aus dem der Höllkarwand vorgelagerten Kar zunächst zum stumpfen Horn des Sonntagskogels, 2046 *m*, ansteigt; nach rechts und links in schroffen Platten abbrechend, sinkt er dann in der vier Stufen bildenden Sonntagsschneid zu einer Scharte ab, von der der Paßruckgraben gegen Lungötz hinabzieht; sie heißt im Volksmunde Ahorngrube. Jenseits dieser Scharte steigt er mit einem plattigen Wandl wiederum zum latschenbedeckten Rücken der Königswand, 1748 *m*, an, die sich dann in dem früher erwähnten Gappenkopf (Gappenalpenhöhe der alten Spezialkarte) fortsetzt. Da eine Überschreitung der Königswand keine alpinen Lorbeeren versprach, sondern nur eine lästige Rauferei mit den Latschen in Aussicht stellte, umgingen wir sie rechts über halb verwachsene Karrenfelder auf einer mit spärlichen Steintauben be-

zeichneten, oft kaum sichtbaren Steigspur, die zur weiter östlich gelegenen Gwechenbergalm führen soll (der links um die Königswand herumführende Steig wäre deutlicher und weniger rauh gewesen). Von der Ahorngrube stiegen wir durch eine Rasenmulde auf den Kamm der Sonntagsschneid, über die ein luftiges Steiglein führt. Die drei Gratabschwünge lassen sich ohne Schwierigkeit überwinden, nur die oberste Scharte verlangt etwas Vorsicht, da man dort an einem sehr steilen und stark ausgesetzten Grashang zur Fortsetzung des Kammes direkt hinanklettern muß. Die Aussicht war so herrlich, daß wir uns auf dem Gipfel des Sonntagskogels zu längerer Rast niederließen, die Salzkammergutberge vom Traunstein bis zum nahen Dachsteinstock, die Niederen und die Hohen Tauern vom Ankogel bis zur Glocknergruppe und der Hochkönig bildeten das weite Halbrund unserer prächtigen Bergschau; dabei war die Luft so rein, der Tag so schön wie selten im arg verregneten Sommer 1924.

In der näheren Umgebung fesselte unseren Blick die zackengekrönte Riffel, 2148 *m*, deren wild aufschießendes Riff uns schon früher einmal aufgefallen war; heute wollten wir sie etwas näher in Augenschein nehmen. Wir liefen über das steile Rasendach, das der Sonntagskogel hier bildet, hinab ins Höllkar und querten dieses über weite Geröllfelder ansteigend nach links, auf die Stelle zu, wo die Riffel durch einen niedrigen Querriegel mit der Höllkarwand zusammenhängt; die so gebildete Scharte heißt „das Jöchl". Fast senkrecht, aber nicht mehr allzu hoch ragen über ihm die Türme der Riffel empor, in den geheimnisvollen Schatten der Nordseite gehüllt. Für den ersten Blick sahen sie abweisend genug aus, ihre Bezwingung mochte wohl überall scharfe Kletterei voraussetzen. Aber bei genauerem Zusehen gewahrten wir links von unserem Querriegel einen dunklen Riß, der sich scheinbar senkrecht durch die Wand herabzog; hier hatte die Wand offenbar ihre schwache Stelle. Wir ließen an ihrem Fuß die Rucksäcke zurück und nahmen nur das Seil mit. Über ausgesetzte, aber gut gestufte Schrofen ging es empor zum Ende der Rinne; sie ist äußerst steil zwischen rote, brüchige Felsen eingeschnitten und mit Geröll erfüllt, das besonders dem Vorankletternden große Vorsicht auferlegt; nach oben wird sie so eng, daß man sich seitlich verspreizen kann, und endigt nach etwa 30 *m* auf ein scharf eingeschnittenes Schartel, von dem aus man über steile Rasenschrofen die Kammschneide der Riffel erreichen kann. In ¼ Stunde waren wir oben und nach kurzem Umblick ebenso rasch wieder unten.

Vergnügt über diesen wider Erwarten leicht errungenen Sieg stiegen wir vom Jöchl gleich weiter auf die Höllkarwand, 2219 *m*. Sie stellt einen langen, nordöstlich streichenden Kamm dar, der nach rechts, besonders aber nach links sehr schroff in trümmererfüllte Kare abstürzt; beide führen den Namen „Höllkar". Er hat drei Haupt- und einige Nebelgipfel; die höchste Kuppe heißt Hochkarfeldkopf. Der Kamm wird stellenweise etwas schmal und die zwischen den Köpfen gelegenen Scharten schauen von ferne mitunter ungemütlich aus; bei einer legten wir sogar das Seil an, völlig unnötigerweise; denn sofort stellte es sich heraus, daß seitwärts neben dem unangenehm plattigen Riß eine ganz harmlose Rasenrinne wieder auf die Kammhöhe führte. Mit diesem Reiz der stets aufs neue geschärften Spannung, mit der unbeschränkten Aussicht nach allen Seiten, mit dem Wonnegefühl, freie Luft ringsum zu haben, gehörte diese Kammwanderung zu dem Genußreichsten, was uns das Tennengebirge bot. Auf dem Hochkarfeldkopf hielten wir endlich die wohlverdiente Mittagsrast. Unter uns lagen die heute schon bezwungenen Gipfel, Sonntagskogel und Riffel; aber trotz unseres erhöhten Standpunktes sah letztere eindrucksvoll aus: ein unheimlich wildes Felsgerüst! Fast ebenso kühn ragte nördlich vom Sonntagskogel der Große Traunstein[1]) empor, an den sich rechts als östlicher Ausläufer des Tennengebirges der

[1]) Nicht zu verwechseln mit dem viel bekannteren Berg am Gmundener See.

Schober anschloß. Der Blick darüber hinaus nach Ost, Süd und West war ebenso schön, aber noch umfassender als vom Sonntagskogel aus; die großartige Mauer des Gosaukammes und der majestätische Dachsteinstock über dem grünen Lammertal bildeten auch hier das Prachtstück. Eine neue Welt aber tut sich gegen Norden auf, um so wirkungsvoller, als sie mit der Welt des Südens in schärfstem Gegensatz steht: der Einblick in den ungeheuren, wüsten Tennkessel, gegen den unser Berg fast senkrecht abbricht, ein Gewirr von zahllosen Mulden, teilweise noch mit Schnee erfüllt, und darüber thront als ebenmäßiger Abschluß gleich einer Krone der Bleikogel. Heiß brannte die Sonne hernieder und übergoß alles mit solch blendendem Glanz, daß wir zeitweise die schmerzenden Augen schließen mußten. Auch den Versuch, ein Nachmittagsschläfchen zu machen, gaben wir bald wieder auf, denn der Boden schien eine sengende Glut auszuströmen; wenn wir saßen, spürten wir doch eher einen Luftzug. Trotzdem war es hier so schön, daß wir mit keinem König getauscht hätten.

Gemächlich setzten wir dann unseren Höhenbummel weiter fort, Kuppe auf, Kuppe ab, gegen die Tagweide, 2127,9 *m*, zu; man könnte sie als eine bloße Fortsetzung der Höllkarwand auffassen, wenn nicht hinter dem Schartel, das sie von letzterer trennt, der Kamm sich plötzlich fast um einen rechten Winkel gegen Nordwest wendete. Auch der Kamm der Tagweide ist stellenweise schmal und hat mehrere kuppenartige Erhebungen; der nördliche Gipfel, der ein Vermessungszeichen trägt, ist dem Hauptkamm vorgelagert; die Scharte zwischen beiden ist ungangbar, kann aber links durch einen steilen Riß in leichter Kletterei umgangen werden. Zur bisherigen schönen Aussicht gesellte sich jetzt noch der reizende Blick in das grüne Tal von Abtenau; aber zugleich bemerkten wir, daß von Nordwesten über das Alpenvorland eine dichte Dunstschicht heranrückte, und der Himmel war voll zerfaserter „Regenwurzen". Daher traten wir ohne uns länger aufzuhalten, den Abstieg an. Schon früher hatten wir vom Hauptkamm rote Marken steil hinabführen gesehen; aber wir waren von einem Kenner des Gebietes vor ihnen gewarnt worden, weil sie angeblich bloße Treiberzeichen seien, die nur zu der Steilwand hinabführten. Daher mieden wir sie und folgten jenem Abstieg, den die Natur selbst vorgezeichnet zu haben schien: vom nördlichen Gipfel senkt sich nämlich ein steiles Rasendach, nach unten zu schmäler werdend, in südwestlicher Richtung gegen den Tennkessel ab, der sogenannte Pfannstiel. Rechts fällt er schroff gegen die Wandalm, links gegen das Höllkar ab; wir folgten im großen und ganzen seiner linken Kante, bis wir im untersten Viertel leicht nach links ins Höllkar absteigen konnten. Der Rückblick von da auf die Wände der Tagweide und der Höllkarwand ist wahrhaft großartig. Durch eine Menge Mulden und dazwischen stehengebliebener Kalkwälle erreichten wir, uns immer möglichst niedrig haltend, den uns wohlbekannten Steig, der, spärlich bezeichnet, vom Törleck zum Fritzerkogel führt, und folgten ihm nach rechts durch hohle Gassen und schmale Rasenmulden zum Törleck, einer schmalen Scharte am Nordostrande der Hochfläche, durch welche der Weg von Abtenau zur Tennalm geht.

Auf einem Felsklotz oberhalb der Scharte liegt ein Jagdhüttchen, aber so versteckt, daß man es von der Scharte aus nicht sieht; das war für uns das Ziel des heutigen Tages. Denn durch besondere Vergünstigung hatte ich die Erlaubnis erhalten, hier übernachten zu dürfen, und es war eine Stelle vereinbart worden, wo der Schlüssel für uns hinterlegt werden sollte. Ein spannender Augenblick: werden wir die Stelle richtig finden? wird der Schlüssel wirklich dort liegen? Aber richtig, hurra! Da war der Schlüssel! Quietschend drehte er sich im verrosteten Schloß und wir betraten ein behagliches Stübchen mit einem kleinen Eisenherd, einem winzigen Tisch und ganz niedrigen Bänkchen; waren wir zu Schneewittchens sieben Zwergen über den sieben Bergen gekommen? Doch nein, das nach Art der Schiffskabinen in zwei Stockwerken aufgebaute Matratzenlager hatte sehr bequeme, auch für meine Länge ausreichende

Abmessungen, Gott sei Dank! Kochgerät und Brennholz waren in genügender Menge vorhanden, einige Minuten vom Hüttchen entfernt spendete ein kleiner in den Fels gemeißelter Trog Wasser, es fehlte nicht einmal die „Hüttenbücherei", denn wir fanden einen ganzen Stoß von Heften einer Jagdzeitschrift mit hübschen und lehrreichen Aufsätzen. Hier war gut sein! Das Wetter hatte sich gänzlich eingetrübt; drunten in Abtenau erklangen die Abendglocken und bald grüßte die flimmernde Lichterzeile aus dem Tale traulich zu uns herauf. In der Nacht hörte ich einmal, wie der Regen auf dem Dach trommelte und der Sturm heulte; ah! wir waren so wohlig geborgen! und brauchten also morgen nicht zeitig aufzustehen! Wie Musik klang der sanfte Trommelwirbel, mf, p, pp; dann war ich wieder drüben im Traumland.

Ein Regentag: „Nichts zu machen!" Und doch ist er mir in leuchtendster Erinnerung: hier konnten wir genießen, was wir in unseren Schutzhütten leider so selten finden, ein richtiges Hüttenidyll! Wir zwei als Alleinherrscher in der gemütlichen Hütte — daß uns das „Herrenzimmer" verschlossen blieb, reizte nicht einmal unsere Neugierde —, weit weg von den Menschen in völliger Vergeinsamkeit, losgebunden von der Tretmühle des Alltags; wie herrlich, einmal ausruhen zu können, einmal sich nicht hetzen zu müssen! „Zeit lassen!" sagen die Bauern in den Gegenden am Fuße des Tennengebirges als Verabschiedungsgruß; in diesem seltsamen Brauch liegt ein tieferer Sinn, eine Art Segenswunsch; wohl dem, der sich Zeit lassen kann! Mit solch gemächlicher, abwechselungsreicher Tätigkeit verbrachten wir diesen köstlichen Regentag. Als sich aber gegen Abend das Wetter rasch aufheiterte, machten wir noch einen geschwinden Spaziergang zur Tennalm. Mit Wonne sogen wir die frische, ozonreiche Luft ein; über der Rasenmulde der Tennalm, über der finster die Nordwand des Fritzerkogels aufragte, schwebte der erquickende Geruch der feuchten Erde.

So waren wir denn wieder einmal auf der Tennalm; jedesmal, wenn wir heraufgekommen waren, konnten wir mit Bedauern einen weiteren Fortschritt in ihrem Verfall bemerken; diesmal aber sah sie gar übel aus: von den einstigen drei Almhütten, die drei Bauern in der Ortschaft Au gehörten, waren zwei ganz verfallen und auch an der dritten hing nur mehr ein Stück Dach über dem kleinen Raum, wo ein mit Stroh bestreuter Verschlag das Bett der Sennerin andeutete; unter diesem, auf dem bloßen Erdboden, hatte der Hüterbub (als Wächter ihrer Tugend?) seine Streu, wie man das noch mehrfach hier auf den Almen, z. B. auf der Wandalm, sehen kann. Demnächst soll die Tennalm zu neuem Leben erstehen; denn, wie schon erwähnt, geht die Sektion Laufen unseres Vereins daran, hier eine unbewirtschaftete Hütte zu erbauen.

First—Schober—Gwechenbergalm—Annaberg

Merkwürdig, wie rasch man zu einem Raum ein innerliches Verhältnis gewinnt! Es ist etwas Wahres daran: ubi bene, ibi patria! Wir hatten uns in unserem winzigen Jagdhüttchen so heimisch gefühlt, daß wir am nächsten Morgen fast mit Wehmut von ihm schieden. Das gestrige Regenwetter hatte die Luft gereinigt; ein herrlicher, frischer Morgen brach an. Da eilten wir hinab zur Wandalm; der bezeichnete, nach Abtenau führende Steig ist steil und rauh, ein richtiger Kniebrecher; im Frühsommer hat man es bequemer: da kann man über lange, steile Schneefelder prächtig abfahren. Die Wandalm besteht wie die Tennalm aus drei Hütten und gehört denselben Besitzern; sie entsprachen einander als Nieder- und Hochleger, wie man anderwärts sagt, und waren daher ganz gleichartig angelegt. Auch die Wandalm ist äußerst einfach und ärmlich, aber die Leute sind freundlich und geben, was sie haben. So kehrten wir auch diesmal bei der uns bekannten munteren Sennerin zum Frühstück ein. Die Wandalm liegt am Fuße der schroffen Abstürze der Tagweide und der Schallwand; die beiden Berge trennt oben eine scharfe Scharte, der First oder Hoch-

first, von dem sich westlich gegen die Wandalm zu eine äußerst steile Rasenmulde herabzieht; ein schlechter Zickzackweg, der jetzt wieder hergerichtet werden soll, führt unter den Abstürzen der Schallwand ungeheuer steil empor; die frühe Stunde bescherte uns hier wohltätigen Schatten. Um so wirkungsvoller war der Gegensatz, als sich uns in der Scharte plötzlich der Blick nach dem von Sonnenglanz flutenden Osten erschloß; da stand sie wieder, über weich geformten Vorbergen stolz sich auftürmend, die Prachtgestalt der Bischofsmütze, an der man sich nie satt sehen kann, und rechts der wuchtige Torstein als Abschluß!

Über den First, 1820 *m*, geht ein Übergang von der Wandalm zur Gwechenbergalm und weiter nach Annaberg; deutlich sahen wir das Steiglein durch die grüne Mulde hinableiten. Aber wir wollten noch einen Abstecher zum aussichtsreichen Schober machen, den wir seinerzeit von Abtenau aus über die schön gelegene Gsengalm bestiegen hatten. Unterhalb der Schallwand östlich querend, blickten wir immer wieder auf die dunkle Nordostflanke der Tagweide zurück, über die sie gleichfalls bestiegen werden kann. An die Schallwand schließt sich östlich der Große Traunstein an, jener Prachtberg, der schon vorgestern auf dem Gipfel der Tagweide unsere Blicke auf sich gezogen hatte; mit der Schallwand zusammen bildet er gegen Abtenau zu jene riesige Nordwand, die, wie es scheint, bisher keinen Liebhaber gefunden hat[1]). Bestiegen wurde der Traunstein bisher wohl nur von der Südseite, an der wir den Fuß des Berges querten, nicht ohne die Anstiegsmöglichkeiten zu erkunden; aber die aufkeimende Kletterlust mußte zurückgedämmt werden; für heute hätte uns ein weiterer Abstecher auf den Traunstein doch zu viel Zeit gekostet; hoffentlich ein andermal!

Auf dem grünen Sattel, der den Traunstein mit dem östlich gelegenen Schober verbindet, versteckten wir unsere Rucksäcke in den Latschen und folgten dann der von der Gsengalm heraufkommenden, sehr verblaßten Markierung zum Schober. Sie quert zunächst fast eben in die Südseite des Berges hinaus und führt dann über Rasen, Schrofen und durch Latschenfelder steil zum Gipfel (1810 *m*), dem östlich noch ein etwas niedrigerer Nebengipfel vorgelagert ist; dieser trägt das Vermessungszeichen, 1791,4 *m*, und er lohnt es, daß man über den etwas plattigen Kamm in ¼ Stunde zu ihm hinübergeht; denn erst von ihm aus hat man den vollkommen freien Ausblick gegen Osten. Als Aussichtsberg ist der Schober mit Recht berühmt; vom Hohen Göll im Nordwesten angefangen im großen Bogen über Nord, Ost und Süd bis zum Hochnarr im Südwesten sind alle überhaupt in Betracht kommenden Berge sichtbar; nur gegen Westen schneiden Traunstein und Tagweide einen Zwickel aus der Rundsicht, dem allerdings leider die Glocknergruppe und der Hochkönig zum Opfer fallen; aber der kühne Traunstein bietet an und für sich schon einen fesselnden Anblick, wenn er auch durch die höhere, massige Tagweide etwas gedrückt erscheint. Das Hauptschaustück bildet natürlich wieder der zum Greifen nahe gerückte Gosaukamm und die Dachsteingruppe; sehr anmutig zeigen sich die Salzkammergutberge und ihre westlichen Nachbarn, die großenteils begrünten Berge zwischen Wolfgangsee und Salzach, eine lange Reihe lieber Bekannter, Kopf an Kopf, vom Gamsfeld bis zum Schlenken bei Hallein, eine Gegend voll stiller Schönheit und doch so wenig bekannt und gewürdigt! Reizvoll ist auch der Blick in die grünen Täler von Abtenau und Annaberg, die die Lammer durchfließt, und auf die herrlichen Nadelwälder, die sie umsäumen.

Nach genußreicher Gipfelrast kehrten wir zum Sattel zurück, schulterten wieder unsere Rucksäcke und sprangen über steile Rasenhalden der Mittagssonne entgegen zur Gwechenbergalm, 1362 *m*, hinab. Sie ist herrlich gelegen und ist, nach hiesigen Begriffen gemessen, ein wahrer Palast, groß und geräumig, gut ausgestattet und im

[1]) Sie wurde inzwischen am 5. Juni 1925 von den Salzburgern A. Hillinger, R. Klingler und J. Schnöll erstmalig erstiegen.

Aus der Lichtbilder-Sammlung des Österr. Bundesvermessungsamtes — Bruckmann aut. et impr.

Tennengebirge, Südabfall (Blick auf Bleikogel, links, und Hochbrett, rechts)

(Zum Aufsatz Nieberl „Aus den Grajischen Alpen")

Innern peinlich sauber gehalten. Auch eine „saubere" Sennerin waltete dort ihres Amtes, aber der Empfang, den sie uns bereitete, war so frostig, daß wir die mürrisch dargereichte Milch nur rasch hinuntertranken und dann weiterzogen, um unsere eigentliche Mittagsrast unten bei den ersten Lärchenbäumen zu halten. Bei arger Hitze, aber mit herrlichem Blick auf die Dachsteingruppe stiegen wir über die Rasenhalden ab; vor dem Waldsaum trafen wir auf den hier deutlicher werdenden Almweg, der durch angenehmen Waldesschatten zu der kleinen, in einem Talwinkel hübsch gelegenen Ortschaft Gwechenberg hinabführt. Leider verloren wir hier durch eine mißverständlich erteilte Auskunft soviel kostbare Zeit, daß wir nun einen ununterbrochenen Gewaltmarsch einschlagen mußten, um zu der 3½ Stunden entfernten Eisenbahn noch rechtzeitig zu gelangen. Der Fahrweg quert, zunächst steil ansteigend, den Nordfuß des bewaldeten Gwechenberges und führt dann auf halber Höhe in südlicher Richtung eben fort. Der Augenblick, da man, aus dem Walde auf den offenen Hang heraustretend, plötzlich die Bischofsmütze unmittelbar vor sich sieht, ist überwältigend; und dieser Prachtblick dauert an, bis man kurz vor Annaberg nun doch ins Lammertal hinabsteigen muß. In dem kleinen Dorf löschten wir uns nur an einem Brunnen den Durst, dann ging's bei drückender Hitze auf der blendend weißen Straße weiter über Lungötz und St. Martin zur Haltestelle Brunnhäusl, wo wir, zum Schluß noch durch einen tüchtigen Gewitterregen durchweicht, noch rechtzeitig zum 6-Uhr-Zug ankamen.

Fritzerkogel (2363 *m*)

Es galt, die Lammertalseite des Fritzerkogels zu erkunden; Purtscheller gibt in seiner Monographie nur kurz an, daß ein Abstieg über den Scharfen Steig—Grünanger und über Lammerfeld—Hohen Gang ausführbar sei. Wo gingen diese Steige?

Es war einer jener leuchtenden Herbsttage, an denen die Natur ihre Farben in sattester Pracht auszubreiten scheint, als wollte sie kurz vor ihrem Absterben sich selbst übertreffen;. da wanderten wir wiederum von der Haltestelle Brunnhäusl über St. Martin nach Lungötz. Es dunkelte schon merklich, als wir von dort lammeraufwärts zum Oberhauser gingen, dem letzten auf der nördlichen Talseite gelegenen Gehöft, und als wir es endlich erreicht hatten, lag es finster da: kein hell erleuchtetes Fenster versprach gastliche Einkehr. Der Bauer, der schon vor Sonnenaufgang aufsteht, pflegt auch mit dem Tagesgestirn sich zur Ruhe zu legen. Aber wer anklopft, dem wird aufgetan! Glücklicherweise bestätigte sich diesmal die Regel und nicht die Ausnahme; die freundlichen Bauersleute standen auf und bereiteten uns drüben in der Scheune auf dem dünnen Heu mit Decken und Polstern ein möglichst bequemes Lager. Am nächsten Morgen war draußen an dem frischen Brunnen die Toilette rasch erledigt, die frisch gemolkene Milch zum Frühstück ließ nicht lange auf sich warten, und bevor wir weggingen, beschrieb uns der Bauer den „Scharfen Steig" so gut, daß wir kaum je im Zweifel waren.

Der Himmel war mit horizontal geschichteten Wolken überzogen, die nur im Osten einen breiten Streifen freiließen; glutrot stieg dort die Sonne über dem Gosaukamm empor; fast unheimlich nahe erschien die zackige Mauer in tiefem Purpurviolett, während die Wolken darüber in Rot und Orange lohten: ein wahrer Feuerzauber, aber nicht das beste Wetterzeichen! Indem das langhalmige Gras unbarmherzig den Tau an unseren Beinen ablud, querten wir aus der beim Oberhauser ausmündenden Mulde in die westlich benachbarte hinüber und stiegen diese hinan; ihr Name „Greananger" ist ein Euphemismus, denn der Boden der steilen Rasenmulde ist überstreut mit grießlichem Geröll, das, vom ellenhohen Gras überdeckt, den Fuß trügt. Da die Sonne bald wieder hinter dem Wolkenschleier hervorgekommen war und uns mit sommerlicher Wärme segnete, kostete dieser „Schinder" manchen Schweißtropfen. Aber

schön, großartig schön war es hier! Rechts drohen in unmittelbarer Nähe die Zacken der wilden Riffel, links ragt ein jäh abstürzender Felskamm mit jungem, gelbrotem Abbruch, ein Ausläufer des Edelweißkogels, empor. Das obere Ende des Grünen Angers ist glücklich erreicht: die breite, grüne Mulde wird zu einem äußerst steilen Geröllstrom, der aus dem finsteren Winkel hinter der Riffel vom „Jöchl" herabzieht. Hier biegt der „Scharfe Steig" nach links ab; er ist nicht so bösartig, wie sein Name anzudeuten scheint, läßt aber an Steilheit und auch an Ausgesetztheit kaum etwas zu wünschen übrig. In kurzen Kehren geht es über den teils plattigen, teils erdigen Steilhang hinan zu dem früher erwähnten gelbroten Abbruch und unter einem höhlenartigen Überhang entlang der mächtig ausgebauchten Felswand auf schönem Bande weiter; hei, ist das ein luftiges Plätzchen! Unbehindert schweift der Blick in die Ferne, hinüber zur weißen Kette der Hohen Tauern, über denen die Föhnwolke steht. Die Wegspur quert eine Rinne, steigt, etwas ausgesetzt, jenseits über Geschröf, dann über steilen Rasen zu den plattigen Abstürzen des Edelweißkogels an und führt unter ihnen rechts hinaus aufs Plateau in die weite Scharte, 1896 *m*, die zwischen Fritzerkogel und Höllkarwand eingeschnitten ist; „Nebelgasse" nennen sie die Einheimischen, auf den Karten führt sie keinen Namen. In der Mitte dieser breiten Lücke ragt der unbedeutende Edelweißkogel, 2030 *m*, etwas über den Südrand des Gebirges empor; so entstehen eigentlich zwei Scharten, von denen die westliche, gegen den Fritzerkogel zu gelegene, wegen eines senkrechten Abbruchs ungangbar ist; durch die östliche, der Höllkarwand benachbarte Scharte hatte uns der „Scharfe Steig" heraufgeführt.

In einer Mulde hatte ich noch Firnschnee gefunden; unschuldweiße Farbe konnte man ihm nicht mehr nachrühmen; ein Schneehaufen in einer Industriestadt konnte nicht übler aussehen. Aber wenn man die rußige Oberschicht behutsam entfernte, traf man darunter leidlich reinen Schnee. Einen mächtigen Brocken davon trugen wir zur Kuppe des Edelweißkogels, um uns auf dem Spirituskocher einen Tee zu bereiten; denn dort gedachten wir längere Rast im warmen Sonnenschein zu halten. Doch es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt. Dieser böse Nachbar trat leider gleich in sehr ansehnlicher Mehrzahl auf: es war eine Herde Schafe, die, kaum unser ansichtig geworden, spornstreichs auf uns losstürzten, so daß wir uns und unsere verstreut umherliegenden Siebensachen kaum vor ihnen retten konnten. Ich spielte den rasend gewordenen Rübezahl, aber die wildesten Gebärden und das gräßlichste Gebrüll, ja, selbst Steinwürfe vermochten sie nicht auf die Dauer zu verscheuchen und schließlich trug ein Schaf den Stoffüberzug meines Kochers als Siegestrophäe im Maul davon; elendes Gelichter! Und doch: ich konnte ihm nicht gram sein. Seitdem die Gemse durch die Räude auf dem Tennengebirge leider fast ausgestorben ist, ist das Schaf nahezu das einzige Lebewesen, das man in den endlosen Steinwüsten antrifft. Die Genügsamkeit dieser Tiere ist unglaublich; wo zwischen Geröll und kahlen Platten auch nur einige kurze Rasenbüschel stehen, suchen sie ihre kärgliche Nahrung. So bleiben sie, fast verwildernd, auf dem Gebirge, unbehütet, allen Unbilden der Witterung preisgegeben, durch vorzeitig einsetzende Schneefälle oft aufs äußerste gefährdet, und wenn sie zur Schur oder zur endgültigen Heimkehr zusammengetrieben werden, da fehlen meist etliche Stücke, die dann äußerst mühsam gesucht werden müssen. Denn wenn auch die Schafe meist herdenweise in der Gegend, wo sie aufgetrieben wurden, beisammen bleiben, kommt es doch vor, daß einige sich verirren oder anderen Herden anschließen. Um sie unterscheiden zu können, sind sie gemärkt, z. B. mit einer durch das Ohr getriebenen Metallmarke. Aber gar viele werden nicht wieder gefunden; sie sind entweder zugrunde gegangen oder auch dem noch immer schwunghaft betriebenen Schafdiebstahl zum Opfer gefallen. Die Schaftreiber pflegen die Tiere durch Salz zu locken; weil die Schafe daran gewöhnt sind, überfallen sie den Menschen mit einem wahren Salzhunger und lecken ihm, wenn sie

nichts anderes bekommen, den salzigen Schweiß von den Händen oder vom Stock. Wüßte man nicht, wie harmlos die Tiere sind, so hätte ihr toller Ansturm geradezu etwas Einschüchterndes. Aber nicht immer sind sie wilde Draufgänger, sondern mitunter gar schlaue Strategen; haben wir sie zurückgescheucht, so eilen sie hinter einer Deckung voraus, um uns an geeigneter Stelle wieder den Weg zu verlegen, oder sie schleichen sich unhörbar von hinten wieder heran, so daß wir arg zusammenfahren, wenn sie uns unvermutet mit ihren rauhen Zungen von hinten die Hände belecken.

Damals war das sonst so einsame Tennengebirge sehr belebt von Bauernburschen, die ihre Schafe suchten, um sie zur Schur vorübergehend zu Tal zu treiben; dann — grausam genug — werden die ihres wärmenden Pelzes beraubten Tiere noch einmal auf das Gebirge getrieben und müssen die oft schon sehr kalten Wochen bis zum völligen Einschneien noch auf der Höhe verbringen. Als eben das Schneewasser in unserem Kocher summte, kam ein Bauernbursch zu uns heraufgestiegen, um uns zu fragen, ob wir nicht zwei seiner Gefährten gesehen hätten; beim anstrengenden Schafesuchen hatte der arme Teufel schrecklichen Durst bekommen und bat uns, ob wir ihm nichts zu trinken geben könnten. Mit wahrer Gier stürzte er den ihm angebotenen Tee und dann das bloße Schneeschmelzwasser hinunter. Dieses „Werk der leiblichen Barmherzigkeit" fand sofort seinen Lohn: auf meine Frage über den Steig Lammerfeld—Hoher Gang gab er bereitwillig Auskunft; erst kürzlich sei er mit sechs (!) „Weiberleuten" da hinabgestiegen. Na, alle Achtung vor diesen turistischen Dorfschönen! Wie sich dann zeigte, war der Steig zwar nicht gerade schwierig, stellte aber immerhin eine mittelschwere Kletterei dar, die unbedingte Schwindelfreiheit und Trittsicherheit verlangte; für uns war es eine der schönsten Turen, die wir im Tennengebirge gemacht haben, reich an großartigen Eindrücken.

Der Fritzerkogel fällt gegen das oberste Lammertal in riesigen Plattenfluchten ab; denken wir uns auf den nahezu 1900 *m* hohen Sockel des Tennengebirges noch eine ungeheure, 500 *m* hohe Glocke aufgesetzt, die sich über dem Sockel bauchig vorwölbt, so haben wir etwa die Gestalt des Fritzerkogels, von Süden gesehen. Rechts, südöstlich, ist ihm ein weit vorspringender Flügel vorgelagert, das Lüfteneck, 2024 *m*, das mit ihm durch eine breite Terrasse, das Lammerfeld (auch Schaflboden genannt) zusammenhängt; dieses ist ein verkleinertes Abbild der Tennengebirgshochfläche: auf und abwogende Kalkwellen, Mulden, Dolinen, teilweise grasbewachsen oder mit Latschen bestanden. Das Lammerfeld querend, kamen wir zu einem den Wänden des Fritzerkogels vorgelagerten Geröllfeld mit Schneeresten und dann an die Wände selbst heran. Von einem Rasenköpfl führt ein schönes, stellenweise sehr schmal werdendes Band in die freie Wand hinaus; es ist ungefähr die Stelle, wo die große Glocke auf dem Sockel aufsitzt: rechts ober uns die glatte, überhängende Platte, links hinab jähe Abstürze bis zur Sohle des Lammertales, gefurcht von grauenhaft steilen Rinnen. Und zwischen diesen beiden Plattenfluchten, diesen wilden Gegensätzen des absoluten Empor und Hinab, leitet unser Band fast senkrecht hindurch; es ist der Hohe Gang.

Die Szenerie wird immer großartiger; um ein etwas plattiges Eck herum kommen wir in einen Felswinkel, der einen geradezu dämonischen Eindruck macht; alle Verhältnisse scheinen ins Unwahrscheinliche verzerrt: die deutlich geschichtete senkrechte Riesenplatte zu unserer Rechten ist durch Ausbrechen einer Felsbank von ungeheuren Abmessungen wohl an die 200 *m* weit so tief unterschnitten, daß man drunten vom Talboden aus den starken Schlagschatten deutlich wahrnimmt; und hier, unter diesem viele Meter weit vorspringenden Riesendach, das allen Gesetzen der Schwere zu spotten scheint, entspringt ein Quell des köstlichsten Wassers! War das ein Labsal! Lustig plätschernd stürzt das Bächlein durch eine fast senkrecht eingerissene Rinne zu Tal; eben diese Rinne vermittelt den weiteren Abstieg; denn sie bietet, wiewohl rund geschliffen, gute Griffe und Tritte in festem Gestein, auch ein kleiner Plattenüberhang

läßt sich leicht überwinden, weil sich gerade an der richtigen Stelle ein kleiner Vorsprung als Tritt einstellt. Schade, daß es nicht bis zur Talsohle so weiter geht! Allzubald treten wir aus der unbeschreiblich großartigen Felsenenge in die freie Bergflanke hinaus und unser Wässerlein, das uns so neckisch bald zum Hals, bald in die Ärmel hineingelaufen war, versiegt unter Schutt- und Geröllreißen, die steil hinabziehen; und wo auch ein Stück von der plattigen oder grasigen Bergflanke zutage tritt, ist es überstreut mit lästigem Grieß. So steigen wir bis etwa 150 *m* ober dem Talboden hinab, schnurgerade auf die Aualm los, von der Hundegebell und Menschenstimmen schon zu uns heraufdringen. Aber der vollständige Abstieg ins oberste Lammertal hätte meine sonstigen Pläne gestört; wir halten Kriegsrat: der weitere Abstieg, der in dem breiten Geröllgraben vor der Aualm ausmündet, scheint nichts Neues mehr zu bieten; das Wetter, das einige Male bedrohlich werden wollte, scheint doch wieder auszuhalten; es ist noch nicht 4 Uhr; ein paar Stunden Tageslicht stehen uns noch zu Gebote: machen wir diesen prächtigen Steig gleich noch einmal im Aufstieg!

Aber nicht auf ganz demselben Wege! Ziemlich weit links drüben, wo die obersten drei Bäume stehen, haben wir eine Steigspur bemerkt: ob dieser Steig nicht vielleicht sogar besser wäre? Aber das Queren des Steilhanges da hinüber war recht übel: mehrere plattige Rinnen mußten überschritten werden, überall lag auf dem hartgebackenen Boden der rutschige, grießliche Schutt und zum Schluß setzte es noch eine wüste Rauferei mit Latschen, die uns in ihre Umarmungen zu verstricken drohten; diese Querung kostete uns weit mehr Zeit und Kraft, als wir berechnet hatten. Keuchend standen wir endlich bei den drei Bäumen auf dem latschenbedeckten Kamm, der nach der anderen Seite, wie mit einem Messer abgeschnitten, in unglaublich steilen, langen Sandreißen gegen das trümmererfüllte Gamskar abbricht. Riesenhaft baut sich über ihm die Gamsmutterwand zum Hochbrett auf, fast lotrecht, eine der größten Wände des Tennengebirges, ein gewaltiger Anblick!

Aber wir durften jetzt nicht mehr verweilen! Die anfangs ziemlich deutliche Steigspur, die uns hierher gelockt hatte, verlor sich bald wieder, vielleicht ein bloßer Gemswechsel, und wieder begann das Queren der steilen, mit feinem Grieß und Geröll bedeckten, plattigen Bergflanke. Dabei kamen wir unterhalb der Scharte vorbei, die den Fritzerkogel von der Gamsmutterwand trennt; schon lange hatte es mich gereizt, zu erkunden, ob da ein Durchstieg möglich sei. Aber es wäre Wahnsinn gewesen, jetzt zu so vorgerückter Stunde und mit verbrauchten Kräften einen immerhin gewagten Versuch zu machen! Da mußte die Vernunft über den Wunsch siegen und entsagend querten wir weiter nach rechts unter den Abstürzen des Fritzerkogels hin, bis wir wieder zu der Stelle kamen, wo unsere Wasserrinne aus den Felsen heraustritt. Und da sollten wir vor kurzem heruntergekommen sein? Als wir jetzt hinaufblickten in diese Felswildnis von niederdrückender Großartigkeit, da hätten wir es kaum für möglich gehalten, wenn nicht das traute Bächlein uns wieder sein lockendes Lied vorgesungen hätte. Ihm folgten wir und es führte uns wie ein Ariadnefaden durch dieses grauenvolle Labyrinth hindurch bis zu seinem Ursprung unter dem riesigen Überhang.

Seitdem wir auf unserem Abstieg hier geweilt, hatten wir keine Rast mehr gemacht; ein paar Schluck von dem köstlichen Naß und einige Bissen Schokolade erfrischten und stärkten uns; dann die Feldflasche gefüllt und weiter! Denn schon sank die Sonne. Die Schatten des Abends lagen im Tale, als wir vom „Hohen Gang" schaudernd hinabblickten; unmerklich und doch unglaublich schnell krochen sie höher und höher an den steilen Hängen empor. Als wir über das Lammerfeld eilten, leuchtete schon da und dort ein Stern zwischen Wolken hervor; und da wir die Scharte östlich vom Fritzerkogel erreicht hatten, lag nur noch der letzte müde Schimmer des erloschenen Tageslichtes über der weiten Hochfläche des Gebirges. Ob es uns gelang, in der Nacht zum Törleck-Jagdhüttchen hinabzufinden, in dem wir Obdach zu suchen gedachten? Doch

wozu überhaupt im Finstern aufs ungewisse da hinabstolpern, wenn wir morgen früh doch wieder heraufsteigen mußten? War es da nicht vernünftiger, gleich heroben zu bleiben? Meine Frau selbst sprach den Gedanken aus, den ich zwar schon erwogen, aber noch nicht geäußert hatte. Wir hatten schon unter schlimmeren Umständen im Freien übernachtet! Bei rasch zunehmender Dunkelheit fanden wir nach einigem Suchen eine sehr geeignete Rasenmulde am Fuße eines Latschenhanges; vor allem brachen wir dürre Latschenäste ab und bald loderte ein lustiges Feuer, an dem wir uns mit dem mitgebrachten Quellwasser Tee kochten. Im Scheine des Feuers trafen wir umständlich — denn wir hatten ja eine lange Herbstnacht vor uns — unsere Vorbereitungen für das Freilager, eine dichte Streu aus abgerissenen Latschenbüscheln ersetzte die Sprungfedermatratze, die ausgeleerten Rucksäcke, mit der Breitseite aneinander gelegt, waren das Leintuch, die beiden Aluminiumdosen mit den Wollfäustlingen drüber die Kopfpolster; dann zogen wir an, was wir eben zur Verfügung hatten, und deckten uns mit den Regenhautmänteln zu, die in solchem Falle den Vorzug haben, daß sie die Wärme hübsch unter sich zusammenhalten. So lagen wir vorzüglich und warteten mit offenen Augen auf das Nahen des Schlafes, wie auf ein Wunder, das freilich noch niemand geschaut. Aber „der Allbezwinger" wollte nicht kommen: war der Tee zu stark geraten oder war infolge des etwas überhasteten Aufstieges das Blut noch in zu heftiger Wallung? Oder war es das Ungewohnte unserer Lage, was uns den Schlaf nicht finden ließ? Aber wir bedauerten es nicht einmal, denn eben dieses Seltsame verdiente es, mit wachen Sinnen ausgekostet zu werden.

Unbeschreibliche Erhabenheit der feierlichen Bergnacht! Tiefe Stille! Kein Zeichen irgendeines Lebens, kein Laut! Wenn ab und zu ein Windhauch durch die Lüfte streicht, ist es wie ein leiser Seufzer der schlafenden Allmutter. Weltverloren! Lebenentrückt! Und doch: es gibt keine unwandelbare Ruhe! Da droben am Himmel ist Bewegung. Der Mond muß aufgegangen sein; wir sehen ihn nicht, aber die riesige Kuppel des Fritzerkogels vor uns, die früher so unheimlich finster, fast drohend, in den dunklen Himmel aufragte, ist nun von mildem Silberlicht übergossen und gespenstische Gliederung kommt in die toten Massen. Nach einiger Zeit steigt der Mond über der Höllkarwand empor und schaut auch auf unser Lagerplätzchen herab. Am Himmel zeigt sich lebhaftes Wolkentreiben; in den höheren Schichten muß eine starke westliche Luftströmung herrschen; in rasender Eile scheint der Nachen des Mondes zwischen den silbernen Wolken hindurchzusegeln, die ihn bald verhüllen, bald wieder zerfließen und den Blick in den abgrundtiefen, schwarzen Himmel weit, weit ober sich freigeben. 2 Uhr. Der Mond ist über unsere Mulde hinweggezogen und hinter dem Fritzerkogel verschwunden, der wieder schwarz auf uns herabstarrt. Der Himmel ist stark bewölkt; nur noch ein stumpfer Abglanz des Mondes durchdringt die Wolkenballen. Uns fröstelt. Es kostet einen Entschluß aufzustehen und wieder ein Feuer anzuzünden. Du leuchtendes Auge in dunkler Nacht, trifft jemanden dein lodernder Blick? Nein, weit und breit kein lebendes Wesen! Und wenn wir in Bergnot wären, wir gäben dieses Zeichen vergebens! Aber so wohlig auch seine Wärme durch die steif gefrorenen Glieder strömt, dieses prasselnde, flackernde, rauchende Feuer tut unseren Nerven fast weh: wie ein schriller Schrei zerreißt es die überirdische Öde der stillen Nacht. Wir lassen es bald wieder ausgehen; leise verknistert die letzte Glut; wohliges Dunkel wieder ringsum, köstliches Schweigen! Und leise entrückt uns der Schlaf die Wirklichkeit.

Aber noch vor Anbruch des Tages sind wir wieder auf; es geht ein kühler Wind; kein Stern am Himmel; üble Wetteraussichten! Aber wir können froh sein, daß der schon lange angekündigte Witterungsumschlag nicht früher eingetreten ist. Was tun? Nach Abtenau absteigen? Die vierstündige Straßenwanderung von da nach Golling schreckt uns ab. Über den Scharfen Steig zurück nach Lungötz? Wiederum fast drei

Stunden Talwanderung zur Bahn! Gehen wir doch lieber zu unserer trauten Söldenhütte! Aber wir müssen damit rechnen, daß jeden Augenblick der Nebel einfallen und der Regen losbrechen kann! Der Weg über die Tennalm und den ungeheuren Grießkessel zum Bleikogel wäre bei dem Versagen der Markierung unter solchen Umständen nicht unbedenklich. Also besser, wenn auch etwas weiter, den wohlbekannten Weg über Fritzerkogel und Hochbrett zum Bleikogel! Der ist, von der Natur vorgezeichnet, weniger leicht zu verfehlen. Beim ersten fahlen Tagesschimmer packen wir unsere Sachen zusammen, essen eine Kleinigkeit und nun vorwärts! Es dauert einige Zeit, bis die bleischweren Glieder wieder gehörig ihren Dienst tun; dann aber geht es flott den steilen Osthang des Fritzerkogels hinan über Grashalden und schuttüberstreute Platten zum Gipfel. Wie ein grau in grau gemaltes Bild, flächenhaft, ohne Licht, ohne Schatten liegt die Gegend vor uns. Weiter! Durch die westlich ziehende Mulde hinab auf den Kamm, der links mit der Gamsmutterwand jäh in das Gamskar abbricht; mißfarbige Nebel brauen da drunten. Der Kamm schwingt sich steil auf und sinkt wieder ab; eine scharf eingerissene Scharte bietet eine kurze Kletterei in gut gestuftem Fels. Das breite Rasendach des Hochbretts, 2311 *m*, queren wir nur auf der rechten Seite und laufen dann hinab in die breite Senke zwischen ihm und dem Bleikogel, der soeben eine Nebelkappe aufgesetzt hat. Der Regen hängt schon förmlich herab; ein Glück, daß wir hier noch freie Sicht haben! Durch das rauhe Kar eilen wir, soweit dies eben die Geländebeschaffenheit zuläßt, auf den Bleikogel los. Tiefer und tiefer sinkt der Nebel herab, ein Windstoß und auch wir stecken im Nebel; es beginnt zu tröpfeln. Aber schon stehen wir am Auslauf jener Mulde, die sich zwischen dem Bleikogel und seinem westlichen Vorgipfel herabzieht, und steigen während des ersten tüchtigen Regengusses durch sie hinan zum Kamm, über den die Markierung läuft. Ein heftiger Nordwestwind begrüßt uns droben und peitscht uns Regen und feine Eisgraupeln schmerzhaft ins Gesicht. Aber das verschlägt nichts mehr; nun wissen wir uns schon nahezu geborgen, diesen Weg zur Söldenhütte, den wir selbst vor Jahren bezeichnet und so oft begangen haben, finden wir zurück, auch „wenn es Schusterbuben regnet"!

Und doch! wie so ganz anders sieht die Gegend im trügerischen Nebel aus! Fast gewaltsam müssen wir uns an alle Einzelheiten erinnern: aha, jetzt geht es wieder hinauf zum Schubbühel, jetzt zum Sattl neben der Schartwand; dann verrät uns eine Tafel, daß hier der Aufstieg zum Eiskogel abzweige. Als für einen Augenblick der Nebel zerreißt, stehen wir bei der Scharte, die zwischen Eiskogel und Napf eingesenkt ist und die schon mancher zu seinem Schaden mit der Tauernscharte verwechselt hat; also nochmals etwas hinan zum Nordhang des Napf und durch die nächste Lücke, die Tauernscharte, rechts hinab! Der Wind hat aufgehört, aber der Regen fließt gleichmäßig nieder und versetzt uns in jenen Zustand stumpfer Gleichgültigkeit, in dem der Mensch zur Maschine wird. Und tropfend vor Nässe erreichen wir nach fünfstündigem ununterbrochenem Eilmarsch die liebe Söldenhütte.

Die Bergwelt um den Wolayer See und den Hochweißstein

Von Ing. Eduard Pichl, Wien

„Deine Zukunft, See und Hütte,
Ist größer als deine Gegenwart!"

Prof. Dr. Viktor Waldner, Obmann der gewesenen Sektion Obergailtal am 16. 8. 1905 im Hüttenbuch der Wolayersee-Hütte

1. Vom Polinik bis zum Giramondopaß

Die Ostwand des Wolayer Seekopfes

In einer argen Zeit, da unser deutsches Heimatland von gewalttätigen, erbarmungslosen und dabei doch politisch kurzsichtigen Feinden allseits sinnlos zugestutzt und verstümmelt wurde und wo dem deutschen Bergsteiger viele Gipfel, ja ganze Berggruppen geraubt worden, so daß seinem Höhen- und Weitendrange dermalen enge Grenzen gesteckt sind, kann dieser Bergsteiger seltsamerweise noch Wunder erleben und Entdeckungen machen.

Wie wenige Alpenwanderer und wie wenige Bergsteiger überhaupt kennen den prächtigen, von den Italienern vielbegehrten Wolayer See in den Karnischen Alpen knapp an der Grenze zwischen Österreich und Italien! Wie unbekannt ist es doch in weitesten Bergsteigerkreisen, wo die Hohe Warte (italienisch Monte Coglians) und wo die Kellerwand oder wo die bogenförmige Felsmauer des Biegengebirges mit ihren sieben Erhebungen zu suchen ist!

Nun, da unser engeres Vaterland kleiner geworden, ist es ein doppelter Glücksfall für alle Bergfreunde, daß die Sektion „Austria" unseres Vereins ihr altes Hüttengebiet nach dem Kriege sozusagen neu entdeckt und die alte, im Jahre 1915 zerschossene Hütte am Wolayer See wieder aufgebaut hat. Wer seinen Fuß zum ersten Male in dieses Gebiet setzt, kann nur staunen, daß es tatsächlich noch Winkel in Österreich gibt, die ihm eine neue Welt bedeuten.

Die Berge des Wolayer Sees bilden den Glanzpunkt der Karnischen Hauptkette. Ihr Kamm stellt die staatliche Grenze Oberkärntens gegen Welschland dar. Der Aufbau der sich zwischen Julischen Alpen und Sextener Dolomiten erstreckenden Karnischen Alpen, Kalk und Schiefer, zeigt eine sehr verwickelte Zusammensetzung: der hellgraue

Devonkalk herrscht vor, Schiefer und Grauwacke bilden teils das Fußgestell, teils sind sie aufgefaltet inmitten der Kalkmauern[1]).

Kollinkofel und Kellerwand sind Korallenriffe aus der Devonzeit von großer Mächtigkeit. Reich sind die Funde an Versteinerungen. Wenn man vom Valentintörl zum See absteigt, findet man Kalkblöcke, zusammengesetzt aus den Resten fremdartiger Wesen, die vor Millionen von Jahren dort gelebt haben. Auch die übrige, das Riff bevölkernde Tierwelt, Muscheln, Seelilien und Krebse sind auf dem Valentintörl in besonderer Mannigfaltigkeit und Schönheit aufzufinden, so daß man aus der eisigen Zone der Hochalpen an den Brandungsstrand eines tropischen Meeres versetzt zu sein glaubt. Versteinerungen finden sich auch auf dem Grate zwischen Kollinkofel und Kellerwand, sowie auf der Spitze der Kellerwand[2]). Das engere Gebiet der Berge um den Wolayersee ist begrenzt im Osten vom Plöckenpaß, 1366 *m*, auf den der aussichtsreiche Polinik, 2333 *m*, herniederschaut und im Westen vom Giramondopaß, 1971 *m*. Der Zug erhebt sich vom Plöcken über den Fischenkofel oder Cellon, 2238 *m*, und nach der Einsattelung der Grünen Schneide, 2041 *m*, über den Kollinkofel, 2742 *m*, zur Kellerwand, 2769 *m*, und erklimmt seinen Höhepunkt, zugleich die beherrschende Erhebung der Karnischen Alpen überhaupt, in der Hohen Warte (Monte Coglians) mit 2780 *m*. Über die Seewarte (fälschlich Judenkopf), 2595 *m*, nach Westen abstürzend, erleidet er dann eine tiefe Einschartung in dem 1977 *m* hohen Wolayerpaß und stürmt gleich darauf mit jähem Aufschwung zum mächtigen östlichen Eckpfeiler des Biegengebirges, dem 2554 *m* hohen Seekopf empor. Über Monte Canale, 2540 *m*, Chiana-letta-Grat, 2472 *m*, Cima di Sasso Nero, 2468 *m*, Wolayerkopf, 2470 *m*, und Biegenköpfe senkt sich hierauf der stellenweise stark zerhackte Grat zum grünen Giramondopaß nieder.

Der Hohen Warte nördlich vorgelagert ragen zwischen Wolayer- und Valentintal der Rauchkofel, 2460 *m*, samt seiner Rückfallkuppe, dem Maderkopf, 2155 *m*, und davon durch das Wodner Törl, 2063 *m*, getrennt die weißen Kalkriffe von Gamskofel, 2526 *m*, Mooskofel, 2510 *m*, und Plenge, 2372 *m*, die der Mooskofelgruppe angehören, in die Lüfte.

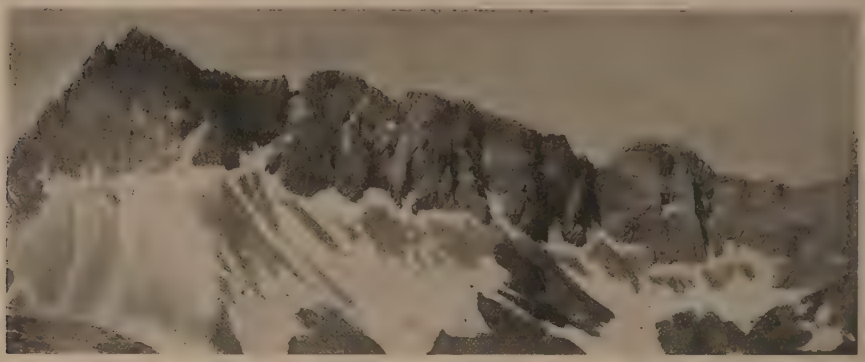
Unmittelbar nördlich vom Einschnitt des Wolayerpasses ruht der smaragd- bis blaufarbige einsame Wolayersee, 1951 *m*, in dessen geheimnisvoll schweigendem Gewässer sich Rauchkofel, Seewarte und Seekopf widerspiegeln. Er verdankt sein Leben einer Vertiefung, welche durch die vom Seekopf und der Seewarte abfließenden Gletscher weiter ausgehöhlt wurde. Daß sich das Wasser darin halten konnte, ist wohl nur derart zu erklären, daß der Tonschiefer der Gletscherbäche die Abzugsspalten im Kalkgebirge allmählich verstopfte[3]. An des Sees nördlichem Ende trauerten von 1915 bis 1922 die kargen Reste der Wolayersee-Hütte der Sektion Austria des D. u. Ö. Alpenvereins.

Erreichbar ist dieses Gebiet im Zugang von Norden: Von Oberdrauburg an der Österr. Bundesbahn auf der prächtigen, mit Kraftwagen befahrenen Straße, die in vielen Kehren durch Wald über den Gailbergsattel, 982 *m*, in dreistündiger Fußwanderung nach Kötschach führt oder auf dem Wege vom Gailbergsattel über den Röthensattel nach St. Jakob und Birnbaum im Lesachtale (oberstes Gailtal); von Birnbaum führt der Weg über die tiefeingeschnittene Gail nach Nostra und über die Obere Wolayer Alpe in abgeschiedener Gegend und wohltuender Einsamkeit zum See hinauf.

[1]) Siehe Georg Geyer „Über die Hauptkette der Karnischen Alpen", Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1898.
[2]) Dr. Fritz Frech „Aus den Karnischen Alpen", Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1890.
[3]) Frech a. a. O.

Lichtbild von „Edda-Film-Wien"

Seekopf, Chianaletta-Grat und Wolayer See



Lichtbild von Karl Sandtner, Wien

Das Biegengebirge

(Seekopf — Tangelloch — Monte Canale — Chianalettagrat — Sasso nero-Scharte — Cima di Sasso nero — Austriascharte)

Kriegsaufnahme

Raudenscharte mit Ciadenis, Hochweißstein und Hochalplspitzen

Von Süden wird von Ofen (Forni-Avoltri) über das freundliche, rotbedachte Dörfchen Collina zum Wolayerpaß angestiegen, indem man zuerst auf schönem Wege dem Rio Moreret, dann dem Rio Landri solange folgt, bis sich links (nördlich) der große Kessel auftut, durch den ein im Kriege wesentlich verbesserter, als Straße beginnender Karrenweg fast mühelos zwischen Seekopf, links, und Hoher Warte, rechts, an den Riesenplatten der Seewarte vorbei zum Wolayerpaß hinanleitet, von wo ohne Höhenverlust See und Pichl-Hütte in wenigen Minuten erreicht werden.

Der meistbegangene Weg aber ist der von Osten über Mauthen. Diesen anmutig gelegenen Ort erreichen wir entweder von Oberdrauberg aus, wie oben erwähnt über den Gailbergsattel oder in etwas lange dauernder Fahrt mit dem „Gailtaler Expreß"[1]) auf der Gailtaler Bahn, die von der Linie Villach—Pontafel in Arnoldstein abzweigt, über Hermagor zu ihrem Endpunkt Kötschach —Mauthen.

Kötschach (706 *m*) und Mauthen (707 *m*), zwei voneinander eine Viertelstunde entfernte und durch die Gail getrennte, immer mehr aufblühende liebliche Flecken mit zahlreichen Ausflugsmöglichkeiten, sind die besten Tal-Ausgangspunkte. Beide Orte sind im Sommer von Gästen stark besucht und es hat daher die Sektion Austria im Jahre 1925 in Mauthen eine Talherberge für die Mitglieder des Alpenvereins geschaffen. Senkrecht zur Straßenrichtung Oberdrauburg—Kötschach—Mauthen—Plöcken stellt eine andere, weniger gute Straße die Verbindung mit dem Lessachtale her. Diese führt in vielen Windungen, alle Gräben und Schluchten auswischend, die einzelnen Talstufen hinan über St. Jakob und Podlanig nach Birnbaum, 974 *m*, wo im Gasthause Hubers und in Seyrers „Edelweiß" gute Unterkunft und Verpflegung geboten wird. Über Liesing (1043 *m*), St. Lorenzen (1128 *m*), weiter den bekannten Wallfahrtsort Luggau (1179 *m*), Unter- und Obertilliach (1450 *m*) steigt der Weg zum Kartitscher Sattel (1523 *m*) an und mündet, über Kartitsch (1358 *m*) absinkend, in Sillian ins Pustertal, wo wieder die Eisenbahn erreicht wird.

Im Sommer 1925 erteilten die Kärntner Behörden die Zustimmung zur Einführung eines Kraftwagenverkehrs, vorläufig zwischen Kötschach und Birnbaum. Jeder Bergsteiger, der einmal die siebenstündige Fußwanderung von Kötschach nach St. Lorenzen gemacht hat, wird die nun bestehende Befahrungsmöglichkeit des Lessachtales dankbar begrüßen.

Wir kehren nach Mauthen zurück, das im Kriege zur Vergeltung für die Beschießung von Collina von der feindlichen Artillerie 34mal beschossen, dabei aber im Gegensatz zum eingesehenen Kötschach nur wenig beschädigt wurde, und wandern nun zum See hinauf. Auf einem Fußsteig an dem Wallfahrtskirchlein Maria Schnee vorbei oder gleich auf der Plöckenstraße, geht es sachte und genußvoll, hoch über dem rauschenden Valentinbach der trotzigen Stirne des Frischenkofels entgegen, zum Gasthaus Eder; das in 1¼ Stunden erreicht wird. Unterwegs zweigt rechts bei einer Tafel und einem Bildstock der Anstieg auf die Mauthner Alpe ab.

Wer zum Plöckenpaß will, folgt weiterhin der öfter im Jahre durch Wildbäche beschädigten Straße bis zum großen Soldatenfriedhofe, wo sie zu einer langen Schleife nach Westen ausholt. Um diese zu kürzen, steigt man am östlichen Rand des Friedhofs den wurzelreichen steilen Fußpfad, Leitersteig genannt, auf die Straße hinauf und gelangt, etwa 2 Stunden nach dem Verlassen Mauthens, zu dem im Kriege zerstörten, nun aber an derselben Stelle neu erbauten Plöckenhause. Von hier wird in 20 Min.

[1]) Seit Juni 1925 sind für die Sommermonate die Zustände auf dieser Flügelbahn wesentlich besser geworden. Aus dem „Gemischten" ist ein Personenzug geworden und die Fahrtdauer von 4½ auf 2¼ Stunden herabgesetzt worden.

das schartenähnliche Tor des Plöckenpasses, 1366 *m* (ital. Passo di Monte Croce) mit der italienischen Finanzwache erreicht. Von dem, ganzjährig bewirtschafteten Plöckenhaus kann man schnell zur Unteren Valentinalpe gelangen, wenn man westlich zur Theresienhöhe ansteigt, wo man die alte Römerstraße trifft und ihr folgend in schwachem Gefälle in das Valentintal wandert.

Ein anderer Weg führt von Mauthen am rechten Ufer des Valentinbaches, er ist länger als die Straße, wenig begangen und daher stark verwachsen. Man geht wie beim Anstieg auf den Polinik[1]) über den Valentinbach auf dem Wege bis zu der die Abzweigung zur Misoriaalpe weisenden Tafel. Anstatt nach links nun geradeaus weitergehend, kommen wir zu fünf Tafeln, von denen zwei auf den Polinik und drei über Hinterrauth[2]) und Angerbrücke zum Plöckenpaß weisen. Unser Weg verläuft ziemlich eben und kann in der Nähe der Einmündung des Valentintales über eine Brücke zur Plöckenstraße hinüber verlassen werden. Wer ihm treu bleibt, kommt über die beschädigte Angerbrücke beim Plöckenfriedhof auf den Beginn der großen Straßenschleife.

Wir aber, die wir zum Wolayersee streben, wenden uns 25 Min. hinter dem Gasthause Eder, noch vor der Einmündung des Valentinbaches auf blau-weiß-blau[3]) bezeichnetem und mit zwei Tafeln versehenem Weg durch anmutigen Föhren- und Buchenwald nach Westen und wandern gemütlich längs des Valentinbaches an der Unteren und höher oben an der Ruine der im Kriege zerstörten Oberen Valentinalpe, für die seither einige Kavernen Ersatz bieten, vorbei. In der Gegend der Unteren Valentinalpe kamen vor Jahren viele Kreuzottern vor, denen besonders der verstorbene Ederwirt mit Erfolg nachstellte. Der Krieg hat das Gezücht gänzlich ausgerottet und es ist mir auf meinen oftmaligen Wanderungen durch das Valentintal zu keiner Tageszeit seit dem Jahre 1921 gelungen, auch nur eine Otter je zu Gesicht zu bekommen.

Kellerwand und Hohe Warte, die dem Valentintal mit himmelanstrebenden, mehr als 1000 *m* hohen Steilmauern entsteigen, zeigen uns unterwegs beständig ihre fast erdrückend wirkenden Nordabstürze. Oberhalb der Reste der Oberen Valentinalpe überschreitet man einen schwach ansteigenden Boden, von dem nach rechts (nördlich) in 1 Stunde das Wodner Törl zu erreichen ist. Unser Weg führt geradeaus über Geschiebe auf den meist mit firnartigem Schnee bedeckten spaltenlosen Valentingletscher und, an dessen nördlichem Rande auf bezeichnetem Steige empor, zu dem zwischen Hoher Warte und Rauchkofel eingeschnittenen, durch einen Felskopf zwiegescharteten Valentintörl, 2138 *m*. Der Gletscher wird von den Schneemassen der Kellerwand, der Hohen Warte und des Rauchkofels gespeist.

Wenn man spät im Jahre über dieses, dann fast apere Eisfeld geht, kann man alle Erscheinungen und Kennzeichen eines richtigen Gletschers vorfinden. Wer den Schleier der geologischen Geheimnisse dieses auf die Silur- und Devonzeit zurückgehenden Gebirgszuges lüften will, hole sich Aufschluß in den vorzüglichen Abhandlungen von Dr. Fritz Frech in unserer Vereins-Zeitschrift von 1890 und von Georg Geyer in der Zeitschrift von 1898.

Vom Valentintörl leitet der Steig über den kleinen schneebedeckten Wolayer-

[1]) Siehe Seite 145.

[2]) Unter „Hinterrauth" versteht man das Gelände zwischen der Wegabzweigung zur Misoriaalpe und der Höhe des Ederwirtshauses.

[3]) In den Jahren 1912 und 1913 bezeichnete das Jägerbataillon 9 die grenznahen Wege zwischen Naßfeld und Luggau mit den Farben blau-weiß-blau. Auf jenen Wegen, die zur Grenze führten, wurden die Farbstriche senkrecht auf die Linie des Grenzverlaufes, bei den mit der Grenzlinie gleichgerichteten Wegen aber in der Richtung der Grenzlinie angebracht. Der D. u. Ö. A.-V. (die ehemalige Sektion „Obergailtal") übernahm dann diese Bezeichnung und stellte Wegtafeln mit diesen Farben auf. (Mitt. des Obstlt. Freih. v. Kaschnitz.)

gletscher hinab zum See und zur Eduard-Pichl-Hütte (1960 *m*) an dessen nördlichem Ufer. Die Hütte ist von Birnbaum in 4¾ Stunden, von Collina in 2 und von Mauthen in 5 Stunden zu erreichen.

Von Birnbaum überschreitet man das tiefe Bett der Gail, an deren rechtem Ufer nun entweder über das östlich vom Wolayerbach gelegene Wodmaier oder, wie meist üblich, über Nostra angestiegen wird. Noch unterhalb von Nostra weist eine Tafel an einem Kreuz zum Soldatenfriedhof des k. und k. Feldjägerbataillons 30. Ein bequemer Weg leitet dann etwas absteigend in den Kessel der Unteren Wolayeralpe. Auf einem Felsblock erblicken wir gegenüber der Baons-Baracke die schwarz angestrichene Hubertuskapelle, über deren Entstehen eine Tafel Auskunft gibt: „Zur Ehre Gottes erbaut im Jahre 1916 unter der Leitung des Herrn Baons-Kmdtn., Hauptmann Karl Herber, von der Mannschaft der Pionierabteilung des 2. k. k. Kärntner Freiw.-Schützenbaons. Eingeweiht und dem Schutze des hl. Hubertus empfohlen vom Feldkurat J. Watzinger am 23. Mai 1916". Wir überschreiten nun bald den Wolayerbach. Gehen wir jedoch vorher auf unserem Bachufer noch ein Stückchen aufwärts, so gelangen wir zu dem schön gelegenen zweiten Soldatenfriedhof des Feldjäger-Baons 30.

Am rechten Ufer führt uns nach der Übersetzung der Weg an der Wodnerhütte und an einem unter Lärchen stehenden Hüttlein vorüber gegen den obersten Talboden mit den zerfallenden Baracken der Reservestellung des F.-J.-Baons 30. Ein prächtiger Wasserfall, der „Hildenfall", so benannt nach der Frau des Baons-Kmdtn. Walter, gibt einen stimmungsvollen Abschluß. Links unterhalb des Wasserfalles sieht man das in die Felswand eingehauene Hochbild des Majors Walter, darüber ein Jägerhorn mit der Zahl 30, bekränzt von Eichenlaub, darunter auf einem Bande: „1915 k. k. Feldjäger-Baon 1916" und die Unterschrift „Heinrich Walter, Major". Als Schöpfer ist „Drah" genannt. Der Steig strebt nun stark nach rechts und windet sich durch schütteren Wald auf den höheren Boden, die Obere Wolayeralpe, an deren bescheidenem Überbleibsel nun über einen abgeholzten Moränenhügel, immer das großartige Bild der Biegenwände vor Augen, der nächsthöhere Seeboden, das „Angerle" erreicht und auf weitausgreifenden Wegwindungen das „Birnbaumertörl" mit See und Pichl-Hütte gewonnen werden.

Außer dem Valentintörl und dem Wolayerpaß besitzt die Gruppe noch einen hochgelegenen Übergang, das Wodnertörl (2063 *m*), zu dem von der Oberen Valentinalpe ein dürftiges, stellenweise verschwindendes Steiglein und aus dem obersten Valentintal rote Wegzeichen hinaufführen. Vom Wodnertörl sinkt nach Norden ein breiter Kriegsweg ab und zieht an dem Judenkopf vorüber in zwei Ästen ins Wolayertal hinab. Rechts (nördlich) vom Judenkopf leitet ein guter Zickzackweg, der sich tiefer unten mit dem vom Raimundatörl herabkommenden Weg vereinigt, durch den breiten Schultergraben zu Tal, links (südlich) des Judenkopfes führt ein oben undeutliches Steiglein durch den engen Judengrasgraben hinab. Im Schultergraben gewahrt man dort, wo der Weg zum Raimundatörl eine Steilstufe nimmt, zwei große Höhlen. Von diesen erzählte mir der alte Huber in Birnbaum, eine altösterreichische Bauerngestalt mit auffallend hoher Selbstbildung, der früher auch Landtagsabgeordneter war, für die Erhaltung der prächtigen Lesachtaler Volkstracht Hervorragendes geleistet und seinerzeit „der König des Lesachtales" genannt wurde, daß der Bauer Kofler mit einem langen Bindfaden in das Innere der einen Höhle eingedrungen sei und schöne Tropfsteingebilde gefunden habe. Als die Schnur abgelaufen, habe er vorzeitig den Rückweg antreten müssen, ohne die Geheimnisse der Höhle nur annähernd erforscht haben zu können. Mit der Pichl-Hütte ist das Wodnertörl durch ein weiß-rot-weiß bezeichnetes, für Geübte gut gangbares Steiglein, das in 2 Stunden um die zerfurchte Nordseite des Rauchkofels

herumführt, verbunden. Von der Oberen Wolayeralpe leitet ein guter weiß-rot-weiß bezeichneter Steig zum grasigen Giramondopaß empor. Und endlich vermittelt das selten besuchte Raimundatörl (2050 *m*) den Übergang aus dem zwischen Mooskofel und Plenge einschneidenden Sittmooser Tal in das vom Abfluß des Wolayersees durchströmte Wolayertal.

Von den Bergen dieses Gebietes wurden lange Jahre hindurch nur die von Paul Grohmann schon in den 60er Jahren erstiegene Hohe Warte und die Kellerwand öfter besucht. Die halbkreisförmig gekrümmte Felsmauer aber, die vom Wolayerpaß in kühnem Bogen zum Giramondopaß hinüberbaut und der Oberen Wolayer Alpe den herrlichen Rahmen schafft, ist fast noch ganz unbekannt. Wegen der bogenförmigen Gestalt wurde dieser Zug schon in frühen Zeiten im Volksmunde Biegengebirge genannt. Nur einer, der Friulaner Peter Samassa, ein leidenschaftlicher Wildschütze, war dort zu Hause und hatte gelegentlich seiner Jagden und der Hindernisse, die ihm dabei von den Kärntner Jägern bereitet wurden, schon viele Gipfel besucht.

Mitten in dieses weltverlorene, seit den Ersteigungen von Kellerwand und Hoher Warte durch Paul Grohmann nur wenig besuchte, im Westen und Süden von dräuenden Felswänden eingefaßte Gebiet stellte im Jahre 1896 die ehemalige Sektion „Obergailtal" des D. u. Ö. Alpenvereins die Wolayersee-Hütte, die sie dann 1908 samt einem großen Arbeitsgebiet an die Sektion Austria abtrat. Als am 23. Mai 1915 der Krieg mit Italien ausbrach, wurde dieses Bergsteigerheim eines seiner ersten Opfer, denn das Gebiet um die Hütte wurde Kampfplatz. Nach Beendigung des Krieges beschloß die Sektion Austria im Grundsatze die Hütte wieder aufzubauen, doch blieb es einstweilen beim guten Willen und erst nach der Wahl eines neuen Ausschusses im Jahre 1921 wurde zur Tat geschritten.

Es war nun ein naheliegender Gedanke, das an vielen Stellen bei den Baracken und Unterständen aus der Kriegszeit aufgestapelte und herumliegende Bau- und Brennholz zu sammeln, um es für den Wiederaufbau der Hütte verwendbar zu machen. Die Landes-Bergesstelle für Kärnten überließ der Sektion Austria das Holz käuflich und es handelte sich nur noch um die Beistellung von Arbeitskräften. Und da fanden sich auf unseren Ruf mehrere Hochschüler, sowohl Mitglieder der „Jungmannschaft der Austria" wie solche der befreundeten „Akademischen Sektion Wien", die sich bereit erklärten, an den Bergearbeiten mitzuwirken.

Als die Wiener Hochschüler beim See einlangten, mußten sie sich erst eine dachlose, kahle Hütte auf dem Frauenhügel für ihre Zwecke instand setzen, was trotz des Mangels an Werkzeugen bald geschehen war. Während dieser Zeit wurde — bei schlechtem Wetter — im Freien gekocht und es mußten die Lebensmittel aus Mauthen oft selbst heraufgetragen werden. Es waren Tage der alten Einfachheit und Bedürfnislosigkeit, wie sie an die Zeiten der ersten Alpenforscher erinnerten. Verweichlichung war unmöglich, denn man schlief auf den Pritschenbrettern sogar ohne Unterlage — durch welche „Einfachheit" man allerdings seine Spannkraft für die meist langen und schwierigen Bergfahrten sehr beeinträchtigte.

Die kleine Hütte, in der auch ich viele Wochen zubrachte, ließ die Sektion „Austria", da sie von Hirten und Messing-„Hamsterern", Leuten, die nach dem Metall der Gewehr-Geschoßhülsen und nach den kupfernen Führungsringen der Artilleriegeschosse suchten, arg beschädigt worden und in einen trostlosen Zustand geraten war, in den Jahren 1924 und 1925 wieder instand setzen, die Doppelpritschen und den Herd erneuern und mit vergitterten Fenstern und einer festen sperrbaren Türe versehen. Einige Jungmannschaftsmitglieder und ich schafften im Verein mit dem Hüttenwirt Wellbleche aus Unterständen herbei, deckten das Dach, das dann tüchtig mit Felsblöcken beschwert wurde und ebneten einen kleinen Platz vor der Hütte. Es ist nun zu

hoffen, daß das von mir „Akademiker-Hütte" getaufte, sehr bescheidene Bergsteigerheim, das auch mit einigen Strohsäcken, mit Decken und Kochgeschirr ausgestattet wurde, am Leben bleiben und besonders der geldschwachen Bergsteigerjugend gute Dienste leisten wird.

Trotz vieler Schwierigkeiten gelang es noch im Jahre 1921, einen großen Teil des Holzes in die Nähe der Hütte zu bringen, wo es durch luftiges Aufschlichten vor dem Verfaulen geschützt war. Mit wärmstem Danke muß ich bei Anführung der Hochschülerarbeiten des Schwedischen Roten Kreuzes gedenken, das uns im Sommer jenes lebensmittelarmen Jahres für die Verpflegung der Hochschüler Fett, Milch, Mehl und Zucker spendete.

Um einen Ortsaugenschein vorzunehmen, besuchten wir zu Dritt Ende Juli 1921 das Arbeitsgebiet. Was den Bauplatz betrifft, so war es ein verlockender Gedanke, die Hütte auf den „Frauenhügel" selbst zu stellen, von welchem Punkte ein herrlicher weitreichender Ausblick geboten ist und von wo der aus dem Norden Zuwandernde das Haus schon von weitem sehen könnte. Da die Ausführung dieses Planes aber wesentlich höhere Kosten erfordert hätte, denn die Oberfläche des Hügels ist von Schützengräben durchwühlt und das Wasser zu entlegen, und da der alte Hüttenplatz grundbücherlich eingetragenes Eigentum der Sektion Austria ist, so entschieden wir uns dahin, die Hütte wieder dort aufzubauen, wo sie früher stand, gegen Norden und Westen geschützt durch den Frauenhügel, einige Meter oberhalb des Sees und unweit des Seeabflusses. Die Ausführung wurde dem Zimmermeister Andreas Wald in Mauthen übertragen. Der Bau wurde im Juli 1922 begonnen, mußte wegen des überaus ungünstigen Wetters aber im September eingestellt werden und wurde dann im folgenden Sommer beendet.

Das Bergsteigerheim ist aus Bruchstein gebaut, besitzt einen nach dem See vorspringenden Erker und ein hohes Mansardendach. Vom Vorraum gelangt man einerseits in die vertäfelte und gemütliche vierfenstrige Gaststube und andererseits in die freundliche Küche, an die sich das Zimmer des Hüttenwirtes anschließt. Eine Treppe führt ins erste Stockwerk, wo sich zwei kleine Zimmer mit je 2 Betten und der große allgemeine Schlafraum mit 18 Doppelpritschenlagern befindet, so daß ein Belagraum für 40 Personen vorhanden ist[1]). Die Hütte ist gegen den See von einem 2 *m* breiten Hochplatz umgeben, von wo der Blick den See und die ihn umgebenden Felsriesen bewundert.

Gegen Norden wird die Hütte durch den Frauenhügel geschützt, eine kleine Erhebung, deren viele Laufgräben und Unterstände die Wichtigkeit, die dieser Punkt im Kriege besaß, anschaulich machen. Eine flatternde schwarz-weiß-rote Fahne bietet dem nahenden Wanderer den ersten Willkommgruß der Hütte. Am 6. August 1923 feierlich eröffnet und vom Ausschuß der Sektion Austria „Eduard-Pichl-Hütte" genannt, bietet dieses einfach ausgestattete Heim einen vorzüglichen Stützpunkt für den Übergang von Mauthen nach Birnbaum oder umgekehrt, für einige leichtere und für viele schwierige wie sehr schwierige Bergfahrten.

Ich möchte diese Bergwelt nicht „Dolomiten-Ersatz" heißen, denn das klingt nach Minderwertigkeit, aber jeden naturbegeisterten Wanderer und Kletterer, der diese Berge gesehen und näher kennengelernt hat, muß die stolze Eigenart der jähen Felsflanken anziehen; unserer deutschen Bergsteigerjugend winken die steinernen Zeugen einer uralten Zeit als dankbare Ziele und versprechen ihr Neuland und lohnende Betätigung beim Streben nach Lösung schwieriger Aufgaben.

---

[1]) Durch die Schönheit des Gebietes angezogen, stieg die Zahl der Besucher im Jahre 1925 derart, daß die Hütte meist überfüllt war und für 1926 an eine bedeutende Vermehrung der Schlafplätze gedacht werden muß.

Eine Gefahr drohte noch, als die Bauarbeiten schon in vollem Gange waren: Die Unsicherheit in der Grenzführung gegen Italien. Als Grenzlinie hatte nach dem Zwangsfriedensvertrag von St. Germain die Wasserscheide zu gelten. Nun behaupteten die Italiener, daß der Wolayersee einen starken Abfluß nach Süden, also nach Italien habe und daß daher der ganze See ihnen gehöre; ja selbst nach den nordöstlich vom See gelegenen Rauchkofel und Mooskofel wie nach dem Polinik streckten sie verlangend ihre Hände aus.

In der Grenzregelungskommission war auf österreichischer Seite zuerst Oberst Bernhard, dann ab 1922 General v. Herway als Vorsitzender nach Kräften zugunsten Österreichs tätig. Hofrat Henriquez, der Präsident der Kärntner Landesregierung, stellte fest, daß der See ausschließlich von den Schneefeldern in der Nordwand der Hohen Warte und unterhalb des Valentintörls genährt wird. Der wärmste Dank dafür, daß der See und somit auch die schon im Bau gewesene Hütte unserer Heimat erhalten blieben, gebührt aber Herrn Major Heinrich von der österreichischen Grenzregelungskommission. Dieser stellte in seinen dienstfreien Stunden Beobachtungen und Versuche an, die erwiesen, daß der See seinen Hauptabfluß nach Norden hat. General Herway legte die Ergebnisse der Untersuchungen und geologischen Aufschlüsse Heinrichs in Paris vor und der See blieb bei Österreich. Es wurde entschieden, daß die alte Grenze, die schon vor dem Kriege über Kellerwand, Hohe Warte, Wolayerpaß und über den Kamm des Biegengebirges verlaufen war, bestehen bleibe. Major Heinrich kann daher mit Recht die Erhaltung des Wolayersees als Sieg auf seine Fahne schreiben.

Das Festlegen der langen Grenzen war eine außerordentlich mühsame Arbeit, da oft sogar um Dezimeter Bodens heiß gekämpft wurde. — Bei den vorgenommenen Gipfelmessungen wurden die Höhen im allgemeinen niedriger gefunden, als sie in der österreichischen Spezialkarte verzeichnet sind. — Längs der Grenze fand eine Neu-Triangulierung und auf Grund dieser eine vollkommen neue Vermessung statt.

Und nun will ich den Leser auf die Gipfel dieses Gebietes führen[1]).

Der Gailtaler Polinik, 2333 *m*

Er heißt so zum Unterschiede vom Polinik in der Kreuzeckgruppe. Seine Schreibung ist auch Polenik, Polenig oder Polinig.

Vom Promos, 2194 *m*, im Grenzkamm zweigt nach Nordwesten ein Ausläufer ab, der umschlossen vom Kronhofgraben, von der Gail, dem Valentinbach und dem Angerbach über den Köderkopf zur Köderhöhe, 2228 *m*, ansteigt, nach der Einsenkung des Lauchecks, 2153 *m*, sich wieder zur Elferspitz, 2251 *m*, aufschwingt und im anschließenden Polinik seine größte Erhebung findet.

Der Polinik ist der höchste Gipfel unter den an Schroffheit und stolzem Aufbau gegen Osten immer mehr verlierenden Gipfeln der östlichen Karnischen Hauptkette. Er ist mit Ausnahme des Westanstieges von allen Seiten gut zugänglich und vor allem ein leicht ersteigbarer Aussichtsberg.

Über den Nordgrat (Bockleitenkopf) erstiegen den Gipfel Heinrich Koban und Albin Ortner am 19. August 1893, nachdem sie schon 1889 durch die Ostwand abgestiegen waren. Koban stieg am 6. Juni 1900 über den Westgrat ins Valentintal ab und eröffnete am 23. August des gleichen Jahres den unmittelbaren Weg vom Polinikkar.

Um auch diese Warte des Gailtales kennenzulernen, ging ich an einem schönen Herbstmorgen des Jahres 1924 von dem Hause des Zimmermeisters Wald in Mauthen

[1]) Auf fast allen Gipfeln der genannten Berge hat die Sektion Austria durch Mitglieder ihrer Jungmannschaft Blechkassetten mit Gipfelbüchern hinterlegt.

auf dem Sträßchen gegen den Valentinbach, überschritt ihn auf einer Brücke und kam so auf den nach rechts führenden breiten und mit zwei Wegtafeln versehenen Weg. Er führt im Zickzack aufwärts, bis nach einer halben Stunde eine Tafel die Abzweigung zur Misoria-Alpe weist. Ein schöner, breiter Weg leitet nach Osten, dann über einen Zaun auf eine Lichtung und rechts herum in drei Viertelstunden zur entzückend gelegenen Alpe. Nun hielt ich mich rechts aufwärts zu einer Kriegsstraße, ging dann aber bei der Wegteilung nicht rechts (blau—weiß—blau), sondern links aufwärts zur Alpe Polinik (etwa 40 Minuten), dann gerade hinauf auf breitem Kriegssteig, der links unterhalb der Schneide bleibt, und rechts auf den Kamm. So gelangen wir in 25 Minuten bequem zu der Hütte der „Schrockebieralpe“[1]). Dort zweigt links ein schöner Weg ab und zieht in Windungen empor auf den zur Elferspitze führenden Kamm[2]), von dem aus die österreichischen Geschütze den Plöckenpaß beherrschten und ebenso zweigt rechts ein Zickzackweg ab, der über die „Bockleiten“ — eine steile Rasenhalde, in deren grünem Gehege ich damals 14 Gemsen zählte — in eine Scharte und weiter durchs Polinikkar auf die „Pfeife“, d. i. ein dem Westgrat vorgelagerter Gipfel, führt. Die beabsichtigte Weiterführung des Weges von der Pfeife über den Westgrat auf den Gipfel ist unterblieben.

Ich ging geradeaus und stieg höher oben durch eine geröllige Rinne, das sog. „Trotz“, mit Steiganlage hinauf. Beim Ausstieg fand ich Quellwasser, das bis spät in den Sommer durch die ganze Schlucht rinnt. Die Rinne erweitert sich zu einem Kar. Der Steig führt angesichts der plattigen, aber gut gegliederten Ostwand des Gipfels links im Bogen unter den Unterständen und Hütten vorbei zum Spielbodenjöchl (1½ St.), von wo das rot bezeichnete Steiglein über Schutt auf den eine halbe Stunde entfernten Gipfel bringt.

Am längsten haftet der Blick wohl auf den prallen Mauern des Kollinkofels und der Kellerwand, schweift nach den Eisbergen des Nordens und dem Zackenmeer im verdämmernden Süden. Vom Gipfel ging ich dann wieder auf das Spielbodenjöchl und, über mäßig geneigte Grashalden nach rechts haltend, zum neuen Plöckenhaus hinab, von wo mich die alte Römerstraße zur Unteren Valentinalpe leitete.

Kleiner Pal, 1866 *m*
Freikofel, 1757 *m*
Großer Pal, 1809 *m*[3])

Diese drei Erhebungen sind erst im Kriege durch ihre Bedeutung für den Besitz des Plöckenpasses und durch die blutigen Kämpfe, die sich besonders auf dem Kleinen Pal und Freikofel abspielten, berühmt und besuchenswert geworden.

Man geht vom neuen Plöckenhaus auf der Straße taleinwärts, wendet sich knapp vor der ersten Brücke nach links und folgt einem bewachsenen Karrenweg, der im Zickzack zum Kleinen Pal ansteigt. Wo der breite Weg endigt, steigt man nach rechts empor und gelangt, auf dem von Laufgräben durchackerten und von Geschossen zerwühlten Rücken links gehend, auf den Gipfel mit dem Vermessungszeichen.

Um zum Freikofel zu kommen, benützt man die Grenzsteine als Wegweiser.

[1]) Mit „Bier“ hat diese Alpe noch weniger zu tun, als die früher übliche Schreibweise des Ortes Birnbaum, Bierbaum. Über die Herkunft des Namens sagte mir der Bürgermeister von Würmlach, Warmuth, daß in der Gegend das Wort „Schrode“ für ein Gebiet gebraucht werde, wo Felsen mit Weidegrund abwechseln, wo man also achtgeben müsse. Dr. Koban in Mauthen teilte mir mit: „Die Schreibweise „Schrodebier“ entspricht der landläufigen Aussprache. Ich vermute, daß der Name von „Schredgebirge“ kommt. Der verstorbene Anton Klaus erklärte mir, das Wort stamme von Schroggen, also Schrogga-Gebirg, daher wäre die richtige Schreibweise wohl „Schroggebirg-Alpe“. Auf einer alten Wegweisertafel des Verschönerungsvereins Mauthen fand ich die Bezeichnung „Schrossgebirgalpe“.

[2]) Dieser Kamm wird auch „Hagläger“ genannt. Hag = Schaf, daher auch manchmal der Name „Schafläger“ zu hören. (Mitteil. des Dr. Koban.)

[3]) Siehe auch meinen Aufsatz „Die wichtigsten Kriegsereignisse zwischen Freikofel und Hochweißstein“ in der „Zeitschrift 1926“.

Eine reiche Flora erfreut unser Auge, läßt uns aber die Erinnerungsbilder des Krieges noch düsterer erscheinen. Neben Alpenrosen blühen Edelweiß und Türkenbund, locken Erdbeeren und Himbeeren. Aus einer Mulde, zu der ein Aufstieg aus Tischlwang heraufführt, steigen wir in der Nordseite des Freikofels an und gewinnen bald seinen von den Italienern mit einer Siegessäule geschmückten Gipfel. Mühsam geht es dann über Gras, verborgene Felsstufen, Stacheldraht, Handgranaten u. dgl. auf den mit Betonstellungen ausgebauten Gipfel des Großen Pal, von wo man gegen den Promos weiterwandern oder durch das Angerbachtal zum Plöckenhaus zurückkehren kann.

Der Frischenkofel, 2238 *m*

Heißt auch Cellonkofel; der Name rührt von den jungen Schafen, den Frischlingen her, ist aber schon seit längerer Zeit auch unter den Einheimischen durch „Cellon" verdrängt worden. Ludwig Darmstädter und sein Führer Hans Stabeler führten am 30. Juni 1898 die erste turistische Ersteigung von Südwesten aus. Der Abstieg wurde über den Westgrat genommen. Heinrich Koban nahm am 14. August 1900 einen anderen Einstieg. Von Osten bestiegen den Gipfel die Führer J. Moser und A. Riebler gelegentlich einer Jagd. Im Kriege wurde auf der Südseite eine bequeme Weganlage zur Spitze gebaut und der Berg auch von der steilen Nordseite und von der zum Paß gekehrten „Cellonschulter" wiederholt erklettert.

Die erste Ersteigung über die Nordseite führten 1911 die Leutnants Schaufler und Illek aus. Sie stiegen zuerst auf dem begrünten Rücken, der oben in einen Pfeiler übergeht, in der Fallinie des Westgipfels an. Den Pfeiler verließen sie nach rechts in eine Schlucht, die sich zu einem schmalen mit einem überhängenden Block versperrten Kamin verengte. Dieser wird oben breiter und geht in eine Rinne über, über der eine schrofendurchsetzte Wand ansetzt, die unmittelbar zum Westgipfel führt.

Vom Kollinkofel kommend besuchte ich den schwer kriegsbeschädigten Berg im August 1925. Etwas unterhalb der Grünen Schneide führt ein breiter Kriegsweg nach aufwärts bis unter den Ostgipfel, der dann weglos oder durch einen Laufgraben erreicht wird. In zehn Minuten steht man bei dem Vermessungszeichen auf dem höheren Westgipfel, eine Stunde von der Grünen Schneide. Beide Spitzen gleichen Trümmerhaufen, ein Beweis dafür, welch große Rolle der Kampf um ihren Besitz im italienisch-österreichischen Kriege spielte[1]).

Vom Kollinkofel über die Grüne Schneide, 2041 *m*, ins Valentintal

Am 25. Juli 1923 verließ ich mit einigen meiner „Jungmannen" die behagliche Marinellihütte und stieg auf der im Abschnitt „Kollinkofel und Kellerwand" geschilderten „Strada" über den Südostkamm des Kollinkofels auf diesen. Beim Abstieg vom Gipfel folgten wir zuerst lange dem Kamm, hielten uns dann aber nach links und stiegen durch die plattige, mit Gras durchsetzte Ostwand in das zwischen Kollinkofel und Grüner Schneide eingebettete Kar. Dieses wurde nach Osten hin gequert, bis wir auf einen zur Grünen Schneide emporführenden Zickzacksteig stießen, dem wir folgten. Die Grüne Schneide war turistisch erstmalig im September 1888 von der Unteren Valentinalpe durch Dr. Frech erstiegen worden. Steiles Gras brachte uns in die nördlich der Grünen Schneide gebreitete Mulde, das „Grüne Tal", oder „Hohe Tal", in dem uns eine aufgefundene menschliche Hirnschale an stattgehabte Kämpfe erinnerte. Indes die Kameraden eine Rast hielten, suchte ich nach dem weiteren Abstieg. Unter den links (westlich) sich erhebenden Felswänden fand ich Steigspuren, denen wir folgten und die uns steil durch

[1]) Siehe meinen Aufsatz in der „Zeitschrift 1926".

Nach einem Originalaquarell von E. T. Compton
Von Herrn Josef Dobretsberger, Linz, überlassen

Das Biegengebirge vom Rauchkofel

Bruckmann aut. et impr.

Zerben zuerst links, dann rechts abwärts führten, wobei Achtsamkeit sehr nötig war, um die Trittspuren und Nagelkratzer nicht aus dem Auge zu verlieren. So gelangten wir tief unten in die rechts von uns herabziehende Schlucht, stiegen ganz leicht über Geröll in ihr abwärts, bis wir oberhalb eines Abbruches in einer plattigen, aber nicht schwierigen Wand zur Rechten von rechts nach links auf einen Kamm emporsteigen konnten und auf einem Steiglein durch das Gebüsch und auf meist schwarzer Erde rasch abwärts kamen. Das Steiglein führte unten in die Fortsetzung der oben verlassenen Schlucht. In ihr wie an ihrem westlichen Ufer absteigend, gewannen wir den Wald und den von der Unteren Valentinalm zum Valentintörl führenden Weg[1]). Im Valentinbach leisteten wir uns nach der Anstrengung des heißen Abstieges ein erquickendes Bad und kehrten dann über das Valentintörl zur Hütte zurück.

Kollinkofel, 2742 *m* und Kellerwand, 2769 *m*

Beide Berge sind eng aneinandergeschlossen und fußen mit gemeinsamer, die Bewunderung eines jeden Bergfreundes herausfordernder Nordwand im Valentintal. Nächst der Hohen Warte ist es wohl die Kellerwand, die lange Zeit als die vermeintlich höchste Erhebung der Karnischen Hauptkette angesehen, zur Ersteigung reizt.

Dem Vorschlage Geyers, mit Rücksicht auf die lange Ausdehnung der Gipfelschneide und der deutlich hervortretenden Erhebungen den Namen Kellerwand auf den ganzen Kamm zwischen Kollinkofel und Kellerscharte zu beziehen, dafür aber den höchsten Punkt als Kellerspitze zu bezeichnen, pflichte ich gerne bei.

Beide Berge haben die reichhaltigste Ersteigungsgeschichte des Gebietes.

Der Kollinkofel war schon früher bei der Gemsjagd von Adam Riebler in Mauthen bestiegen worden. Dieser führte dann den Oberbergrat Dr. E. v. Mojsisovics und A. Waldner aus Dellach am 22. September 1862 über den Plöckenpaß und die Obere Collinettaalpe auf den Gipfel. Den Grat zur Kellerwand hielt Mojsisovics ohne künstliche Hilfsmittel für unbegehbar.

Am 30. Juli 1867 folgten Paul Grohmann und der Führer Nicola Sottocorona; doch auch diese machten keinen Versuch eines Überganges auf die Kellerwand. Grohmann dagegen stieg mit den Führern Johann Moser aus Kötschach und Peter Salcher aus Luggau von Süden zur Grünen Schneide auf, nächtigte dort, betrat am 15. Juli 1868, nach Westen querend, das Eiskar und erstieg über den, den Gletscher westlich begrenzenden Grat, „Schnackl" genannt, die etwas niedrigere westliche Spitze des Doppelgipfels der Kellerwand.

Andere Anstiege vom Eiskar auf den genannten Grat führten A. v. Krafft und K. Östreich am 24. August 1895 und H. Klaus, H. Koban und J. Waizer am 16. September 1900 bei ihren Gipfelersteigungen aus. Den Übergang vom Kollinkofel zur Kellerwand machte als erster Turist J. Hocke aus Udine mit dem schon früher oben gewesenen A. Riebler aus Mauthen am 13. Juli 1878.

Die erste Überschreitung der Kellerwand führten am 29. August 1878 die Brüder Graf Guido und Cäsare Mantica mit Nicolo Silverio aus Tischlwang aus, indem sie über den Kollinkofel an- und auf dem Grohmannweg zum Eiskar abstiegen.

Vom Kollinkofel über den plattigen Ostgrat stieg zuerst Fritz Frech im Jahre 1887 ab, auf welchem Wege dann L. Darmstädter mit dem Führer Stabeler am 30. Juni 1898 anstieg.

Einen Abstieg vom Kollinkofel über das „Gabele" zum Eiskar vollführten G. von

[1]) Etwas östlich von der Null des Punktes 1230 der Karte „Die Umgebung der Eduard-Pichl-Hütte". Das Steiglein wurde im Jahre 1925 von der Grabenmündung in den Valentinbach bis ins Grüne Tal, etwas unterhalb der Grünen Schneide, rot bezeichnet.

dem Borne, F. Frech und R. v. Grimburg mit dem Führer J. Moser aus Kötschach im September 1889. H. Koban und K. Perschinka nahmen diesen Weg am 27. August 1899 im Aufstieg. Vom Gabele (Gaberl) geht es dabei zuerst über eine sehr schwierige, aber nicht ausgesetzte Wand hinauf und über ein breites, weit nach links gegen die Grüne Schneide führendes, fast 100 *m* langes Band zu einer Nische, von der zwei Kamine emporziehen. Durch den kürzeren klettert man ohne wesentliche Schwierigkeiten auf eine vorstehende Ecke und leicht auf den Nordgrat des Kollinkofels und auf die Spitze.

Aus dem „Keller" wurde die Kellerwand am 21. August 1895 durch G. Urbanis mit dem Führer Samassa erstiegen. H. Kofler und J. Zojer fanden am 8. September 1895 auch einen neuen Zugang über die sogenannte „Scala" östlich des Kellers. Diese „Scala" heißt bei den Einheimischen auch „Stiefel", weil der Aufstieg wie durch eine Stiefelröhre führt. Der Kollinkofel sendet nach Südsüdost einen Grat, mit dem in gleicher Richtung an dessen Westflanke eine Rinne emporzieht, die später bandartig wird. An einer sehr ausgesetzten Stelle dieses Anstieges hat der Innsbrucker Bergsteiger Pock seinen Namen verewigt. Er ist dort umgekehrt, weil er seinen Begleiter — einen Hund — nicht mehr weiter brachte. Während Kofler sich höher oben links hielt und westlich des Kollinkofels ausstieg, erreichten Gustav Felfernigg und Hermann Guggenberger im Jahre 1905 diesen Gipfel geradeaus durch den „Stiefel". Der neue Kriegssteig quert den „Stiefel" in seinem unteren Teil.

Von der Nordseite, aus dem Valentintal, hatten die Jäger Th. Bucher und F. Stramizer im Sommer der 60er Jahre einen Wanddurchstieg östlich des Wasserfalles gemacht, der sie zur Mündung des Eiskars führte. Dieser Anstieg wurde erst im Kriegsjahre 1916 wieder aufgefunden und versichert. Man geht von den Kavernen der Oberen Valentinalpe auf einem der beiden Steige, die zum Abfluß des Eiskars führen, bis zu den östlich vom Abfluß in der Wand sichtbaren Stiften und morschen Seilen, steigt über den steilen, grünen, mit einigen Bäumen bestandenen Zerbenrücken hoch an und gelangt durch eine Rinne in die Ausstiegsschlucht, von deren oberem Ende ein breites Band nach rechts zum Eiskar führt. Die Klammern und Stiften sind fast alle noch fest, die Seilreste dagegen unbrauchbar. Aus dem obersten Valentinkar stiegen J. Kugy und G. Bolaffio mit den Führern Samassa und J. Komac am 10. Juli 1899 durch eine höchst steingefährliche, abschreckende Schlucht auf. Der Bergführer Simon Ainetter aus Mauthen wiederholte diesen Anstieg aus jagdlichen Gründen. Ihm erschien als das Schwierigste der plattige Übergang aus der Schlucht ins Eiskar; er stieg wieder durch sie zurück[1]).

Den Westgrat zur Kellerscharte begingen Gustav Jahn und Ferd. Langsteiner am 10. September 1902 zuerst im Abstiege.

[1]) Ainetter — ein noch recht rüstiger Führer, der sich meist auf dem Plöckenhaus aufhält — war früher ein leidenschaftlicher Jäger. Von ihm, der nach seiner glaubwürdigen Versicherung in seinem ganzen Leben nur einen Rausch gehabt, wurde mir folgendes Stückchen berichtet, dessen Schilderung mir „Simerle" als richtig bezeichnete: Ainetter stand in Oberdrauburg in Postdiensten, was ihn aber nicht hinderte, sich öfter ohne Jagdkarte die Gamsböcke „anzuschauen". Dabei wurde er nun eines Vormittages um ½9 Uhr auf der „Herrenstiege", westlich der Plenge, von einem Gendarmen ertappt. Er nahm Reißaus, rannte um die Plenge südlich herum, durch den Lawinengraben hinab zur Gail, über die Röthen auf den Gailbergsattel und hinab nach Oberdrauburg, wo er um ½11 Uhr eintraf und sofort seinen Postdienst versah. Es ist das ein Weg, der sonst fast 5 Stunden erfordert. Unser „Simerl" wurde angezeigt, der Postmeister aber konnte beeiden, daß er den Ainetter um ½11 Uhr im Dienste angetroffen hatte und da es als ganz ausgeschlossen galt, daß ein Mensch um ½9 Uhr an der Plenge war und schon um ½11 Uhr in Oberdrauburg sein könne, wurde „Simerl" freigesprochen. Als jemand nachher zu ihm sagte: „Du mußt wie ein Jagdhund gelaufen sein!" erwiderte dieser: „Aber scho wia a guater Jagdhund!"

Eine eigenartige Leistung vollbrachte der Sittmooser Bauer Kofler, auch „Jast" genannt. Er erstieg am 2. September 1895 die Hohe Warte über die Nordseite, stieg unter der Kellerwarte in die Kellerscharte ab und kletterte dann den Westgrat der Kellerwand bis fast auf die Höhe des Kellerwandturmes an. Da die Zeit für die Ersteigung der Kellerspitze schon zu weit vorgerückt war, querte er nach Süden und nahm die Richtung gegen den Keller. Zuletzt mußte er sich mangels eines anderen Ausweges durch einen Kamin hinabgleiten lassen, wobei er mit den Daumen (!) bremste. Kofler hat seine vielen langen und schwierigen Turen anfänglich aus dem Grunde gemacht, um — seinen Rheumatismus zu vertreiben. Das gelang ihm auch; als Nebenwirkung stellte sich die Liebe zu den Bergen und zu schwierigen Fahrten ein[1]).

Am 30. Juli 1922 wanderten Ing. Viktor Hinterberger, Konrad Haberl, Toni Nießner, Otto Sickenberg und ich von unserer Blockhütte über den Wolayerpaß nach Süden. In diesem Jahre hatte sich, sehr zu unserem Bedauern, eine aus zwei Mann bestehende italienische Finanzwache unterhalb des Passes „eingenistet", die, wenn sie auch nicht feindselige Kriegshandlungen ausübte, so doch schon wegen ihres Vorhandenseins von uns als Störung empfunden wurde. Übrigens war mir und dem Zimmermeister Wald, da wir eines Tages über den Paß nach Collina hinabgegangen waren, um mit dem dortigen Maurermeister in Angelegenheiten des Hüttenbaues Verhandlungen zu pflegen, die Ehre zuteil geworden, von einem dieser Finanzer unter dem Jubel der Jugend bis in den Ort begleitet zu werden. Der „Brigadier" (Unteroffizier), ein freundlicher und höflicher Mann, ließ uns zwar nach einem Verhör frei, doch mich, der ich schon das Vergnügen einer russischen Kriegsgefangenschaft genossen hatte, gelüstete es nicht mehr danach, auch das einer italienischen zu verkosten.

Wir schlichen uns also im ersten Morgengrauen möglichst leise, wie richtige Schwärzer, über die „Stella" zum „Hohen Gang" und gelangten wirklich unbehelligt auf das „Dachl". Froh, die Hauptgefahr der ganzen Tur hinter uns zu haben, steuerten wir auf dem uns schon bekannten Steiglein gut gelaunt zur drüberen zweiten Rippe empor. Doch — o weh! Als wir über die Rippe auf unseren weiteren Weg hinübersahen, bemerkten wir dort auf einem aussichtsreichen Graskamm zwei mit Karabinern bewaffnete Gestalten auf und ab wandeln. Schnell wie der Blitz duckten wir uns unter die Rippe und beobachteten die „Finanzer" in gedeckter Stellung. Plötzlich ein Schuß! Also entdeckt und beschossen! Wir liefen unseren Anstiegweg zurück und zogen uns zwecks „Umgruppierung" in eine schwarze Höhle zurück. Auch die zwei von uns als Beobachtungsposten oben gebliebenen kamen bald mit der Meldung, daß die italienischen Streitkräfte gegen uns vorrückten. Wir traten daher einen geordneten Rückzug an, um nicht zwangsweise nach Collina oder Tolmezzo wandern zu müssen. Doch als ich mich nach einer Weile umsah, gewahrte ich auf der verlassenen Rippe die Verfolger. Einer schwenkte ein weißes Tuch und rief uns zu „Avanti!" Es blieb nichts übrig als den Weg der Friedensverhandlungen zu betreten. Wir machten „Kehrt Euch" und stiegen zu den beiden hinauf. Und nun — welch Vergnügen — löste sich aller Ärger in Wohlgefallen auf. Die beiden vermeintlichen Wächter waren ehrenwerte, mehr oder weniger jagdberechtigte Weidmänner, die uns zuerst ebenso ungern gesichtet hatten, wie wir sie; einer von ihnen war Edoardo Tolazzi, der Sohn der Wirtin von der Marinellihütte. Wir schüttelten einander verständnisinnig als neue Bundesgenossen die Hände und verständigten uns nach Möglichkeit; sie zeigten uns ihre Jagdbeute, einen Hasen und ein Steinhuhn und dann gingen wir zusammen, sie in selbstverfertigten Kletterschuhen, quer über die Hänge und auf einem im Kriege angelegten Weg zur Marinellihütte[2]).

[1]) Mitteilungen von Dr. Koban in Mauthen.
[2]) „Ricovero di Marinelli" der Societa Alpina friulana.

Ohne diesmal in die nach dem Kriege neuaufgebaute Hütte einzutreten, stiegen wir nun in den großen Graskessel nach Nordosten ab und querten dann die Kare gegen die Südwände von Kellerwand und Kollinkofel, um jene „Strada" zu finden, die uns Tolazzi als Aufstieg auf die Kellerwand empfohlen hatte. Und es ist tatsächlich ein breiter, schöner Weg, der, im Kriege hergestellt, in kühnen Windungen durch die Felswände emporführt. Links vom Einstieg sahen wir einen anderen Weg, er leitet in den „Keller", italienisch „Cianevate" genannt. Unser Steig führte zuerst an freier Wand nach rechts aufwärts, dann hinter einer Ecke, durch einen Bergsturz hindurch, vor einer zerfallenden Baracke scharf nach rechts in eine Schlucht, den „Stiefel", hinein, und diese von links nach rechts umkletternd, mit Hilfe einer Felsstiege auf den sanft ansteigenden Südostkamm, wo wir alte rote Wegzeichen trafen. Den deutlichen Steigspuren nun nach links (Westen) folgend, gelangt man ganz leicht an zwei Baracken vorüber, auf den Gipfel des Kollinkofels, etwa 2 bis 2¼ Stunden vom Einstieg.

Steil fällt der Blick auf das zerklüftete, nördlich unter dem Gipfel eingebettete Eiskar, aus dem der Nordanstieg Grohmanns und seiner Nachfolger auf die Kellerwand führt.

Vom Kollinkofel leitet nun der angelegte und teilweise mit noch recht guten Seilen versicherte Felsensteig, dessen Güte natürlich im Laufe der Jahre wesentlich beeinträchtigt werden wird, in der Südseite des Grates auf und ab, und wieder zwei Kriegsbaracken berührend, auf die östliche Kellerspitze. Der Weiterweg auf den westlichen Gipfel übersetzt eine Schlucht, wobei über eine rote, brüchige Stelle schwierig aufwärts zu queren ist; man steigt jenseits leichter als man erwartet, wieder durch eine Rinne an. Wir hatten vor, von dem erreichten Westgipfel nach Westen in den „Keller" abzusteigen und rechneten damit, auch weiterhin Versicherungen auf dem sonst sehr schwierigen Westgrate vorzufinden. An einer Wegteilung, wo auch rechts ein Seil auf den Grat hinausführte, wählten wir die uns besser dünkende Abzweigung nach links und gelangten über eine steile Geröllhalde zum Beginne einer Steilrinne, die in eine Kaminreihe überging.

Hinterberger und ich kletterten nun mit Benützung der hier allerdings nicht mehr verläßlichen, zum Teil morschen Seile durch die flachen Kamine abwärts. Um nicht Zeit zu verlieren, denn unsere Gefährten mußten wegen der Steingefahr oben warten, blieben wir in Nagelschuhen, erschwerten uns dadurch aber den Weg sehr und gaben zu viel Kraft aus. Endlich erreichten wir eine Rinne, von deren Ende wir aber enttäuscht in eine Reihe von glattwandigen und überhangenden Rissen hinabblickten, die in einer Schlucht auf steilem Schnee mündeten. Von dort wäre dann scheinbar[1]) der „Keller" allerdings leicht zu erreichen gewesen. Diesen gefährlichen Absturz aber zu bewältigen, trauten wir uns nicht mehr zu und so hieß es denn schweren Herzens: Zurück! Abgespannt trafen wir wieder bei unseren Gefährten ein und suchten nun mit ihnen einen Platz für das unvermeidlich gewordene Nachtlager. Auf einer kleinen, abwärts geneigten Schutthalde ließen wir uns nieder. Das darüberführende Steiglein wurde mit den Pickeln erweitert, ein Seil zur Sicherung gespannt und Schnee aus einem tiefen Loch geholt. Um ³/₄9 Uhr wurde es dunkel, der Mond legte kalte, scharfe Schatten auf die gegenüberliegende Felswand und als alle Vorbereitungen zu Ende waren, erwarteten wir die Nacht. Sie war sternenhell und nicht zu kalt, so daß sie verhältnismäßig rasch und gut verging. Zahlreiche Sternschnuppen durchkreuzten den feierlich auf uns herniederschauenden Himmel und tief unten glänzten die Lichter von Tischlwang und erinnerten uns an die dort warm gebettete Menschheit.

[1]) Wie gut wir getan hatten, umzukehren, zeigt das aufregende Erlebnis eines Alleingehers, Ing. Kleinhans, der sich dort abseilte, nicht mehr zurückkonnte, in eine Kluft des steilwandigen Schneekegels stürzte und nur wie durch ein Wunder den Keller erreichte. (Siehe Ö. A.-Z. 1923, Nr. 1009).

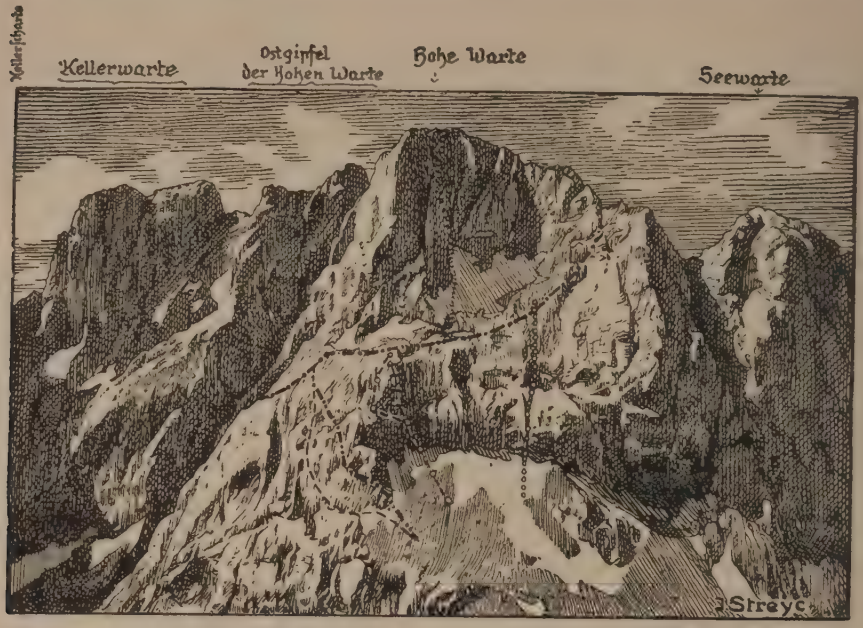
Um 6 Uhr brachen wir auf und stiegen über den Kollinkofel zurück. Bei einem Schneefeld löschten wir einen Teil unseres gewaltigen Durstes mit Tropfwasser und bummelten sodann auf die Marinellihütte. Dort nahm man nicht nur uns, sondern merkwürdigerweise auch unser schlechtes, aber wegen des gewaltigen Flächeninhaltes Ehrfurcht einflößendes österreichisches Papiergeld sehr freundlich auf. Ein Gläschen Vino nero tat seine Wirkung bei uns Ausgetrockneten und versetzte uns schnell in eine sehr lustige Stimmung, die sich bei dem harmlosen Abstieg zur Casera Moreret Luft machte. Einem Bade im Moreretbache folgte dann der Wiederaufstieg zum Wolayerpaß, den wir unbehelligt um 7 Uhr abends überschritten. Bald darauf saßen wir zufrieden um unseren Teekessel in der traulichen Hütte.

Die Kellerwarte (Croda di mezzo), 2713 *m*

Mit Hans Slezak war ich, anfangs August 1924 über den Plöckenpaß nach Italien gekommen, über den rot bezeichneten Weg zur Casera Collinetta, an der Casera Monument vorbei und endlich zur Marinellihütte in 2½ Stunden angestiegen. Obwohl eine Menge italienischer Soldaten, die zur Brunnenherstellung dorthin befohlen waren, die wie immer freundliche Wirtin stark beschäftigte, ließ sie es uns an nichts fehlen. Unter den Italienern war auch ein verwelschter Tiroler, der in reinster Tiroler Mundart sprach. Abends kam Edoardo mit einem Offizier aus Udine, der uns erzählte, daß er im Kriege in deutscher Gefangenschaft und zwar in Nürnberg geweilt habe. Das Wetter war elend, es regnete und schneite, wir aber freuten uns der warmen Stube, in der wir uns an Reissuppe, Spaghetti und Vino nero gütlich taten. Abends kamen noch Turisten aus Friaul, unter ihnen mehrere Damen, die am anderen Morgen sehr zeitlich auf die Hohe Warte gingen. Es war das einer der sonst eigentlich seltenen Besuche von Italienern auf der Marinellihütte.

Des anderen Tages blaute ein prächtiger Himmel beim Fenster herein, die Kellerwand aber und die ganze Gegend waren in blendendes Weiß des reichlich gefallenen Neuschnees getaucht. Wir beschlossen daher, nur einen Ausflug in den Keller, italienisch „Cianevate", zu unternehmen. Man steigt von der Hütte auf dem Steig nach Osten ab und quert dann über die Karren gegen die Kellerwand zu. Schon nahe der Wand führt ein schöner Kriegssteig nach Westen bis in den Eingang zum Keller. Wenn man diesen betritt, sieht man einen Zickzackweg aus dem Hintergrunde des Kellers auf die Kellerscharte, bei den Italienern auch „Jägersattel" genannt, führen, in der eine ihrem Zerfall entgegensehende Baracke steht. Die Scharte liegt 2522 *m* hoch, und wird links (westlich) von der Kellerwarte, 2713 *m*, rechts (östlich) vom Kellerwandturm, 2718 *m*, begrenzt. Wir stiegen bei schönstem Wetter, das Edoardo Tolazzi zu einem Pirschgang benützte, auf einem Kriegssteig vom Beginn des Kellers in die westlichen Felsen ein und gelangten auf diesem guten Steig ohne Mühe auf den Gipfel der Kellerwarte. Wir hielten ihn damals für den Ostgipfel der Hohen Warte und dachten über den Grat nach Westen weitergehen zu können. Doch die Felsen brachen jäh ab und jeder Vorsprung war mit Schneepolstern besetzt. Wir mußten daher umkehren und tief absteigen, ehe wir nach Westen queren konnten. Wir hätten dann auf den zweigeteilten Ostgipfel, 2710 *m*, der Hohen Warte, die sich westlich der Kellerwarte anschließt, klettern können; der viele Schnee und der Abbruch auch dieses Gipfels nach Westen veranlaßten uns aber, gleich auf die Hohe Warte selbst zu steigen.

Bei einem anderen Besuche der Kellerwarte mit Ludwig Flemisch (Austria-Jungmannschaft) betraten wir nach kurzer Kletterei auch deren östlichsten Punkt, unmittelbar über dem Absturz des Turmes in die Kellerscharte.



Die Hohe Warte von Norden

Die Hohe Warte (Monte Coglians), 2780 *m*

Blickt man an einem reinen Tage von einem Gipfel der Tauernkette nach Süden, so fällt in der langgestreckten Karnischen Hauptkette ein scharf ausgeschnittenes Tor auf, das zu beiden Seiten von hohen, nach Norden mit blanken Mauern abstürzenden Felsgestalten überragt wird. Es sind der Seekopf und die Hohe Warte. Diesem mächtigen Kalkstock wandte der unermüdliche Dolomitenforscher Paul Grohmann Mitte der 60er Jahre seine Aufmerksamkeit zu. Mit Nicola Sottocorona und dem Bauer Hofer aus Birnbaum erstieg er den Berg am 30. September 1865 erstmalig und zwar von Süden.

Die Nordseite wurde zuerst 1895 von Hans Kofler durchstiegen, die erste touristische Ersteigung über diese Flanke führte G. Urbanis mit dem Bergführer Samassa am 30. August 1897 durch, nachdem dieser die Tur schon vorher allein ausgeführt hatte. Nachher wurden noch mehrere Durchstiege durch den unteren Wandgürtel gefunden, so der Weg Koban—Prunner und Mitte Juli 1906 der westlich von Samassas Weg gelegene, sehr schwierige und keine Sicherungsmöglichkeit bietende Anstieg von Felfernigg und Karl Cemernjak. Nießner, Pichl, Sickenberg und Haberl überwanden den Gürtel auf einem zwischen dem Koban- und dem Samassaweg liegenden Durchstiege.

Über den Südwestgrat stiegen A. Ortner und J. Waizer am 3. September 1898 über den Vorgipfel zur Spitze. Der Ostgipfel wurde am 22. August 1902 von G. Firtsch, A. di Gaspero, E. Kunzfeld und A. Ortner erreicht, die zwei letztgenannten führten anschließend noch den Übergang auf die westliche Spitze aus. Der übliche und keine

besonderen Schwierigkeiten aufweisende Anstieg für die von Norden Kommenden ist der über den „Hohen Gang".

Steigt man vom Wolayerpaß etwa 10 Minuten nach Süden, so bemerkt man in der zurückspringenden Westflanke der Hohen Warte eine plattige, oben grasdurchsetzte ziemlich steile Einbuchtung. Durch sie führt der Anstieg über den „Hohen Gang". Diese Mulde setzt mit einer jähen Wand zum Schutt nieder. Man umgeht sie auf seit dem Sommer 1925 braun und rot bezeichnetem Steiglein von rechts her, indem man einen Schuttkegel aufwärts quert, den anschließenden Wandvorbau durch eine gutgestufte Verschneidung ersteigt und durch einen versteckt gelegenen Kamin emporklettert. Unschwierige, plattige Schrofen bringen hernach auf die grüne Schneide des „Dachls"; es wird sodann eine große Gerölllschlucht im Bogen bis auf eine zweite, höher gelegene Rippe mühelos gequert und über mit großen Edelweißsternen geschmückte Hänge nach Nordost ansteigend, ein von Süden, vom Rio Moreret heraufziehender, von den Italienern während des Krieges erbauter Weg erreicht, der in das oberste Schuttkar und von dessen oberem Ende durch die Felsen zu der mit einer Holzpyramide versehenen Spitze führt. Die Aussicht ist bekannt großartig. Im Süden reicht sie von den Julischen Alpen bis zu den Sextener Dolomiten. Selbst die Adria ist in verblauender Ferne wahrzunehmen.

Über den Südwest-Grat. Im Hüttenbuch der alten Wolayersee-Hütte ist zu lesen, daß die erste Ersteigung der Hohen Warte über diesen Grat am 2. September 1898 durch Albin Ortner und Julius Waizer ausgeführt wurde. H. Koban, A. Ortner und K. Perschinka wiederholten am 22. August 1899 diese Fahrt. Seither, auch wohl im Kriege nicht, wird kaum wieder eines Menschen Fuß diese Felsen betreten haben, es lockte mich daher, den von mir schon so oft besuchten Berg wieder von einer neuen Seite kennenzulernen. Wir waren im August 1924 zu viert von meiner Jungmannschaft auf der Pichl-Hütte und bemühten uns, dem ganz unglaublich elenden Wetter doch so viel Bergfahrten wie möglich abzulisten. Es war jeden Tag das gleiche Bild. Die Nacht war sternenhell, um 5 Uhr früh war jedermanns alpiner Busen mit höchstgespannten Hoffnungen für den Tag geschwellt — eine Stunde später kamen die ersten Federwölkchen in Sicht, um 9 Uhr wallten die ersten Nebelschwaden aus dem sonst sonnerfüllten Italien durch das leider stets geöffnete Tor des Wolayerpasses und um 11 Uhr fielen die ersten Tropfen, die nachmittags den ausgesprochensten Regen und auch Schnee brachten.

Hans Slezak brannte schon grimmig auf Mensur. Die Nordwand der Creta di Chianaletta wollte er angehen. Doch ich warnte und verwies auf die Schäfchenwolken und den Hof, den der gute Mond hatte. Hans und sein Gefährte Sepp Pollak entschlossen sich nun daher „folgend weisem Rat" „nur" über die Nordwand der Seewarte und den anschließenden Nordwestgrat auf die Hohe Warte zu gehen. Mit dem Plane war auch ich einverstanden, denn die zwei tüchtigen Kletterer mußten, ehe der Nebel kam, schon die Plattenschüsse der Seewarte unter sich haben und dann konnte ihnen auf dem Grat auch der Nebel oder Regen nichts mehr machen.

Wir zwei anderen, Franz Slezak und ich, wollten den Gamskofelgrat bis zum Mooskofel überschreiten. Als wir aber draußen vor der Hütte standen, fiel mir der Südwestgrat der Hohen Warte ein und ich dachte, wie vergnüglich es wäre, wenn wir zwei die anderen auf dem Gipfel erwarteten. Schnell entschlossen wanderten wir über den Wolayerpaß und auf altbekanntem Wege über den Hohen Gang auf das „Dachl". Anstatt nun nach kurzem Aufwärtssteigen auf dem ausgetretenen Steig in großem Bogen nach rechts hinüber auf die nächste, östliche Rippe und auf den Kriegssteig zu queren, schritten wir den Kamm, auf dem wir standen, empor bis zu einem großen, aufwärts ziehenden Gerölfeld, aus dem der Südwestgrat aufsteigt und kletterten auf diesem nun plattig, aber nicht schwierig, bis zum ersten sich entgegenstellenden Turm

an. Rechts von seinem höchsten Punkt führte uns eine breite Rinne aufwärts, die wir über einen eingekeilten Block nach links verließen und über die linke, westliche Begrenzungsrippe die Höhe des Turmes gewannen. Leicht ging es dann auf dem Grat weiter, der nächste Turm wurde wieder von rechts her angeklettert und unter seiner Spitze nach rechts herum in eine Scharte dahinter gequert. Auch der folgende Aufbau wurde rechts umgangen und dann gerade hinauf über schöne, nicht schwierige Schrofen zum Beginn einer engen, gewundenen Rinne angestiegen, die in flotter Kletterei, zuletzt sehr steil, nach rechts zum Ausstieg auf den Grat des Vorgipfels leitete. Dort fanden wir einen Steinmann und Drahtreste einer italienischen Fernsprechleitung. Wir waren nun auf einem Punkt, der im Kriege oft betreten worden war. Als wir dort anlangten, war bereits der von mir angesagte unvermeidliche Nebel da. Mühelos schritten wir aufwärts, bis uns ein Turm nötigte, ihn an der linken, brüchigen Kante zu überwinden. Der Grat verbreiterte sich und führte über Schutt und Schrofen zum Gipfel.

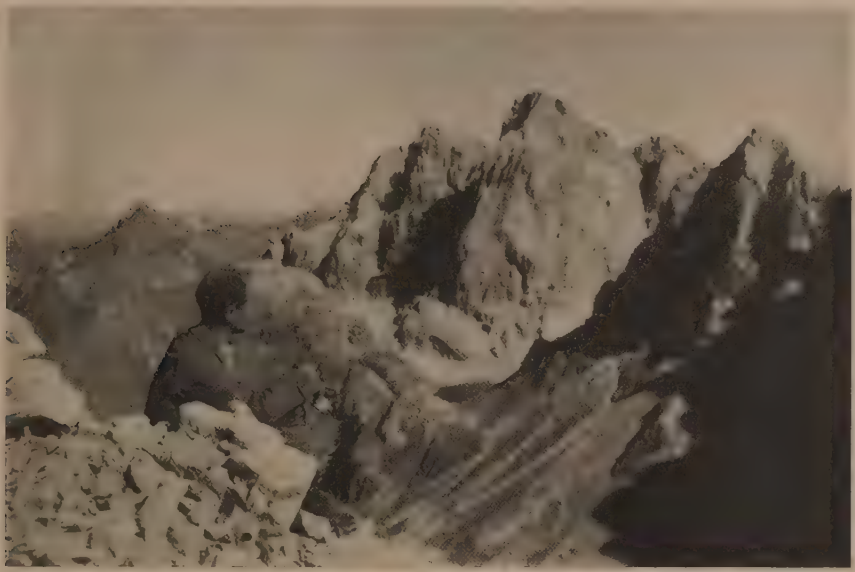
Gerade als wir an der Stelle eintrafen, wo der Nordwest- und der Südwest-Grat zusammentreffen, knapp vor der Gipfelpyramide, tauchten zwei Nebelgestalten auf dem Grate auf, es waren unsere Kameraden, die ihre Bergfahrt in einer unglaublich kurzen Zeit durchgeführt hatten. Sie waren natürlich ungemein überrascht, hier oben Leute sprechen zu hören und waren noch mehr erstaunt und, nach ihren Mienen zu schließen, erfreut, uns zu sehen. Den Abstieg nahmen wir gemeinsam auf dem Kriegssteig durch das Kar nach Süden, bogen tiefer unten nach rechts ab und querten, für den des Weges Unkundigen im Nebel schwer zu finden[1]), über die Grashänge, an denen es viel Arbeit mit dem Pflücken der prächtigen Edelweißsterne gab, zum Dachl hin, von wo wir über den Hohen Gang zur Hütte heimkehrten.

Der Anstieg über die Nordwand. Er ist bedeutend schwieriger. Die Wand wird in ihrem unteren Teile von einem Plattengürtel durchzogen, der die von ihm zum Valentintörl abstreichenden Schnee- und Schutthalden von den ober ihm lagernden scheidet.

Dieser Plattengürtel bietet mehrere Durchstiegsmöglichkeiten. Durch ihn führen auch alle Nordwandwege, die sich dann in dem oberen großen Schutt- und Schneekar treffen und rechts aufwärts zum Nordwest-Grat leiten. Geradeaus von dem Kar auf den Gipfel, und zwar in der Verschneidung zwischen einem großen Pfeiler und den Nordabstürzen, führt der Weg, den Robert Damberger und Steiger am 16. Juni 1922 eröffneten.

Am 26. Juli 1922 stiegen med. Konrad Haberl, techn. Toni Nießner, phil. Otto Sickenberg und ich von unserer Unterkunftshütte am Frauenhügel, der „Akademikerhütte", auf den Sattel südlich des Valentintörls und querten sodann nach Osten ansteigend die Schutthänge unter dem erwähnten, von Ost nach West streichenden Felsgürtel bis zu jener Stelle, wo sich der Schutt, beziehungsweise der daraufliegende Schnee am höchsten gegen den Felsgürtel hinaufspitzt. Die plattigen Schrofen links (östlich) daneben ließen uns unschwierig gerade emporkommen. Ober uns zeigte sich im Felsgürtel ein gewundener Kamin, rechts von grauem Gestein, links von gelben Wänden begrenzt. Ihn benützten wir. Ein aus der Wand etwas vorstehender Sporn wird von rechts her genommen und dann in dem anschließenden Kamin etwa 15 *m* angestiegen. Der Kamin wird zu einer plattigen Verschneidung, die noch verfolgt wird, bis ein Ausstieg nach links leicht möglich ist. Wir klettern jetzt gerade empor und durch eine Rinne auf das östliche Ende der oberen großen Schutthalde, überschreiten sie nach rechts aufwärts und steigen dann über verschneite und vereiste schlecht geschichtete Platten schwierig etwa 50 *m* nach

[1]) Der Anstieg über den „Hohen Gang" ist seit dem Sommer 1925 mit rotbrauner Farbe bezeichnet.



Lichtbild von Ing. Ed. Mayer, Wien

Blick vom Wolayerkopf auf Rauchkofel, Kellerspitzen, Hohe Warte, Seewarte und Seekopf

Lichtbild von Josef Streyc, Wien

Hohe Warte und Seewarte von Norden

Lichtbild von Karl Sandtner, Wien

Pichlhütte mit Wolayer Seekopf

Aus der Kriegsbildersammlung des österr. kartograph. Instituts

Plöckenhaus gegen Trischenkofel

rechts aufwärts, bis wir Schutt erreichen und bald darauf den vom nordwestlichen Vorgipfel, der Seewarte, herüberstreichenden und zum Gipfel ziehenden Nordwestgrat betreten können.

Dieser Grat bietet eine hübsche, stellenweise schwierige Kletterei. Ein kleiner Turm wird überschritten oder links umgangen und der folgende, durch eine kleine Scharte getrennte, durch eine verborgene, plattige Verschneidung von links her bezwungen. Ein ebenes Gratstück bringt uns dann zum nächsten Turm, der von vorne durch eine gewundene Vertiefung erklettert wird. Der dritte Turm auf dem Grat bricht mit einer in eine ziemlich tiefe Scharte absetzenden hohen Steilstufe ab. Da seine unmittelbare Erkletterung nur sehr schwer möglich ist, steigen wir ein wenig in der Nordseite ab und queren knapp unter der Turmwand, bis die Flanke eine wider Erwarten gutgriffige und trittreiche Einbuchtung aufweist, durch die wir mit Hilfe einer stark zackigen Rippe rasch wieder auf die Grathöhe gelangen. Unschwierig geht es nun in der linken Flanke weiter, bis man bei einer Scharte nach rechts, in die Südseite, gedrängt wird und über großes Blockwerk und hohe Stufen leicht zum ersten betonierten Unterstand und auf den Gipfel kommt.

Nebel verhüllten jeden Fernblick, so daß wir nur kurze Rast hielten und dann abwärts stiegen. Der reizende Anblick von sechs flüchtigen Gemsen, die in einer gerade gegenüber vom „Dachl" liegenden Steilwand kühn zur Höhe sprangen, hemmte noch einmal unseren Schritt, dann eilten wir über den „Hohen Gang" heim.

Über die Seewarte 2595 *m*

(ital. Cima dei Lastrons del Lago). Der der Nordwand der Hohen Warte vorgelagerte und mit ungeheurem Plattenschusse zum See niedersetzende, nach den Vermessungen der Grenzvermessungskommission 2595 *m* hohe Gipfel wird auf der österr. Spezialkarte als Judenkopf bezeichnet. Aber mit Unrecht, denn der Judenkopf stellt eine 1833 *m* hohe Rückfallkuppe dar, die sich im Nordabfall des Rauchkofels aus den Hängen des Judengrafes erhebt.

Der richtige Name unseres Berges ist nach der Angabe des derzeit einige 90 Jahre alten Bergführers Platzer in Tischlwang Seewarte. Die Erstersteiger waren U. Sottocorona mit Samassa am 19. August 1904. Ihnen folgten Gustav Felfernigg aus Villach und der Münchener Adolf Schulze am 9. September 1906. Sie trugen in das Hüttenbuch der Wolayersee-Hütte ein: „Judenkopf vom See über das Band und Westgrat zum Gipfel". Beide stiegen zur „Schulter" auf, querten etwa 200 *m* nach Osten und stiegen dann äußerst ausgesetzt durch Kamine ziemlich senkrecht an, bis sie wegen der Schwierigkeiten etwa 50 *m* unter dem Gipfel umkehrten. Beim Abstieg zur Schulter wurde Felfernigg durch Steinschlag so schwer verletzt, daß Schulze dann von der Schulter allein unmittelbar zum Gipfel anstieg und ihn in etwa ½ Stunde erreichte. So mußte auch die Absicht, über den Grat weiter zur Hohen Warte zu klettern, aufgegeben werden und sie stiegen wieder den im Aufstiege begangenen Weg zum See zurück[1]). Hernach scheint ein Italiener oben gewesen zu sein, ich fand wenigstens im Steinmann eine Karte mit einem italienischen Namen. Im Jahre 1921 wurde die Hohe Warte zweimal vom See aus erstiegen: Haberl, Nießner und Sickenberg kletterten auf die westlich von der Seewarte absetzende „Schulter", querten sodann unter dem Gipfel der Seewarte auf der Südseite oberhalb ungeheurer Plattenschüsse und erstiegen die Hohe Warte von Südwesten. Ing. V. Hinterberger, Ing. Ed. Mayer und Dr. Schneck nahmen 1922 ungefähr den Einstieg der Vorgänger, querten aber noch unter der Schulter in die Nordseite der Seewarte hinaus, erstiegen diese von der Nordwestseite her und er-

[1]) Frdl. Mitteilung von Dr. Felfernigg.

reichten hierauf über den Nordwestgrat die Pyramide der Hohen Warte, auf einem Wege also, der so wie deren Nordanstieg durchaus auf österreichischem Gebiete und auf der Staatengrenze verläuft.

Die nächste Ersteigung führten ich mit einem Mitgliede meiner Jungmannschaft Karl Edleditsch und jur. Egbert Neugebauer mit dem Mitglied der Jungmannschaft Hans Kaser am 31. Juli 1923 aus. Der westliche Teil der Seewarte tritt als mächtige Plattenwand (oder als Plattenband) gegenüber dem Hauptstock zurück, ist besser gegliedert und vermittelt den Anstieg. Wir umgingen den See an seinem östlichen Ufer und stiegen über Schutt zu einem auffallend gelben Bande, das links, östlich von den zwei gegenüber der Hütte sichtbaren Ausschußlöchern in der Wand nach links aufwärts zieht, und auf ihm soweit empor, bis wir uns den ersten Graspolstern näherten. Dort wo der Wandgürtel niedrig ist, stiegen wir etwa 3 *m* hinauf auf ein plattiges Band, verfolgten es nach rechts abwärts (zurück) und dann, ebenfalls nach Westen wieder ansteigend bis zu einem großen Block, auf dem ein Schuttkegel aufsitzt und der von der Hütte sehr deutlich zu sehen ist. Nun schritten wir etwas nach links auf eine Schuttstufe, von deren rechtem Rande die unten gelbgefärbte Wand aufsteigt. Dort war unser Einstieg.

Durch einen Spalt ging es etwa 5 *m* hoch, mit zwei kleinen Stufen darinnen, auf ein schrofiges Bändchen. Beim Ausstieg steckt ein Mauerhaken. Das Bändchen führt nach rechts zum Beginn zweier nach aufwärts ziehender Risse. Der linke ist länger und oben überhängend. Ihn benützten wir bis zur halben Höhe und stiegen dann auf einer Leiste über eine Platte mit guten Griffen und Tritten in den rechten Riß hinüber und erreichten nach wenigen Metern den Ausstieg auf ein Schuttplätzchen. Links haltend wurden bald die großen Schuttflächen erreicht, über die ein schönes weißes Plattenband betreten und immer weiter nach rechts hinaus gequert wurde. Ehe wir jedoch an die äußerste Kante gelangten, kletterten wir bei einem großen Steinmann sehr schwierig gerade hinauf. Links von uns zieht eine Plattenzone mit einer seichten Rinne empor, rechts wird diese begrenzt durch einen steilen Felsaufbau mit zwei spitzen Türmchen. Ich stieg von links her in der Wand auf einen von ihr losgelösten Vorbau und nun schief links steil aufwärts. Den linken Fuß in einer Rinne, konnte ich das Seil durch eine kleine Felsbrücke stecken, schob mich noch 1 *m* in dieser Rinne empor und dann trat ich vorsichtig, eine dünne Rippe mit den Händen links außen nehmend, mit Hilfe einiger festen Griffe über die Rippe nach links und stieg durch eine kurze Rinne auf ein Schuttplätzchen mit einem großen Steinmann. Nun geht es leicht nach links, dann wieder nach rechts auf die äußere Begrenzungsrippe des Berges. Die Rippe führt auf die „Schulter" der Seewarte. Ein sehr beträchtliches Stück unter ihrer Höhe aber stiegen wir links in den Hauptgipfel der Seewarte ein, wo die Wand gelbe Platten und Schuttstreifen zeigt. Über diese querten wir nach links aufwärts auf eine Rippe mit einem Steinmann.

Jetzt folgt ein prachtvoller Weg, der immer nach links (Osten) aufwärts über Platten und schöne Bänder führt. Dieses luftige Wandern dürfte jedenfalls für den vor der Hütte sitzenden Zuschauer wegen der großen Ausgesetztheit weit aufregender sein, als für den geübten Bergsteiger, der mühelos den abschreckenden Plattenmantel durchschreitet. An einer Kante wird das Band schmal; wir nahmen noch die Gratrippe und querten weiter, bis das Band ganz aufhörte. Von Norden zählt man im obersten Teil der Nordwestwand des Gipfels drei Buchten, von denen jede östlicher gelegene etwas höher eingebettet ist als die westliche. Durch die mittlere und über deren rechten (westlichen) Rand führt der Endaufstieg. Über Platten wandten wir uns schräg nach rechts aufwärts, querten unter einer wasserüberronnenen — der östlichsten — Bucht durch und erreichten noch weiter rechts (westlich) die nicht so große mittlere Vertiefung, in die wir einstiegen. Eine Rinne und eine gelbe Platte

brachten uns nach rechts hinaus und hinüber auf ein Bändchen. Ein brüchiger Kamin wurde durchstiegen, links ober ihm ein Schuttplatz betreten und dann immer links aufwärts gehalten, zuletzt über Geröll der Grat und gleich darauf der Gipfel mit dem Steinmann betreten. Zwei Nahbilder sind es, die auf diesem geräumigen Gipfel gefangen nehmen: der Blick auf die aufgeschlossene Ostwand des Seekopfes und das Bild des zur Hohen Warte aufsteigenden Grates. Der Weiterweg führt in der Richtung gegen die Hohe Warte zu einer kleinen Schuttmulde und, etwas links gehalten, zu einem Kamin hinab. Die Griffe sind dort zwar plattig und nach abwärts geschichtet, große plattige Tritte erleichtern aber das Abwärtskommen sehr. Nach etwa 5 *m* quert man gegen den Verbindungsgrat zwischen Seewarte und dem nächsten Turm hin und gelangt durch einen Spalt hinab auf den Schutt, der uns auf einen Sattel vor diesem Turm bringt. Dunkler Nebel hüllte ihn gespensterhaft ein und täuschte uns ungangbare Platten und eine gewaltige Höhe vor, doch es ging viel leichter, als wir annahmen. Vom Sattel stiegen wir in die Felsen des Turmes ein, wandten uns von rechts her auf einer Art von Bändchen nach links aufwärts, umgingen einen ober uns aufragenden kleinen Turm links und erreichten von dorther seine Spitze. Wieder nach links in die Nordflanke steigend, gelangten wir dann durch eine Rinne nach rechts auf den Grat und von links her auf den Gipfel des plattigen Turmes. Links sieht man — wir steckten leider im Nebel — in die Nordwand der Hohen Warte hinab und steht an der Stelle, wo der vom Valentintörl heraufführende Nordweg mündet. Nun waren wir in Felsen, die ich schon kannte und über die wir frohgemut, unterwegs für die beiden Kameraden Zettel legend, weiterkletterten, bis wir uns beim Steinmann der Hohen Warte zu einer längeren Rast setzen konnten.

Wir hatten lange gebraucht, weil wir, wenn auch getrennt, doch zu viert waren und weil wir uns reichlich Zeit ließen, um die anderen nachkommen zu lassen. Von denen aber war nichts zu sehen und zu hören. Da wir nicht heroben zu nächtigen gedachten und bei der Klettertüchtigkeit der nachfolgenden Kameraden auch keine Sorge um sie hatten, stiegen wir um 7 Uhr abends über den gewöhnlichen Weg zur Marinellihütte ab, wo wir schon in der Dunkelheit eintrafen. Wie jedesmal, so oft wir die gastliche Hütte betraten, wurden wir mit größter Freundlichkeit empfangen, beeilte sich die aufmerksame Wirtin Vittoria Tolazzi, für unser leibliches Wohlergehen zu sorgen. Wir bestellten einen Riesentopf mit Reissuppe, da wir unsere Gefährten jede Minute erwarteten. Der Sohn der Wirtin, der uns wohlvertraute und entgegenkommende Edoardo, ging zweimal mit der Laterne weit hinauf gegen die Hohe Warte und rief in die Nacht hinaus, doch ohne Erfolg kehrte er wieder heim. So verzehrten wir schließlich von der guten Reissuppe soviel wir konnten und gingen dann zur Ruhe.

Am anderen Morgen kamen Neugebauer und Kafer. Sie waren spät abends auf den Gipfel gekommen und hatten dann oben in einer der Unterstandshütten die Nacht mit Essen, Schlafen und Gesang verbracht. Während sie sich nun niederlegten, stiegen wir über die Forcella Moreret zu Tal und kehrten über den Wolayerpaß zur Eduard-Pichl-Hütte zurück. Der Nachmittag sandte ein starkes Gewitter mit heftigem Regen. Es war ein schaurigschönes Bild, von der Hütte aus die Wasserfälle zu bewundern, die sich über die Plattenwände der „Schulter" eben dort herabstürzten, wo wir tags zuvor schwierig emporgestiegen waren. — „Wenn uns das erwischt hätte?"

Die beiden Jungmannen der Sektion „Austria", Reinhold Lewitzky und Hermann Schmid stiegen bei ihrer Überschreitung der Seewarte zur Hohen Warte am 18. Juli 1925 gleich den ersten Ersteigern bis auf die „Schulter", querten geneigte, glatte Platten südlich der Schulter und gelangten absteigend über ein sehr schmales Band nach Osten in die erste große Gipfelschlucht, aus der nach links schräg aufwärts über den Grat und durch eine Rinne der Gipfel gewonnen wurde.

Seekopf, 2554 *m* und Canale, 2540 *m*

Die Unberührtheit der Wolayerberge, in denen Samassa als unbestrittener Gebieter herrschte, wurde erst im Jahre 1896 zerstört, als er, der den Seekopf schon im August 1892 bestiegen hatte, die Turisten Gustav Baldermann und Artur Jaroschek am 16. September als erste auf den Seekopf führte. Doch verlautbarten beide nicht viel über ihre Tur, weil sie, besonders Baldermann, noch manche Aufgabe selbst lösen und deshalb vorher keinen Lärm schlagen wollten. Andere Aufsätze, über die Hans Wödl in der Ö. A.-Z. 1899 und in der Zeitschrift von 1901 ausführlich berichtete, schufen nur Verwirrung in der Benennung der Gipfel; so wurden der Seekopf und Canale irrtümlich als ein und derselbe Berg betrachtet: man glaubte, der Berg heiße deutsch „Seekopf" und italienisch „Monte Canale", ja es wurde sogar der ganze östliche Teil des Biegengebirges als Monte Canale bezeichnet. Wödl unternahm 1898 einen Streifzug durch das Biegengebirge und gab in der Ö. A.-Z. von 1898 und in der Zeitschrift von 1901 einen Bericht darüber. Er führte mit Samassa den ersten Übergang vom Canale zum Seekopf aus, während E. T. Compton mit dem Führer Obernosterer im September 1899 vom Seekopf zum Canale hinüber kletterte.

Der Seekopf ist der trotzige Wächter und das ragende Wahrzeichen des Wolayersees. Anton Baum, Ing. Viktor Hinterberger und ich erstiegen den Berg gelegentlich unserer „Dienstreise" im Juli 1921, als die Sektion Austria daranging, die zerstörte Wolayersee-Hütte neu aufzubauen.

Der übliche Anstieg über den Südgrat führt vom Wolayerpaß auf dem nach Collina leitenden Wege bis unter die gefaßte Quelle nach abwärts und sodann über die Schutthalden ansteigend nach Südwest hinüber zu einer auffallenden, von rechts unten nach links oben ziehenden Rinne in der Ostwand des Seekopfes. Links südlich ist der Rinne eine breite Schlucht, die letzte in der ganzen Ostflanke, benachbart. Der Anstieg und der Einstieg sind seit Sommer 1925 blau bezeichnet. Durch die Rinne und über die anschließenden, steilen, edelweißgeschmückten Grashalden bis unter die Wände ansteigend, quert man dann über eine plattige Rinne zur Linken auf ein nach links hinausziehendes Band, das in einer buckeligen Platte endigt. Man geht entweder über sie oder noch vorher durch einen Riß über steile Felsen auf den Südgrat und gewinnt über diesen in längerer, stellenweise schwieriger und ausgesetzter Kletterei den kühnen Gipfel.

Ein anderes Mal, am 2. September 1921, zog ich mit Haberl aus, um den Grat vom Seekopf zum Canale zu überschreiten. Auf der Südseite des Wolayerpasses führt ein bei der 10 Minuten unterhalb des Passes thronenden „Festung" rechts abzweigendes und unter den Wänden des Seekopfes hinziehendes Steiglein, der „Schwärzersteig", um den Südsporn des Seekopfes herum in einen Kessel, der nach links (Westen) gequert wird. Man sieht dann in eine große Schlucht hinein, die von der tiefsten Einschartung im Hauptgrate zwischen Canale und Seekopf, vom Tangelloch, herabkommt[1]). Die alten Steigspuren sind im Kriege zu einem Pfade geworden, der auch einige Versicherungen besitzt, so daß man rasch über die grasigen, mit Schrofen durchsetzten Wandstufen zu einer Steinbaracke aufwärts kommt. Wer zum Tangelloch oder auf den Canale kommen will, steigt nun etwas rechts gehalten leicht aufwärts, quert etwa ¼ Stunde höher oben auf einem Steig nach links in die Schlucht hinein und verläßt sie auf der anderen Seite bei den dort beginnenden Tauen wieder. Wir aber hielten uns nach rechts und gelangten so auf den Südgrat des Seekopfes und dann auf uns bekanntem Wege auf seine Spitze.

Der Abstieg vom Seekopf über den Westgrat zum Tangelloch ist nicht schwierig, wir

[1]) Der Schwärzersteig ist seit Sommer 1925 bis zum Einstieg in die ersten Platten weiß-blau-weiß bezeichnet.

benützten überhaupt auf der ganzen Tur weder Seil noch Kletterschuhe. Durch Rinnen geht es in gestufter Kletterei immer unter der Grathöhe abwärts und eine Stunde nach Verlassen des Steinmannes standen wir schon bei der kleinen italienischen Baracke unterhalb des Tangelloches und gleich darauf in diesem selbst. Es ist ein natürlicher Tunnel, der den Grat an seiner tiefsten Stelle durchbohrt und näher zum Seekopf als zum Canale liegt.

Das Tangelloch heißt so, weil nach der Sage einst ein Bauer im Lessachtal an einem Marientage eine Wiese mähen wollte und obwohl er gewarnt wurde, das Tangeln (Dengeln = Sensenwetzen) fortsetzte, bis es dem Teufel zu arg wurde und er, seinem Berufe gemäß, den Bauer holte. Dabei fuhr der Teufel mit seinem Opfer in der Eile durch die Wände des Grates hindurch und das so entstandene große Loch ist eben das Tangelloch. Es gibt übrigens noch mehrere solcher Teufelslöcher in den Ostwänden des Biegengebirges.

Vom Tangelloch darf man, wenn man auf den Canale will, nicht auf den Grat aufsteigen und diesen verfolgen, da später ein hoher Abbruch ein weiteres Vordringen verhindert und ein versteckter Kamin, der eine Umgehung ermöglicht, im Abstiege nicht leicht zu finden ist, sondern man steigt ein gutes Stück unterhalb des Tangelloches, zuerst den Kriegsseilen folgend, nach Süden ab, dann scharf rechts nach Westen auf einen Seitengrat hinauf, gelangt jenseits durch eine lange kaminähnliche Rinne auf eine Schuttfläche hinab, überschreitet die vom Hauptgrat abstreichende Canaleschlucht und steigt über Schrofen und Geröll auf den Gipfel des Berges.

Auch der Canale hatte als ersten Menschen S a m a s s a auf seinem Scheitel stehen sehen. Ein Jahr nach der Erstersteigung, 1891, führte er einen italienischen Vermessungsingenieur und am 9. September 1898 Hans K l a u s und Viktor T a t z e l hinauf.

Beim Abstieg hielten wir trotz des herrschenden Nebels unseren Anstieg bis auf den erwähnten Seitengrat ein, stiegen aber dann nicht aufwärts zum Tangelloch, sondern gleich in die vom Tangelloch abziehende Schlucht, bis wir die schon von oben erblickten dicken Hanftaue der Italiener erreicht hatten. Leichter und schneller ging es nun abwärts. Ein Riß führte uns schließlich in die Schlucht hinein, wir übersetzten sie und stiegen dann auf ihrem linken Ufer abwärts, bis wir wieder an jener Stelle standen, von der wir am Morgen auf den Südgrat des Seekopfes angestiegen waren. Über die Edelweißhänge am Fuße der Felsen ging es nun flott hinab zum Schwärzersteig und um den Seekopf herum zur Hütte.

Die breite Ostwand des Seekopfes zwischen dem Südgratweg und der Nordostkante wurde bisher auf drei Wegen durchklettert. Hans K a s e r, Hans S l e z a k und Karl G r ü n, alle drei von der Austria-Jungmannschaft, benützten am 1. Juni 1925 die nördlichste von den drei vom Gipfel abstreichenden Rippen. Sie stiegen unweit des Passes in den auffallenden von rechts unten nach links aufwärts ziehenden Riß ein, durchkletterten ihn sehr schwierig und gelangten über die Rippe und deren rechte Flanke zu einem Absatz, wo sie einen großen Steinmann erbauten. Durch Querung nach links (Süden) wurde der nächste Grat erreicht und nach einem Steilaufschwung und einer 5 bis 6 *m* hohen Wand wieder die Gratschneide in hübscher Kletterei bis auf den Gipfel verfolgt, der in 4 Stunden vom Einstieg betreten wurde. Einen a n d e r e n D u r c h s t i e g, dessen Einstieg mit dem eben geschilderten gemeinsam ist, eröffneten die Jungmannen Hans K a s e r und Ing. Hans T u r e t s c h e k am 17. Juli 1925. Nach Ersteigung des sehr schwierigen Einstiegrisses wurde, eine Schlucht querend, die südlicher gelegene Rippe bis an eine überhängende Plattenwand verfolgt, dann die nächste Rippe überschritten und etwas absteigend über eine Schlucht ein stark ausgeprägter, plattengepanzerter Grat erreicht, der nun erklettert wurde. Er teilt sich in zwei Rippen, zwischen denen der Aufstieg führt. Schließlich

ging es von links her auf und über den grobblockigen Grat in schöner, fester Plattenkletterei zum Gipfel. Die mit Ausnahme des Einstiegrisses mäßig schwierige Kletterei nimmt 3 bis 4 Stunden in Anspruch.

Otto Sickenberg und Willi Dufek waren am 4. September 1921 vom Paß über den Nordostgrat[1]) angestiegen und hatten den Gipfel mit Benützung der Ostwand erreicht. Die schwierige Einstiegswand wurde von mehreren Nachfolgern auch links von der zuerst benützten Nordostkante, meist durch einen tief eingeschnittenen Kamin überwunden und damit der obere, gut gangbare Fels gewonnen. Vom Nordostgrat unmittelbar auf den Vorgipfel stiegen am 9. September 1925 Toni Müller von der Austria-Jungmannschaft und Widhalm.

Durch die Nordabstürze des Seekopfes

Es handelte sich nun noch darum, einen Zugang zum Gipfel des Seekopfes zu finden, der über heimatliches Gebiet führt, also einen Anstieg von Norden über die allerdings teilweise brüchigen, abschreckend aussehenden Steilwände.

Von dem zur Oberen Wolayeralpe führenden Wege und von den Hängen des Maderkopfes hatte ich diese Steilwände wiederholt gemustert, um eine zusammenhängende Anstiegslinie festzustellen, und gefunden, daß ein Durchstieg zum Tangelloch möglich sein mußte.

Westlich von der Gipfelfallinie des Seekopfes baut sich ein Sporn vor, dessen linke (östliche) Flanke eine unter 45°, oben 60° geneigte Schrofenwand darstellt, die bis oft spät in den Sommer von einem Schneegürtel eingefaßt ist, der sich zwischen Berg und Schrofenwand legt. Oberhalb der Spitze dieses Sporns ragt ein mächtiger Turm auf, weiter rechts von ihm reißt aus einer gähnenden, tief in den Bergleib eingefressenen Höhle eine Schlucht durch die Wände herab und etwas rechts und oberhalb von dieser durchbricht das Tangelloch den Auslauf des Seekopf-Westgrates. Es ist zugleich die tiefste Stelle des Verbindungsgrates zwischen Seekopf und Canale[2]).

Am 29. Juli 1922 querten wir, Haberl, Nießner, Sickenberg und ich, die Schutthänge unter der Nordwand des Seekopfes bis zu dem von uns festgestellten Einstieg[3]). Getrennt stiegen wir nun in der linken Flanke des beschriebenen Spornes empor, bis wir in der von der Wand wegspringenden Kante einen Sattel erreichten. Von einer etwas darüber gelegenen Stelle brachte uns ein plattiges Bändchen nach rechts in die Rinne dahinter. Aus ihr mußte nun über eine stark abwärts geneigte Platte wagrecht nach rechts gequert und über eine Kante vorsichtig in eine sehr steile, enge, aus rotem Gestein bestehende Rinne hinübergestiegen werden. In ihr ging es mit kleinen Griffen empor und nach links auf einen notdürftigen Sicherungsplatz. Die Ausgesetztheit ist hier, wie bei dem ganzen folgenden Weg, hervorragend groß.

Die Rinne wurde sodann bis unter die Wand nach aufwärts verfolgt, bis nach rechts auf einen kleinen Sattel ausgestiegen werden konnte. Durch die oberste Fortsetzung der Rinne und mit Hilfe eines kleinen Grates rechts von ihr kletterten wir noch einige Meter hinan, worauf ein gutes Schrofenband nach rechts in jene Schlucht leitete, die von der oben erwähnten großen Höhle herabkommt. Ein Steilabsatz in der Schlucht wird links bezwungen und auf einem guten Standpunkt fester Fuß gefaßt. Rechts oberhalb hängt ein Pfeiler gleich einem Tropfsteingebilde herab und stützt sich mit seiner nach unten gekehrten Spitze auf eine geneigte Plattenzone. Vor diesem

[1]) Der erste Ansatz des Grates oberhalb des Wolayerpasses heißt nach dem auf ihm gefallenen italienischen Obersten Costone Lambertenghi.

[2]) Siehe das Bild „Tangelloch mit Ausblick nach Norden" von E. T. Compton in der Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V., 1901, Seite 186. Auf der Karte „Die Umgebung der Eduard-Pichl-Hütte" gibt der P. 2423 die Lage des Tangelloches an.

[3]) Etwa 2100 *m*.

Gebilde und an einer seichten schwarzen Höhle vorbei, gewannen wir jetzt einen Sattel und noch höher oben einen guten Sicherungsplatz. Über brüchige Trümmer weist der Weg zu einem engen Spalt hinter einem kleinen Vorbau mit brüchiger Krone. Wir zwängten uns durch den Spalt bis zu einer Kante durch und dann gab's keine andere Richtung als scharf links aufwärts auf einen etwa 15 *m* oberhalb gelegenen tadellosen Sicherungsplatz. Nun bangte uns nicht mehr um den Sieg.

Eine Vertiefung rechts über uns wies den Weg in die vom Tangelloch abstreichende Rinne und durch sie ging's nun im Sturmschritt empor zu dem kurzen Schutt- und Erdhang, der dem Tangelloch nordseitig vorgelagert ist und gleich darauf in den Tunnel selbst hinein, der uns mit wenigen Schritten in das sonnige Italien führte.

Adalbert Bildstein und Ing. Paul Wetzker nahmen am 8. Juni 1924 denselben Einstieg, verfolgten den Grat des Sporns, hielten sich dann aber links und gewannen über sehr steile und ausgesetzte, zum Teil brüchige Felsen den Westgrat des Seekopfes etwa in der Mitte zwischen Gipfel und Tangelloch. Damit war ein Weg gefunden, der viel näher zum Gipfel heranführt, anderseits aber bedeutend mehr Zeit erfordert, als der Weg ins Tangelloch.

Der Chianaletta-Grat (Creta di Chianaletta) 2472 *m*

Es ist das der mehrtürmige und zackige Felskamm zwischen Monte Canale und Cima di Sasso Nero. Vom Canale kann man nach Westen fünf selbständige, gegenüber dem Sasso Nero immer mehr an Höhe verlierende Erhebungen zählen. Drei der Erhebungen wurden von der Grenzregelungskommission mit 2451, 2472, 2382 *m* bestimmt. Die Scharte vor dem Sasso Nero mißt 2359 *m*.

Die Zacken sind voneinander durch deutliche Scharten getrennt, von jeder dieser Scharten stürzen sich durch die Nordwand tief eingeschnittene Rinnen zu den großen Schutthalden am Fuße der Nordwand hinab. Alle Rinnen fußen in den schutt- oder schneeerfüllten, zum Teile hoch in den Felsleib hineinzüngelnden Buchten. Auch die Südseite des ganzen Grates ist durch solche, jedoch weit weniger steile Rinnen stark zerfurcht.

„Gewöhnlich" ersteigt man die „Creta" vom Canale aus, wie es auch gelegentlich der ersten Überschreitung des Biegengebirges geschehen, oder auch von der Scharte östlich des Sasso Nero.

Der erste Besuch erfolgte am 10. August 1912 durch Walter und Willi v. Bernuth[1]) vom Canalegipfel über den Grat.

Die zweite Ersteigung geschah durch R. Damberger, H. Karnig und R. Steiger am 14. Juni 1922 vom Canale her[2]).

Die dritten Ersteiger Nießner, Haberl und Sickenberg waren 1922 zur Austriascharte aufgestiegen und hatten den Sasso Nero überschritten. Von der tieferen Scharte im Osten des Sasso Nero stiegen sie in die Südflanke ein und erreichten so den Grat, auf dessen Türmen sie zu ihrer unangenehmen Überraschung die Steinmänner der ihnen unbekannt gewesenen Partie Damberger vorfanden. Sie mußten in der Südseite nächtigen und stiegen dann, ohne den Canale-Westgrat zu betreten, nach Süden ab.

Die vierten Bezwinger erkoren sich zum Anstieg die unheimliche Nord-Wand. Geht man von der breiten Einsenkung westlich des Canale-Gipfels über die erste Erhebung der Creta, so kommt man auf ihren um weniges niedrigeren zweiten Gipfel. Zieht man von der westlich davon befindlichen scharfen Scharte eine Senkrechte, so

[1]) Siehe 17. Jahresbericht der Sektion Bayerland des D. u. Ö. A.-V., S. 111.

[2]) Siehe „Creta di Cianaletta. Erste Ersteigung und Überschreitung". Ö. A.-Z. Nr. 1012 v. April 1923, S. 477. (Da kein Anzeichen einer früheren Besteigung zu finden war, hielten sich die drei irrtümlich für die Erstersteiger.)

trifft man eine hoch emporziehende Schneeschlucht. Es ist die ausgeprägteste der acht zwischen Seekopf und Sasso Nero emporzüngelnden Buchten. Von dieser Schlucht durch die sie links (östlich) begrenzenden schwarzen und brüchigen Felsen mit Hilfe einer sehr abenteuerlich aussehenden Kaminreihe auf eine schon in der oberen Wandhälfte gelegene Rampe und von dort über vermutlich festes aber auch jedenfalls sehr steiles Gestein zur Grathöhe zu gelangen: das war der Plan von Hans Slezak.

Doch das unbeständige Wetter des Sommers 1924 vereitelte die Ausführung von Tag zu Tag. Endlich, am 24. August, schien es beständig zu werden und nun war kein Halten mehr. Als Dreigespann querten meine Jungmannen Hans und Franz Slezak und Sepp Pollak die den Nordabfall des Biegengebirges säumenden Schutthänge bis zu einem grünen, in der Fallinie des zweiten Gipfelturmes aufsteigenden begrünten und mit einem Vermessungszeichen versehenen Rücken, der gelegentlich der Grenzregelung mit 2070 *m* gemessen worden war.

Ich hatte die drei begleitet und blieb nun dort, um ihnen bei der Arbeit mit dem Fernglase zuzusehen.

Zuerst wurde bis in den Hintergrund der Schneeschlucht angestiegen, dann nach links (östlich) in die Felsen übergetreten und über zwei Blöcke ein Felskessel gewonnen. Ein schuttbedeckter Rücken zur Linken führte in eine Rinne, in der zwei Überhänge harte Arbeit gaben; die nächste Rinne links leitete dann in einen Kessel unter roten Überhängen. Mittels einer schmalen Leiste wurde die von unten deutlich erkennbare Rampe gewonnen und bis an ihr oberstes, links (östliches) Ende verfolgt.

Das Wetter hatte mir indessen schon argen Kummer bereitet. Die im August 1924 unvermeidlichen Wölkchen traten auf, der Himmel umzog sich, Nebel kamen schwer und bedächtig herangefegelt und verhüllten mir bald die Kletterer und um 11 Uhr, kurz nachdem ich noch Hans auf der Rampe gesehen und seinen hellen Zuruf „Herwig!" gehört, hatte der Nebel die Wand in undurchdringliches Grau eingehüllt und bald darauf fielen die ersten Tropfen. Der Regen verwandelte sich in Schnee und nicht genug daran, entluden sich gegen 12 Uhr gerade über der Creta drei Gewitter. Ich blieb in der denkbar größten Sorge auf meinem Beobachtungsposten und rief wiederholt in die grauschwarze Nebelwand hinein, doch niemand antwortete mir. Endlich zog ich ganz durchnäßt und schweren Herzens zur Hütte. Das Wetter besserte sich unerwartet und oben auf der nun weißen Creta lag eine Weile sogar Sonnenschein, und da hatte ich das Glück, auf einem Gratturm eine Gestalt zu erblicken, so daß ich doch mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen konnte, daß alle drei trotz des Regens, der Schneelage und des Gewitters das ungemein steile Wandstück auf den Grat hinauf siegreich bewältigt hatten. Dann strömte wieder unaufhörlich Regen herab und trieb mich in die Hütte. Es wurde Abend und Nacht — niemand kam! Am andern Morgen brach ich noch in der Dunkelheit auf, um den Dreien, die ja, wenn ihnen nichts zugestoßen war, über den Canale kommen mußten, entgegenzugehen und sie, die nur das Notwendigste auf ihre schwierige Unternehmung mitgenommen hatten, mit wärmenden Dingen, mit Essen, heißem Tee und Zigaretten zu laben und zu erfreuen. Ich ging auf dem Schwärzersteig den Kriegsweg gegen das Tangelloch hinauf. Pfeifen und Rufen blieb unbeantwortet, so daß es mir immer ungemütlicher zumute wurde. Da hörte ich plötzlich Rufe und Singen, auf dem mir bekannten Weg eilte ich weiter und gerade als ich auf einer Rippe von rechts her auftauchte, erschienen die drei Gestalten von der anderen Seite. Das war nun ein freudiges und herzliches Wiedersehen! Die drei hatten in dem unteren Teil der Nordwand, im Schiefer, sehr schwierige Kletterei gehabt. Von dem obersten, östlichsten Punkt der Rampe an war hierauf in prächtigem festem Fels fast geradeaus die Grathöhe erklettert worden. Die Freude an der dann schönen und festen Kletterei hatte es zu Wege gebracht, daß ihnen auch der Neuschnee ihre Tatkraft nicht beeinträchtigen konnte. Böser waren die drei Gewitter, die gerade über sie hinweg-

Lichtbild von Hauger

Bruckmann aut. et impr.

Die Kellerwand von Norden
(Das eingebettete Firnfeld ist das „Eiskar")

gegangen waren, sie hatten elektrische Schläge erhalten und waren auseinander geschleudert und moralisch beeinflußt worden. Die Kletterei war dann nicht mehr so schwierig und gefährlich wie vordem, aber die nassen Kleider und das erforderliche Abräumen des Schnees von den Felsen hatten das Vorrücken verzögert, so daß sie erst um sechs Uhr abends den Gipfel des Canale betreten hatten. Sie waren dann zwar noch abgestiegen, aber die schnell hereingebrochene Dunkelheit hatte sie gezwungen, ein Schlafplätzchen aufzusuchen. Eine seichte Höhle, in der sie zusammengekauert eine Konservenbüchse über einer Kerze erwärmten, ihr bißchen Essen verzehrt und die letzten Zigaretten geteilt hatten, hatte ihnen eine kärgliche Nachtruhe geboten, die noch durch Zähneklappern und Magenknurren „gewürzt" worden war.

Nach ausgiebiger Stärkung stiegen wir dann gemeinsam zur Hütte ab, wo sich, um den zu erwartenden Folgen einer Verkühlung vorzubeugen, eine heftige Kneipe mit heißem Tee, Rotwein und Gesang entwickelte. Die Kur war günstig, keiner der Teilnehmer wurde nur im geringsten krank.

Der Einstieg in die Nordwand liegt etwa 2070 *m*, der Ausstieg auf den von Osten gerechnet zweiten Turm, den ich Slezakturm benenne, 2472 *m* hoch. Die Durchkletterung der Wand ist eine sehr ernste, schwierige und gefährliche Sache, die nur bei ganz verläßlichem Wetter unternommen werden darf. Daß meine drei Jungmannen die Tur so schön durchführten, dazu brauchten sie nicht nur ihre Erfahrung, ihren Mut und ihr großes Können, sondern auch noch viel Berggluck und das war ihnen reichlich zuteil geworden!

Doch noch harrten die Nordabstürze anderer Chianalettatürme der ersten Ersteiger! Auch da bewies die Jungmannschaft die Zähigkeit ihres Willens!

Am 12. Juli 1925 durchkletterten Hans Kafer, Toni Weigend und Ludwig Flemisch die Nordwand des vierten Turmes. Ich gebe ihm den Namen des Führenden: Kaferturm. Von den acht Buchten, die man vom Seekopf bis zum Sasso Nero hinüber zählen kann, gewährt die siebente nach einstündiger Querung der Schutthalden den Einstieg. Die Besteiger stiegen über steilen Schnee an und gelangten über die Randkluft schwierig auf das Plattendach des die Bucht westlich einfassenden steilflankigen Spornes. Im Spätsommer dürfte der Übertritt kaum mehr möglich sein. Platten leiteten zur Gratkante rechts und über sie zu einer Scharte unter der steilen Gipfelwand, die sehr schwierig und ungemein ausgesetzt durchklettert wurde. Wenn einmal ein guter Stand erst nach 35 *m* Seilausgabe erreicht werden konnte, wenn ein 6 *m* hoher Überhang äußerst schwierig zu einem schlechten Stand führte, bei dem ein Haken eingeschlagen werden mußte, weiter die Steilheit eher zu- als abnahm und schließlich sehr schwierig und brüchig über eine Plattenwand die Turmspitze erst nach sechsstündiger schwieriger Arbeit erreicht wurde, so gibt das eine Vorstellung von der Beschaffenheit der Wand. Nur sehr gute und ausdauernde Kletterer dürfen sich an sie heranwagen.

Die Cima di Sasso Nero, 2468 *m*

Dieser Berg ist der mächtige Angelpunkt in dem geknickten Zuge des Biegengebirges, von dem der eine Flügel ost-südöstlich zum Seekopf ansteigt und der andere zuerst nordwestlich, dann rein nördlich gewendet über den Wolayerkopf und die Biegenköpfe zum Giramondopaß absinkt.

Der gewöhnliche Anstieg führt von Südwesten, von der italienischen Seite, durch die dort stark gegliederte Flanke empor. Nach Osten stürzt der Berg mit einer eindrucksvollen, sehr steilen Mauer ab, die mehrere tiefe Höhlen, im ganzen Gebiete als „Tangellöcher" bezeichnet, aufweist. Von dem südöstlich anschließenden Chianaletta-Grate ist unser Berg durch eine Scharte getrennt, nach Nordwesten setzt der Grat mit einer beträchtlichen Steilstufe zu dem dann ziemlich eben verlaufenden Verbindungs-

grat gegen den Wolayerkopf ab. Mit prallen Kalkmauern sucht sich der Gipfel gegen eine Ersteigung von Westen zu schützen.

Samassa, der nimmermüde Jäger und Bergsteiger, war auch hier der erste, der 1888 allein, 1891 mit einem italienischen Vermesser und am 11. September 1898 mit Hans Wödl und A. Siebeneicher oben war. Es ist fraglich, ob dann bis zur militärischen Besetzung im Kriege noch mehrere Ersteigungen erfolgten. Am 4. September 1921 stiegen Anton Nießner und ich von unserer „Akademiker-Hütte" über den Wolayerpaß bis zum Rio Moreret ab und erreichten schon nahe Collina, uns rechts haltend, über die Wiesenhänge in 3 Stunden die zerfallene Casera Chianaletta. Von der Alm wandten wir uns gegen die im Leibe des Berges eingeschnittene Schlucht. Etwas links von ihr stiegen wir an und querten dann um eine Ecke herum in die Schlucht hinein. Es ging leicht aufwärts, bis karrenartig durchfurchte Platten den Weiterweg sperrten. Große gute Henkelgriffe und schöne Tritte, die man, von oben kommend, nicht sieht, lassen die schwierig scheinende Platte leicht überwinden. Wir blieben noch in der Rinne, querten dann nach links hinaus auf einen wagrechten Grasrücken und stiegen über steiles Gras in einer Rinne mit viel Edelweiß zu einem kleinen Sattel an. Von dort ging es durch eine rötliche griff- und trittreiche Nische etwa 8 *m* hinauf und auf Pfadspuren empor zu einer Baracke. Ein schmales Band führte nach rechts hinaus zu großen Höhlen und weiter nach rechts gehalten, kamen wir auf einen gutgestuften Grat, der zu einer großen roten Höhle hinaufbringt. Knapp unter der linken Felswand gelangten wir über in Fels gehauene rote Stufen aufwärts, wandten uns nach rechts und erreichten, immer den Kriegsspuren folgend, die oberste Baracke; links (westlich) von ihr zieht eine breite Schuttrinne abwärts. Nun folgten wir dem aufsteigenden Felskamm, verließen ihn später in eine Felsrinne hinein und kamen schließlich über die diese Rinne links (westlich) begleitende Rippe und durch eine breite Schuttgasse hinauf in jene Scharte, die links (westlich) und höher gelegen ist, als die tiefste Einschartung des Hauptgrates. An einem großen Steinmann vorüber schritten wir über Schutt und einige Platten nach links zum Gipfel des Sasso Nero. Von der Alpe Chianaletta ist die Spitze in 2 bis 2½ Stunden zu erreichen.

Über den Nordwestgrat. Diesen erstiegen zuerst Max Ortwein v. Molitor und Anton Matievic aus Klagenfurt am 18. August 1905, denen als zweite im Jahre 1922 A. Nießner, Haberl und Sickenberg aus Wien folgten. Bei der durch Robert Damberger, Karnig und Rudolf Steiger am 14. und 15. Juni 1922 durchgeführten ersten Überschreitung des ganzen Biegengebirges vom Seekopf zum Giramondopaß wurde der Nordwestgrat des Sasso Nero im Abstieg begangen.

Hans Slezak, Sepp Pollak und ich wiederholten dann am 15. August 1924 nach der Erkletterung der „Austriascharte" von Osten den Übergang auf die Cima di Sasso Nero. Von der Austriascharte verfolgt man den Verbindungsgrat, in dem zahlreiche italienische Artilleriestellungen eingebaut sind und gelangt, später ansteigend, zum Fuß eines Turmes nordwestlich der Cima. Hans kletterte etwas rechts von der Kante des Turmes über dachziegelartig geschichtete graue Platten, die man oft von der Seite angreifen muß, voraus. Nach etwa 6 *m* gelangt man zu einer kleinen Mulde und von dieser etwas rechts, dann geradeaus und halblinks gewendet, mit besseren Griffen und Tritten hinauf zu einem guten Stand. Nun tritt man nach rechts über eine Kante in eine Vertiefung, aus ihr nach aufwärts, über eine Kante nach rechts und über die anschließenden Platten einige Meter hinauf auf einen bequemen Stand. Eine kleine Steilstufe wird links leicht überwunden und dann immer auf dem Grat der nahe Gipfel — von der Austriascharte in etwa einer Stunde — gewonnen.

Für die Ersteigung des Berges ist es von großem Nachteil, daß von der österreichischen Seite kein leichterer Zugang zu ihrer Höhe leitet, und daß auch der Anstieg über

italienischen Boden umständlich ist. Es führt zwar der sogenannte Schwärzersteig vom Wolayerpaß über die östlichen Schutthänge des Seekopfes und um seine Südausläufer herum und quert dann nach Westen bis in die Südseite des Monte Canale, eine Fortsetzung des Steigleins nach Westen um den mächtigen Aufbau des Canale herum ist aber leider nicht vorhanden. Der Schwärzersteig führt über die jähen zum Moreretbach absinkenden Grashänge östlich einer tief eingeschnittenen Schlucht und bleibt dem zum Paß noch weiter östlich emporziehenden Weg und somit auch den Finanzieri stets achtungsvoll entfernt. Im Sommer sind nun die italienischen Finanzwachen immer ganz oben unter der Paßhöhe ansässig, so daß auch der Schwärzersteig unter ihrer Beaufsichtigung steht.

Wer von der Cima di Sasso Nero kommt, darf sich nicht verleiten lassen, ein Steiglein, das zuerst unter den Canalewänden nach links (Osten), dann aber zum Bachgrund hinabführt, zu verlassen und eine weglose Querung hinüber nach Osten zum Schwärzersteig zu versuchen. Die Hänge sind derart durch Rinnen und Schluchten durchfurcht, daß er seinen Plan bald aufgeben und viel Mühe und Zeit verloren haben wird. Man muß mithin von der Pichl-Hütte derzeit entweder über den Wolayerpaß auf dem Fahrweg tief ab- und dann wieder zur Alpe Chianaletta hoch aufsteigen oder man hat den sehr schwierigen, seit 1925 durch drei befestigte Seile ziemlich erleichterten Durchstieg zur Austriascharte und dann den Gratübergang zu machen. Wer sicher und nicht zu langsam klettert, wird natürlich den Weg über die Austriascharte als unvergleichlich schöneren und auch kürzeren vorziehen, er wird mit fünf Stunden von der Pichl-Hütte weg bestimmt auskommen.

Über die Westwand. Am 31. Mai 1925 führten die Austria-Jungmannen Hans Slezak, Hans Kaser und Karl Grün die erste Ersteigung durch, indem sie von der Austriascharte auf einem Kriegssteiglein nach Süden unter die Westwand querten und über hohen Schnee zur rechten Begrenzung einer Ausbuchtung in der Wand anstiegen. In schwieriger Kletterei ging es über eine Rippe zu einem Turm, nach links in eine Rinne, dann durch einen Riß, der den die ganze Wand sperrenden Wulst schneidet, hinauf und durch eine plattige Rinne in etwa $3^1/_2$ Stunden von der Austriascharte zum Gipfel.

Über den Südgrat. Anschließend an obige Ersteigung begingen die drei Genannten erstmalig den Südgrat. Aus der Südflanke des Sasso Nero baut sich knapp neben dem von der Chianalettaalpe emporführenden Kriegssteig, doch erst höher oben, der Südgrat mit einer ungangbaren Steilstufe auf. Bei einem Steinmann nächst einer kleinen Nische geht es über eine schwierige Wand zu einem schon von unten sichtbaren Kamin und diesen in schöner Stemmkletterei empor, dann links über sehr steile schwierige Platten zum Grat. Über einen Steilaufschwung und die Gratschneide gelangt man in 3 Stunden zum Gipfel.

Durchstieg durch die Wände des Biegengebirges, zur „Austriascharte" zwischen Sasso Nero und Wolayerkopf

Bis vor kurzem war der Weg Patéras durch die Ostwand des Wolayerkopfes der einzige Durchstieg durch die langgestreckte Flucht des Biegengebirges. Es lag somit das bergsteigerische Bedürfnis vor, von der Hütte aus unmittelbare Wege auf der östereichischen Seite zu den zwischen Seekopf und Biegenköpfen aufragenden Gipfeln ausfindig zu machen. Und da faßte ich zuerst jene Wandstelle ins Auge, die mir am schwächsten erschien. In der Fallinie der tiefsten, etwa 2300 *m* hohen, rhombisch ausgeschnittenen und beiderseits von Ausschußöffnungen flankierten Gratscharte zwischen Wolayerkopf und Sasso Nero steigt der Schutt am Fuße der Wand hoch empor; steile, glatte Platten und darüber aufbauende, äußerst jähe Felsen vermitteln den Zusammenhang zwischen Schutt und Grathöhe. Durch diese Platten und Steilwände sollte der neue Weg führen.

Mit Toni Nießner stieg ich am 30. August 1921 von unserer kleinen Hütte, die ich später „Akademikerhütte" benannte, und in der wir neun Leute dicht gedrängt wohnten, auf dem zur Oberen Wolayeralpe führenden Weg bis zur tieferliegenden Talstufe, dem „Angerl", ab; wir querten sodann nach Westen und stiegen jenen grünen Rücken hinan, der zu den Plattenwänden emporzieht. Zahlreiche Hohlgeschosse und anderes Kriegsgerät, das entweder die Italiener nach unserem Ruhmestag von Karfreit am 24. Oktober 1917 aus ihren unhaltbar gewordenen Stellungen vom Grate herabgeworfen oder das unsere Bergeabteilungen zur Tiefe befördert hatten, bedecken hier den Schutt. Auf dem grünen Rücken gingen wir gegen dessen Ende hinauf[1]), wandten uns noch vorher aber stark nach links und durch den folgenden Wandgürtel auf die oberen, nicht steilen schuttbedeckten Platten. Zur Linken gewahren wir einen langen Riß. Ehe wir ihn erreichen, bringen uns glatte und steile Platten von rechts nach links aufwärts an das obere Ende des langen Risses und darüber zu einer höhlenartigen Nische mit Karten der Ersteiger. Von der Hütte bis hierher 2 Stunden.

Von hier sehen wir nun von der Seite in die bösen Wände hinein. Mit Kletterschuhen muß eine geneigte, glatte griff- und trittlose Platte übersetzt werden. Drüben wartet eine seichte Mulde. Aus ihr steige ich einige Meter empor und dann über einen etwa 2 *m* hohen schwierigen Überhang auf ein grasbewachsenes, nach rechts ziehendes Schuttband. Das geht nun allerdings nicht so schnell, wie es sich hier liest. Über dem genannten Überhang lockt zwar ein kleiner Griff, an einem geeigneten Tritt fehlt es aber. Ich suche einen Haken einzuschlagen, um daraufsteigen zu können; endlich sitzt er in einer kleinen Fuge, doch wie ich mich empor schwinge und auf ihn trete, neigt er seinen Kopf ehrerbietig vor mir nach abwärts. Aber ein Eil-Klimmzug — und ich bin oben! Da der Überhang einen sehr langbeinigen Kletterer verlangt, ist es, wie ich bei der Wiederholung der Tur spürte, besser, die Platte rechts von dem Überhang zu machen; an einer Kante rechts empor und mit weitem Schritt nach links erreicht man das Band mit größerer Sicherheit.

Das Schuttband bringt uns auf die Höhe eines Köpfels und weiter nach rechts in die Wand hinein. Kurz vor seinem Ende gewinnen wir, von rechts nach links aufsteigend, über dachziegelartig geschichtete graue Felsen ein um wenige Meter höheres Band und verfolgen es bis zu seinem Ende in einer kleinen Mulde. Durch die hier von oben mündende Rinne klettere ich ein Stück empor und steige nach rechts auf einen Sattel hinauf. Da ein Weiterqueren nach rechts nicht gut aussieht, ersuche ich den nachfolgenden Nießner, durch die Rinne weiter hinauf zu gehen und dort wegen des Fortkommens zu schauen. Er verschwindet bald hinter dem Wandvorbau, der mir die Aussicht in unsere Rinne nimmt und meldet einen Riß, den er gleich in Angriff nehmen wolle. Als unser 28-*m*-Seil fast zu Ende ist, folge ich. Um den Wandvorbau herum sehe ich rechts in den Riß hinein, an dessen oberem Ende Nießner bereits steht. Der klaffende Spalt schaut etwas ungemütlich her. Schon der Einstieg kann nicht unmittelbar erfolgen, sondern muß von links her über eine steile Platte genommen werden. Einige Meter hoch erkletterte ich sie[2]), wende mich dann aber scharf nach rechts auf eine vorspringende kleine Rippe und über diese vorsichtig hinweg — und etwas absteigend in den drohenden Riß hinein. Nun geht es stemmend über einen eingeklemmten Block auf einen Sattel hinauf, wo sich ein sehr guter Stand bietet.

Von da fällt der Blick sofort auf den einzig möglichen Weiterweg, einen etwa 8 *m* hohen sehr ausgesetzten Riß, an dessen oberem Ende sich ein Block unerfreulich stark vor-

[1]) Punkt 2126 der Karte „Die Umgebung der Eduard-Pichl-Hütte".

[2]) Ing. V. Hinterberger, Ing. E. Mayer und Dr. Schneck klommen 1921 von hier wegändernd äußerst schwierig gerade hinauf zum Ausstiegsband.

drängt. Einige Schritte bringen über Schutt und Gras zum Einstieg in den seichten Riß. In seiner oberen weiten Hälfte stemmt man sich, die Füße an der rechten Wand, schwierig zum Ausstieg empor, über dem ein guter Stand wartet. Damit ist das Schlimmste vorbei. In einer Rinne noch etwas ansteigend, windet man sich links durch einen Spalt oder klettert besser auf der scharfen Rippe neben ihm genußvoll etwa 8 *m* empor, erreicht über leichte Stufen ein nach rechts führendes Band und steht bald vor den einer Kaverne als Brüstung vorgebauten Sandsäcken, über die hinwegsteigend die Höhle und der Grat knapp neben der schon eingangs erwähnten, auffallend rhombisch ausgeschnittenen Scharte betreten werden. Etwa 2360 *m*. Zu Ehren der Sektion „Austria" des D. u. Ö. A.-V. benannte ich sie „Austriascharte". Die Dauer der Kletterei beträgt 1½ bis 2 Stunden.

Um die Scharte schneller zu erreichen und Zeit zu sparen, wurden im Sommer 1925 an der glatten Platte, an dem folgenden Überhang und an dem 8 *m* hohen Riß Seile hängen gelassen. Doch bleibt der Aufstieg auch so sehr schwierig.

Wir hatten nun vorgehabt, nach der Durchkletterung der Wand über den Grat auf den Gipfel der Cima di Sasso Nero zu gehen. Wir verfolgten die Schneide, guckten in jede Kaverne und Barake auf und unterhalb des Grates hinein und kamen ohne Schwierigkeiten bis zu einem Steilaufschwunge des Gipfelgrates. Leider hatte sich inzwischen das Wetter verschlechtert und als wir die Kletterschuhe anzogen, da legte bereits grauer Nebel seinen schweren, nassen Mantel auf uns. Nießner stieg zwar eine halbe Seillänge an der schlecht geschichteten Gratkante empor, kehrte aber dann wegen des drohenden Wetters um und wir eilten nun, eine Unterkunft zu finden.

Die Italiener hatten hier, wie überall, wo sie Stellungen bezogen, durch Anbringung von Seilen und durch Felsausmeißelungen für die Herstellung von Steigen gesorgt, so daß wir rasch absteigen konnten und bald eine kleine, gleich einem Schwalbennest in eine Felsennische gebaute Hütte fanden, in der wir nun den Regen abwarten wollten. Unseren Kameraden am See hatte ich zur Sicherheit gesagt, daß wir vielleicht erst am nächsten Tage zurückkämen.

Bald brach ein heftiges Unwetter mit Blitz und Donner, Hagel und Regen los, der Tag ging dem Ende zu und wir sahen, daß wir hier über Nacht bleiben müßten. Etwas Stroh war auf der Pritsche noch vorhanden, Wasser hatten wir ebenfalls mit, nur der Eßvorrat war sehr knapp bemessen. Außerdem heulte der Sturm die ganze Nacht gegen das Hüttlein, so daß uns stark fror.

Der nächste Morgen war schön, aber empfindlich kalt. Wir besuchten zunächst den Gipfel des Wolayerkopfes, um uns in der Sonne zu wärmen und wanderten dann über den Grat gegen den Sasso Nero. Doch Kälte und Hunger unterbanden den richtigen „Auftrieb" und so stiegen wir durch steile Rinnen in der Westflanke ab, konnten uns lange Zeit und bummelten dann, nachdem wir vergeblich einen Steig gesucht hatten, der uns, ohne viel Höhenverlust, um den Südfuß des Monte Canale hätte herumführen sollen, zum Rio Moreret hinab, von wo wir den nicht beschwerlichen, aber langen Aufstieg zum Wolayerpaß und zum heimischen Herd nahmen. Den Sasso Nero erstiegen wir ein anderes Mal auf dem üblichen Wege.

Der Wolayerkopf 2470 *m*

Über die Ostwand auf teilweise neuen Wegen. Eine lange Flucht von hohen Felsmauern umrahmt im Westen die Obere Wolayeralpe auf grünem Plan. Es sind die Ostabstürze des Wolayerkopfes, des Verbindungsgrates zur Cima di Sasso Nero und dieses Gipfels selbst, die anscheinend jeden Ausweg verwehren. Und doch ist die breite Ostwand des Wolayerkopfes schon um das Jahr 1896 herum von dem großen Berafführer und noch größeren Wilderer Pietro Samassa besucht worden, der von Jägern verfolgt, damals ein Stück in die Wand emporgestiegen war und sich dort versteckt gehalten

hatte, bis die Luft rein geworden. Der zuerst ausgeführte vollständige Durchstieg von Lothar Patéra geht durch die große, einem Seitengrat entspringende und in zwei Äste geteilte Schlucht. Um diese sehr unangenehme Schlucht zu vermeiden, eröffnete ich mit Nießner am 28. August 1921 einen neuen Anstieg.

Knapp links südlich von der Hauptschlucht ziehen vier grasbewachsene Rücken empor. Der nördlichste (rechte), höchst hinanziehende, wird benützt. Man betritt diesen Rücken und erreicht in einer Schleife von links her wieder seinen oberen Teil. Etwas links vom höchsten Punkt dieses Grasrückens klettern wir durch einen weißgescheuerten glatten, aber gutgriffigen steilen Riß, in dem sich nach etwa 20 *m* auf einem Kopf ein guter Stand bietet und bald darauf nach links hinaus auf ein Geröllplätzchen. Nun durch eine flache Rinne 10 *m* hinauf und in der Fortsetzung durch eine steile, nicht gut aussehende, aber sehr festgriffige Verschneidung empor. Höher oben hält man sich links und kommt wieder durch eine Rinne ohne Schwierigkeiten auf ein Geröllfeld, von dem in wenigen Schritten nach rechts ein grüner Sattel und damit eine grasige Abdachung erreicht wird. Nun über diese Abdachung empor auf die Spitze des Grasrückens, von wo man rechts in eine Schlucht hineinsieht. Diese führt zuerst gerade hinauf, dann im Bogen wenig geneigt nach links (westlich). Leicht gehen wir in ihr hinauf, sie wendet sich nach links und wir gelangen in ihr über weiße, glatte Felsen auf eine nach Süden geneigte Geröll- und Schrofenhalde. Im obersten linken Winkel gähnt uns der Rachen einer düsteren Schlucht entgegen, die vom Gipfelgrat steil herniederzieht.

Wir steigen von rechts her in ihre Mündung ein und erklettern ihren ersten Absatz von links her. Bald darauf zeigt sich links eine Wand, die zur Rechten von einem unter Überhängen emporziehenden Plattenbande begrenzt wird. In dieser Wand klettern wir an langem Seil durch eine Vertiefung hinauf, über einem Block rechts durch einen kurzen Riß und gerade empor bis unter Überhänge. Ihnen entrinnen wir, indem wir nach links hinauf zu einem Schuttfleckchen aussteigen. Vom Einstieg bis hieher sind es 35 *m*. Nun winden wir uns um eine Ecke herum, steigen nach rechts hinauf und durch einen glatten Spalt nach rechts auf eine Schuttstufe, über die wir durch eine Rinne eine Scharte im Seitengrat gewinnen. Jenseits der Scharte erblicken wir die Ausmündung einer Schlucht und die Gipfelfelsen. Nun auf dem Grat einige Schritte empor, über einen Spalt auf die nächst höheren Felsen und nach links aufwärts querend in die Ausstiegsscharte im Gipfelgrat, von wo wir den Gipfel gleich erreichen.

Am 27. Juli 1923 führte ich mit den Mitgliedern meiner Jungmannschaft Kafer, Edleditsch, Prokesch, Baskovich, Kraus und den Herren Neugebauer und Keilitz einen neuen Ausstieg aus der finsteren Schlucht durch. Wir stiegen auf dem von mir und Nießner im Jahre 1921 eröffneten und oben geschilderten Weg zur Schlucht empor und gelangten über steilen Schnee und einige nasse Felsabsätze bis zum Abschluß der Kluft, der von einem nassen, zum Teil überhängenden Kamin gebildet wird. Knapp links davon öffnet sich ein etwa 3 *m* hoher Spalt. Durch ihn anklettern, erreichten wir eine Geröllrinne, die wir einige Meter nach aufwärts verfolgten, bis sich ein Ausstieg nach links auf eine dachförmige Kante bot.

Jenseits der Kante führt ein Riß neben einer glatten Platte 3 *m* hinab. Nach dieser Stelle folgte eine steile Aufwärtskletterei nach links in brüchigem Gestein, bis ich als Vorangehender nach links auf die Schneide gedrängt wurde und nun einige Meter auf ihr hinauf und in eine leicht begehbare Rinne hinübersteigen konnte.

Sie führte uns bald in eine Scharte, von der man in die Felsmulde unterhalb des Gipfelgrates blickt. Wir waren froh, dem schwarzen Schlunde entronnen zu sein und freuten uns des hellen Sonnenscheines. Ganz leicht ging es nun nach links und durch eine Rinne auf den Hauptgrat, der gleich darauf zum Gipfel führt. Den Heimweg nahmen wir über den Nordgrat des Wolayerkopfes.

Dieser Abstieg vom Wolayerkopf über die Biegenköpfe zum Giramondopaß ist eine sehr hübsche, nicht besonders schwierige Klettertur und Wanderung mit stets reizenden Tiefblicken. Vom Gipfel verfolgt man den Grat zuerst noch ganz leicht, dann aber setzt er nach einer Erhebung steil nieder und bricht mit einem schwierigen Absatz ab, den man auf zwei Arten bewältigen kann. Entweder wendet man sich nach links um eine Ecke und läßt sich an kleinen plattigen Griffen auf von oben nicht gut sichtbare große Tritte hinab und quert dann wieder auf den Grat zurück, oder man steigt in der linken Gratflanke etwa 15 *m* ab, quert im Sinne des Abstiegs nach rechts über das untere Ende einer seichten Rinne und gelangt auf einem Band wieder auf den Grat zurück.

Leichter, aber noch steil klettern wir nun abwärts in eine Scharte und auf die nächste Erhebung, die geradeaus oder von links her erreicht wird. Der Abstieg von dem folgenden Turm bietet keine Schwierigkeit, der nächste Turm wird entweder erstiegen, oder man geht vorher in die linke (westliche) Flanke hinab und auf dem Grat weiter. Nun steigen wir in der linken westlichen Flanke über Schrofen und Geröll gegen den heraufziehenden Schutt ab, wenden uns aber, noch ehe wir ihn erreichen, auf einem Band nach rechts und nähern uns wieder dem Grat. Das Band hört auf, wir machen einen weiten Schritt um eine Kante in eine Rinne und klettern auf eine rotgefärbte, an die Wand gelehnte Rippe. Es ist das „Pferd". Wir nehmen zuerst Reitsitz, richten uns dann auf, steigen mittels einiger hoch an der Wand gelegener Griffe über den Hals des Pferdes und gelangen wieder auf den Grat. Über das folgende zerzackte Gratstück geht es hinüber und rechts (östlich) mit wenigen Schritten in eine Rinne, die uns nach 3 Metern in eine kleine Mulde und gleich darauf auf den nächsten Gipfel aussteigen läßt.

Der weitere Weg wird immer gemütlicher. Wir benützen die Westflanke und kommen auf den folgenden Turm. Hier treffen wir einen Pflock im Steinmann, der mit roter Farbe eine Marke der Grenzkommission trägt. Nun halten wir uns über gelbe Platten nach links hinab an einem alten Unterstand vorbei, steigen dann geradeaus hinab und etwas rechts gewandt zum Grat hinab. Eine hölzerne Leiter aus der Kriegszeit erleichtert den Abstieg über eine Wandstufe. Wir schauen in einen an der Westflanke in der Gratkante eingesprengten österreichischen Unterstand und folgen dem ganz leicht begehbaren Grat. Schutt und Schrofen führen uns in eine flache bogenförmige Scharte hinab und an einigen Zerben vorbei wandern wir über den begrünten Kamm auf den nördlichen Biegenkopf, 2166 *m*, mit Artilleriestellungen. Bis hieher brauchten wir vom Wolayerkopf etwa 2½ Stunden[1]).

Ein abwärts führendes Steiglein weist uns nach links hinaus und erst weit unten halten wir uns rechts und kommen zu einem in tiefer Stille und einsamer Vergessenheit liegenden Soldatenfriedhof des F.-J.-B. 30 unterhalb des Giramondopasses. Ein breiter Weg bringt uns in vielen Kehren, die wir aber zumeist abkürzen, in den nach Osten absinkenden Hängen zu einer Quelle. Etwas oberhalb von ihr zweigt rechts ein Weg ab, dem wir folgen. Bei der zweitfolgenden Wegteilung müssen wir nach rechts hinaufsteigen, denn der linke Weg führt zum Hildenwasserfall hinab, und schlendern auf dem Steig ohne Höhenverlust zur Wolayeralpe, von wo wir dann ebenso gemächlich auf dem rot bezeichneten, von Birnbaum hinaufziehenden Wege zum See aufsteigen. Die ganze Tur kann man ohne Eile in folgenden Zeiten durchführen: Von der Hütte zum Einstieg in die Ostwand 2 Stunden, auf den Gipfel des Wolayerkopfes 2 Stunden, Grat bis zu dem nördlichen Biegenkopf 2 Stunden, Giramondopaß ½ Stunde, Hütte 2 Stunden, zusammen ohne Rast 9½ Stunden.

---

[1]) Die Höhenzahlen sind: Wolayerkopf 2470, Südlicher Biegenkopf 2347, Mittlerer Biegenkopf 2237, Nördlicher Biegenkopf 2166 *m*.

Der Rauchkofel 2460 *m*

Eine grüne Pyramide, die nördlich vom Valentintörl aufsteigt, das Wolayertal vom Valentintal trennt und von West und Süd leicht zugänglich ist. Von der Hütte wie vom Valentintörl führen rotbezeichnete Steiglein zur vorderen (südwestlichen) Spitze, 2436 *m*, die höhere Spitze ist unschwierig in 10 Minuten von der vorderen zu betreten, die von der Hütte in 1 bis 1¼ Stunden zu erreichen ist. Nach Westen streicht vom Gipfel ein grüner Kamm zur Rückfallkuppe des Maderkopfes. Nord- und Ostseite sind von vielen Rinnen durchfurcht, weisen steile Grashänge und brüchige Wände auf und sind zur Begehung wenig zu empfehlen.

Wer vom Gipfel zum Wodnertörl will, steigt am besten aus der Scharte zwischen beiden Gipfeln über Schutt und Blöcke nach Norden ab und quert über den nächsten Rücken nach rechts in ein kleines Schuttkar, aus dem ein ausgetretenes Steiglein nach rechts auf den Grat führt. Über diesen und über einen großen, grünen, spitzigen Kopf so weit hinab, bis der Grat zerschartet wird. Nach links führt eine Grasrinne in eine Schuttgasse hinab, wir gehen entweder durch die Grasrinne steil hinab oder angenehmer nach einigen Metern Absteigens nach links in die blockigen Felsen, die uns nun abwärts führen, bis rechts eine Schuttrinne in die früher erwähnte Schuttgasse leitet. Man verfolgt sie, bis man nach rechts auf Rasen queren kann und geht nun schwach nach rechts ansteigend, über steiles Gras und Felsen auf den zuerst begangenen Grat hinaus, den man gerade dort erreicht, wo ein Zerbenstrauch steht. Der Grat bringt uns schnell zu den zerfallenen Kriegsbaracken und zum Wodnertörl. Vom Rauchkofel braucht ein guter Geher — Ungeübten ist der Weg nicht anzuraten — ungefähr 1 Stunde.

Der beste Verbindungsweg von der Pichl-Hütte zum Wodnertörl, der mit Farbzeichen versehen wurde, ist folgender:

Man geht von der Hütte auf dem rot bezeichneten Rauchkofelweg etwa 10 Minuten aufwärts bis dort hin, wo die roten Zeichen zum ersten Male nahe an die nördlichen Abstürze herantreten. (Kleiner Steinmann.) Wenige Schritte bringen zu den Abstürzen (Beginn der roten Bezeichnung) und leicht über die Schrofen eines Wandgürtels etwa 15 *m* hinab auf den Steig, der zuerst nach aufwärts leitet, dann fast eben verläuft und schließlich auf die Höhe des Kammes Maderkopf—Rauchkofel ansteigt. Von einer niedrigen Einsenkung des Kammes steigen wir auf einem Steiglein nach rechts hinab zu den obersten Kehren des ehemaligen Artillerie-Weges und nach rechts über ein derzeit noch mit Brettern und Pfosten bedecktes Schuttfeld zu einem galgenartigen Aufzugsgerüst auf einem Rücken. Ein gutes Steiglein übersetzt ohne Mühe einige Rinnen und bringt uns leicht nach Osten. In einigen Windungen geht es dann über Gras hinab zu dem breiten, aufs Wodnertörl führenden Fahrweg.

Dieser Weg stellt die kürzeste Verbindung zwischen Hütte und Wodnertal her, nimmt etwa 2 Stunden in Anspruch und ist, da man weniger Höhenverluste hat, viel weniger ermüdend als der Umweg Pichl-Hütte—Valentintörl—Wodnertörl mit seinem Auf, Ab und wieder Auf, erfordert aber die Mitnahme eines Pickels, da die zu querenden Rinnen der Nordseite oft noch im Hochsommer Schnee aufweisen. Wer den Weg übers Valentintörl wählt, geht von der Hütte auf dem bezeichneten Wege über das Valentintörl und dann noch eine halbe Stunde absteigend bis oberhalb der ersten grünen Böden, von wo der Anstieg über Gras durch die weite Mulde zum Wodnertörl erfolgt (2 Stunden). Die Nahaussicht vom Rauchkofel ist besonders auf die Nordwände von Kellerwand, Hoher Warte, Seekopf, Canale und Chianalettagrat sowie auf die Ostwand des Biegengebirges prächtig, im Norden beherrschen die firnblinkenden Häupter der Hohen Tauern das Bild.

Gamskofel, 2526 *m* und Mooskofel, 2510 *m*

Im Süden begrenzt vom Valentintörl und Wodnertörl, im Westen vom Wolayertal, im Norden vom Lessachtal, im Osten vom unteren Valentinbach, so erhebt sich als nach

Das nördl. Ende des Biegengebirges:
Wolayerkopf - Biegenköpfe aus dem Wolayertal.
Rechts der Giramondopaß.

Norden vorgeschobener Wachtposten der königlichen Gestalten Hohe Warte und Kellerwand die aus Kalk aufgebaute plattenreiche Mooskofelgruppe mit ihren Hauptgipfeln: Gamskofel, Hinterer Mooskofel und Mooskofelturm, Mittlerer oder Grüner Mooskofel, Vorderer Mooskofel und Plenge. Ein hochgelegener Paß, das Raimundatörl, verbindet das von Norden einschneidende Sittmoostal mit der zwischen Rauchkofel, Gamskofel und Grubenspitze eingetieften, ins Wolayertal absinkenden Furche, die das Hindernis für einen bequemen Übergang vom Wodnertörl zum Raimundatörl darstellt.

Mit Ausnahme der leicht ersteiglichen Plenge sind die anderen Gipfel in mittelschwieriger, der Mooskofelturm aber nur in sehr schwieriger Kletterei zu erreichen.

Die erste turistische Ersteigung des Gamskofels führten Patéra und J. Waizer am 20. August 1895 über den Südwestgrat aus. Vom Mooskofel her erstiegen ihn einen Tag später H. Kofler und A. Ortner. H. Koban und A. Ortner kamen am 17. August 1898 über die Nordwestseite hinauf. Vom „Bösen Gangele" unmittelbar auf den Gipfel stieg 1905 E. Beyrer.

Der Hintere Mooskofel, der früher auch „Raimundaspitze" oder „Rathaus" genannt wurde, wurde zuerst von H. Kofler am 11. August 1895 über die Nordflanke des Mittleren (Grünen) Mooskofels und den Ostgrat erstiegen, wobei Kofler den Mooskofelturm südlich umging. Aus dem Valentintal gelangte Albrecht v. Krafft am 21. August 1895 auf die Spitze.

Die Ersteigung und Überschreitung des Gamskofels und des Grates bis zum Hinteren Mooskofel führte ich mehrmals, jedesmal mit mehreren Mitgliedern meiner Jungmannschaft aus. Vom Wodnertörl steigt man über Rasen gegen den Gamskofel empor und kommt durch zwei übereinander gelegene Felsrinnen auf eine große Schuttfläche, das „Gamsalpl", die nach aufwärts überschritten wird, bis sie an den hohen Gratabbruch anstößt. Hinter einem Gratl zur Rechten führt eine Schuttrinne in eine kleine Scharte, von der in der Südseite nach links aufwärts über Schrofen und Gras die Höhe des Grates gewonnen wird. Ein Turm wird von links durch einen Riß erklettert und jenseits wieder durch zwei Risse zum Grat abgestiegen. Ein folgender Turm wird rechts unterquert und durch einen blockgesperrten Kamin unschwierig umgangen; man steigt nach rechts aus und kehrt in einer Schleife von rechts nach links auf den Grat zurück, der nach einer Ausweichstelle zur Linken (Schutt und eine Rinne) leicht wird. Der nächste Turm wird plattig und schwierig rechts umgangen oder der brüchige Turm sehr ausgesetzt knapp links von der Schneide durch eine 2 *m* hohe plattige Verschneidung überklettert und über die brüchige Kante in die folgende Scharte abgestiegen. Nun quert man in der Südseite wieder auf den Grat (oder bleibt auf dem Grat), wohin auch jene kommen, die den Turm rechts umgangen haben. Nach einem Abstecher in der Nordflanke verfolgen wir wieder den Grat, weichen dann knapp vor einem Absatze diesem in der Nordseite nicht leicht aus und gelangen über den leichten Vorgipfel auf den gegenüber aufsteigenden, schwierig aussehenden, aber ganz leicht über Schutt und Platten zu begehenden, an der rechten Kante mit steilen scharfen Zacken geschmückten Gipfel des Gamskofels.

Daß der Gamskofel mit Recht diesen Namen führt, bewiesen bei der Tur im Jahre 1923 sieben, bei unserer Annäherung vom Gipfel flüchtende Gemsen.

Über die Südwand erstiegen den Gamskofel zuerst am 2. Juni 1925 die Austria-Jungmannen Karl Grün und Hans Kaser. Sie querten den breiten, den Südabfall des Gamskofels säumenden Latschengürtel nach Osten gegen einen auffallend begrünten, durch einen Turm gekrönten Grat und stiegen zu dem Turm hinauf. Nach rechts ansteigend, gewannen sie, unterhalb einer zwischen Haupt- und einem Vorgipfel abstreichenden Schlucht nach links querend, das steilschrofige „Dachl", das — zur Rechten stets eine riesige Plattenwand — bis zu seinem Ende in leichter Kletterei

aufwärts verfolgt wurde. Von dort stehen zwei Ausstiege offen. Der unmittelbare, äußerst schwierige Durchstieg zum Gipfel führt über ein unterbrochenes, von links nach rechts ziehendes Band durch die Gipfelschlußwand, der andere Ausstieg leitet vom Steinmann auf der Höhe des „Dachls" von rechts nach links unter einem Wulst teils leicht, teils schwierig hindurch in die Scharte zwischen dem Gipfel und dem westlichen Vorgipfel, aus der die Spitze leicht erreicht wird.

Von der Pichl-Hütte bis zum Einstieg sind es 2½ Stunden, weiter auf den Gipfel 5 Stunden.

Von der Nordseite, vom „Bösen Gangele", stiegen — im obersten Stücke vermutlich den Weg Beyrers berührend — der Verfasser und Ludwig Flemisch von der Austria-Jungmannschaft am 8. Juli 1925 zum Gipfel des Gamskofels an. Wir wandten uns, von der Pichl-Hütte kommend, knapp vor der Plattenquerung des „Bösen Gangeles" scharf rechts aufwärts und gelangten über Schrofen und durch eine Rinne überraschend schnell und einfach in die Scharte westlich des Gipfels und gleich darauf auf diesen.

Der Übergang zum Hinteren Mooskofel geschieht folgendermaßen: Wenige Schritte abwärts führen in eine kleine Scharte und gleich darauf wieder auf den Grat. Oberhalb einer eingeschnittenen Rinne steigt man über steile Schrofen hinab gegen ein großes Schuttkar und nun entweder über Schrofen noch tiefer und über Schutt unter dem Grat aufsteigend in die Scharte vor dem Aufbau des Mooskofelgipfels oder nach rechts auf den Grat und über ihn bis zu einem Gratturm, der mit einem Abbruch in die erwähnte Scharte absetzt. Man umgeht hierbei den Abbruch rechts (südlich) durch zwei Kamine (Stemmkamin und erdiger Kamin mit zwei eingeklemmten Blöcken) und quert in die Scharte. Nun immer über den Grat mit kleinen Ausweichstellen bis auf den mit einer Stange versehenen Gipfel.

Die Durchschnittszeiten sind: Hütte bis Wodnertörl 2 Stunden, bis Gamskofel weitere 2½ Stunden, bis Mooskofel weitere 1½ Stunden, zusammen 6 Stunden.

Vom Hinteren Mooskofel durch eine tiefe Scharte getrennt erhebt sich im Osten der ansehnliche Mooskofelturm, 2364 *m*, der zuerst von Gustav Felfernigg im August 1906 allein erstiegen wurde. Er stieg durch einen Kamin an der Südseite des Vorderen Mooskofels an, erreichte den Grat und immer auf ihm bleibend, den Mittleren Mooskofel und weiterhin den Mooskofelturm. Die Tur bezeichnet Felfernigg als „ohne sonderliche Schwierigkeiten mit Ausnahme des sehr ausgesetzten Ostgrates des Turmes". Er ging dann denselben Weg zurück auf den Mittleren Mooskofel und stieg nach Süden ins Valentintal ab.

Die zweite Ersteigung des Turmes geschah erst am 18. Juli 1925 durch die Austria-Jungmannen Hans Kaser und Toni Weigend, die über die Ostwand anstiegen und die erste Überschreitung nach Westen anschlossen. Sie gelangten vom Grünen Mooskofel in 1½ Stunden über den Grat in die letzte große Scharte, von der sie nach Süden absteigend die Bänder am Fuß der prallen Ostwand erreichten. Durch eine Steilrinne mäßig schwierig ansteigend, kamen sie über ein Band hangelnd und spreizend sehr schwierig in brüchigem Gestein nach rechts, verfolgten ein anderes Band nach rechts und stiegen links durch eine Rinne zum Gipfel auf. Von dort gingen sie einige Meter westlich über den Grat, hielten sich rechts (nördlich) durch eine Rinne auf eine Platte hinab, die schwierig in eine zweite, kaminartige Rinne führt und gelangten in die Scharte des nordwestlich vorgebauten Turmes. Über diesen ging es dann ohne besondere Schwierigkeit in die tiefste Scharte zwischen Mooskofelturm und Hinterem Mooskofel.

Für eine Überschreitung vom Hinteren zum Grünen Mooskofel empfiehlt es sich, nach Besteigung des Mooskofelturmes wieder über den Westgrat zurückzugehen und dann auf einem Schuttbande am Fuß der Nordwand des Turmes nach Osten zu einem

Schartel zu queren. Es geht dann sehr schwierig von rechts nach links über schmale Leisten ansteigend auf den Ostgrat des Turmes, man steigt einige Meter über den Grat ab, gelangt südlich über ein schwieriges Wandl in eine Rinne und durch diese auf den gewöhnlichen Gratweg. Der Grat erhebt sich östlich vom Mooskofelturm neuerlich zum Mittleren oder Grünen Mooskofel, 2359 *m*, den zuerst im August 1888 F. Frech und R. v. Grimburg mit J. Moser vom Valentintal aus besuchten, und fällt über den Vorderen Mooskofel, 2284 *m*, zur Mauthner Alpe, 1879 *m*, ab. Von dieser Alpe stieg zuerst Patéra am 18. November 1904 auf den Vorderen und Mittleren Mooskofel.

Wer vom Wodnertörl nicht den Übergang über den Gamskofel machen, sondern unmittelbar den Mooskofel ersteigen oder auf dem kürzesten Wege zum Raimundatörl und ins Sittmoosertal gelangen will, benützt das „Böse Gangele". Wir wollen es bei unserem Abstiege vom Mooskofel überschreiten: Man steigt vom Gipfel über den Grat zurück bis in die Scharte vor dem Turmabbruch, geht unter den Gratwänden über die große Schutt- und Blockhalde nach Westen hinab, quert das untere Schuttbecken schräg nach links zu einem Grasrücken und gelangt sodann auf einen zweiten, westlich benachbarten Grasrücken. Auf diesem steigt man ab, bis sich links eine von Felswänden gebildete, mit Schutt erfüllte Rinne öffnet. Durch sie geht man ganz leicht hinab auf den Schutt und nach kurzem Absteigen links querend gegen die Plattenzone, die vor uns zum Raimundatörl herabstreicht. Quer über diese Zone geht der Weg „das Böse Gangele", das viel leichter ist, als der Name vermuten läßt. Man steigt am linken (östlichen) Rande die Platten aufwärts, bis man den roten Farbzeichen folgend, nach rechts in sie gedrängt wird. Man quert ohne auffällige Schwierigkeiten nach rechts, muß schließlich etwas absteigen und gelangt bald an den rechten, westlichen Plattenrand. Eine einige Meter hohe Wandstufe bringt in eine Vertiefung, aus der durch eine im Hintergrunde befindliche kurze Steilrinne der Ausstieg auf Schrofen erreicht wird. Nach Westen gehend, gelangt man zu einem Abbruch des südnördlich ziehenden Grasrückens gegen ein großes Kar. Vor dem Abbruch nach rechts (Norden) absteigend, kommt man durch eine in das Kar hinabführende Felsgasse, ähnlich der östlich vom „Bösen Gangele" benützten, in dieses Kar, steigt auf einem Steiglein zuerst auf bis unter die Felswände, dann unter diesen und nach rechts auf einen flachen Sattel, von wo man über Gras und Blöcke in der Richtung auf das Wodnertörl weitergehend, über Schutt auf jenen Grasrücken gelangt, der wie beim Aufstieg zu den zwei Felsrinnen und zum Wodnertörl leitet. Vom Hinteren Mooskofel bis zum Wodnertörl benötigt man 2 bis 2½ Stunden.

Um vom Wodnertörl zur Pichl-Hütte zu kommen, benützt man am besten den bei „Rauchkofel" geschilderten Weg um die Nordseite dieses Berges herum.

Der Mooskofel kann auch von der Unteren Valentinalpe oder von der Mauthneralpe, sowie von der durch das Sittmoosertal erreichbaren ärmlichen, zum Übernachten nicht geeigneten Raimunda-Alpe am Südhange der Plenge erstiegen werden.

Wer sich der ziemlich harmlosen Plattenquerung des „Bösen Gangeles" nicht gewachsen fühlt, der muß vom Raimundatörl auf einem Steige sehr tief nach Westen absteigen und auf gutem Artilleriewege in zahlreichen Kehren wieder zum „Judengras" aufsteigen, um dann das schon oben empfohlene Steiglein zu erreichen, das um den Rauchkofel herum zur Pichl-Hütte führt, oder er muß auf dem genannten Steige ganz hinab ins Wolayertal und auf dem Birnbaumerweg zur Hütte emporsteigen.

Die Plenge, 2372 *m*

Ein seltsamer Name, dessen Herkunft mir auch die ältesten Einheimischen nicht deuten konnten. Einige dürftige Hütten am Nordosthang des Berges heißen sonderbarerweise nicht Plengalm, sondern „Lengalm". Der Berg ist zu Jagdzwecken vor dem großen Kriege oft erstiegen worden.

Von Nischlwitz führt ein ärmliches Steiglein zur Lengalpe und um den Ostgrat der Plenge herum zur Raimundaalpe; von diesem Wege kann der Gipfel über den Ostgrat oder über die Nordwände erstiegen werden. Den ersten Aufstieg von Norden führte L. Patéra am 21. Juli 1904 aus. Der beste Anstieg ist der über die Grashänge der Südseite. Vom Raimundatörl ausgehend, folgt man, zuerst ein wenig ansteigend, dem rotbezeichneten Steig gegen die Raimundaalpe, wendet sich aber halbwegs, zuerst weglos, nach links gegen eine Felsrippe, überschreitet sie an einer niedrigen Stelle, quert das Gelände ziemlich wagrecht und gewinnt so einen breiten Viehsteig, der schon hoch über der Raimundaalpe von West nach Ost führt. Später steigt man weglos über nicht sehr steiles Gras in der Richtung des mit einer sichtbaren Holzpyramide versehenen Plengegipfels an und betritt zuletzt über einen steileren Grasrücken den Felsgrat, der nach kurzer leichter Kletterei östlich zum Gipfel führt. Vom Raimundatörl 1½ bis 2 Stunden.

Die Plenge ist ein ganz hervorragender Aussichtsberg: die Mooskofelgruppe liegt aufgeschlossen da, Kellerspitzen, die Nordwände der Hohen Warte und der Seewarte, das Biegengebirge, Antelao, Pelmo, die Bladener Berge, Avanza, Ciadenis, Hochweißstein, Steinwand, Schönleitenschneid, Raudenspitze, Torkarhütte, Torkarspitze, Sextener Dolomiten, Zwölferspitz, Zillertaler Alpen, Venediger, Glockner, Niedere Tauern, Reißkofel, Polinik und die Julischen Alpen breiten sich in herrlichem Kranze rund um die Plenge. Bezaubernd ist aber auch der reizende Tiefblick ins Lessachtal, das sich mit seinen lieblichen Ortschaften zu unseren Füßen sonnt und der Einblick in die Lienzer Dolomiten mit ihren südlichen Vorbergen. Ein Berg für alle, der die Mühe seines Besuches bei gutem Wetter überreich lohnt, dessen Besteigung aber nur unter größter Wahrung der jagdlichen Belange geschehen sollte!

Wer von St. Jakob ausgehend, die Lengalpe vermeiden will, folgt den über Nischlwitz führenden roten Zeichen und gelangt auf schönem Wege durch den Sittmooser Graben über zwei Militärbaracken zur Raimundaalpe, wo er die Farbzeichen verläßt und durch Ansteigen den Gipfel der Plenge erreicht.

2. Vom Giramondopaß bis zur Torkarspitze

Die Karnische Hauptkette setzt sich nach der tiefen Senke des Giramondopasses, 1971 *m*, in west-nordwestlicher Richtung in der sanft ansteigenden Kreuzleitenhöhe, 2160 *m*, dem Niedergail-, dem Kreuzenjoch und dem Kreuzen, 2175 *m*, fort, erleidet neuerlich eine Einbuchtung am Lahnerjoch, 1998 *m* (italienisch Passo del val inferno) und steigt in einem zerrissenen Grat über den Kesselkofel, 2251 *m*, zum Letterspitzl, 2463 *m*, und zur Steinwand, 2520 *m* (Creta verde) und jenseits nach einer tiefen Scharte zur anschließenden Schönleitenschneide, 2511 *m*, auch „Edigon" genannt, auf. Der hierauf nach Westen absinkende Grat erhebt sich wieder unwesentlich zur Östlichen Raudenspitze, 2355 *m*, fällt in die Raudenscharte, 2298 *m* (auch Schönleitenjöchl oder Schönjöchl genannt) ab und schwingt sich mit der steilflankigen Westlichen Raudenspitze nochmals zur beträchtlichen Höhe von 2507 *m* auf, um sich dann über die Verbindung des Ofnerpasses (oder Mitterjöchls, 2011 *m*) zum Bladnerjoch, 2367 *m*, und zum Hochalpljoch, 2280 *m*, zu verbreitern. Vom Bladnerjoch erheben sich östlich der prächtige Monte Ciadenis, 2439 *m*, und von diesem durch den Jägersattel (Cacciatore) getrennt, der noch weiter östlich gelegene massige Monte Avanza, 2481 *m*, und westlich der gewaltige Hochweißstein (in Bladen Jochkofel, italienisch Monte Peralba, 2693 *m*). Über dem Hochalpljoch erhebt sich der Doppelgipfel der Hochalplspitze, 2462 *m*, und nach einer sanfteren Gratfortsetzung die Torkarspitze, 2573 *m*, worauf der Kamm über eine Reihe noch recht stattlicher Erhebungen im Helm, 2434 *m*, sein Ende findet.

Dieser Hauptkette entspringen eine ganze Reihe von Wasseradern, die nach Norden in die Gail fließend, die zwischen ihnen gelegenen Seitenkämme voneinander scheiden. Vom Wolayerpaß nach Westen zählen wir das Niedergailer-, das Obergailer-Tal und das Frohn-Tal. Diesen reihen sich nach Westen noch 11 andere sämtlich südnördlich gerichtete Täler an. Von den dazwischen angeschlossenen Kämmen und Erhebungen sei hier in unserem Abschnitt nur der südlich von Luggau aufstrebende Zwölferspitz, 2593 *m*, genannt.

„In diesem westlichen Teil der Karnischen Hauptkette herrschen dunkle Schiefer, Grauwacken und Quarzite vor. Das Gebirge zeigt vorwiegend den Typus der Zentralalpen mit seinen steilen, schmalen Querkämmen, den hochreichenden Steilmähdern, den dunklen Pyramiden, Hörnern und Schneiden“[1]).

Nach Dr. Frech fanden während der älteren Silurzeit ausgedehnte unterseeische Vulkanausbrüche statt, deren Gesteine vor allem das Gebiet der Steinwand und der Raudenspitze zusammensetzen. Der Hochweißstein dagegen, Ciadenis und Avanza sind devonische Kalkriffe.

Wir wollen nun, von der Pichl-Hütte ausgehend, eine Wanderung durch dieses Gebiet nach Westen unternehmen.

Wir verfolgen den von der Hütte um den Frauenhügel westlich ziehenden Weg, steigen auf ihm in mehreren Kehren auf den Unteren Seeboden und über einen Moränenhügel zur Oberen Wolayeralpe ab und gehen über den schönen ebenen Wiesenboden nach links abwärts zu einer Gruppe von vier etwas auseinanderstehenden Lärchen, wo der zum Giramondopaß führende, seit Sommer 1925 rot bezeichnete Steig beginnt und fast wagrecht nach Norden dahinleitet. Während ich in den früheren Jahren im ganzen Wolayerkessel bloß einmal eine Gemse zu Gesicht bekommen hatte, konnte ich zu meiner Freude hier im September 1924 schon vier Stück zählen. Man kommt zu einer Felswand, vor der nach rechts hinab ein guter Steig abzweigt, — da er aber zum Hildenwasserfall führt, darf der sich nicht verleiten lassen, ihn zu betreten, der vom Giramondopaß herunterkommt und zur Pichl-Hütte gehen will. Wir queren noch eine Weile weiter, steigen dann steiler aufwärts und gelangen über außerordentlich viele Wegwindungen auf den ersten Sattel unterhalb der Paßhöhe. Man hält sich nach rechts auf den grünen Kamm, bis man in das Niedergailtal hinabsieht und benützt dann einen Kriegssteig, der unter der Höhe auf die Kreuzleithöhe führt. Man bleibt dabei immer auf österreichischem Boden und vermeidet so ein allfälliges Zusammentreffen mit italienischen Finanzern. Auf der Kammlinie nach Westen absteigend, kommt man zu weißen Grenzsteinen, die von links (südlich) über den Felsgrat heraufklettern. Wir bleiben stets auf der Grenzlinie oder etwas rechts davon und gelangen ganz mühelos über den Grashang auf einen bisher unbenannten Sattel, den ich „Niedergailjoch“ nenne. Ein einfaches Holzkreuz mit der Aufschrift „Ein unbekannter Krieger“ kennzeichnet dort ein einsames Soldatengrab. Wieder ansteigend, erreichen wir über eine Anhöhe den von mir „Kreuzenjoch“ benannten Sattel vor dem Felsaufbau des Kreuzen, von wo der Felskamm steil emporklettert. Über ihn führen die Grenzsteine zum Lahnersattel. Vom Kreuzenjoch führt ein Kriegssteig zur hübsch gelegenen Niedergailer Alm, von der ein prächtiger Weg sanft abwärts an die Gail und auf die Straße des Lessachtales bringt. Wir aber wenden uns auf einem Schuttsteiglein unter den Nordabstürzen des Kreuzen gegen den Lahnersattel hin. Schon in seiner Nähe, gewahren wir links in der Wand eine tief in den Fels dringende Kaverne. Der Lahnersattel mit seinen Stacheldrahtverhauen wird im Bogen nach Norden überschritten und an zwei verfallenden Baracken vorbei über einen grünen Rücken ein Sattel, 2042 *m*, erreicht, auf dem die verkohlten Reste

[1]) G. Geyer: „Über die Hauptkette der Karnischen Alpen“, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V., 1898.

einer Baracke liegen. Nun quert man, stets den roten Marken folgend, unter den Wänden des Kesselkofels auf Steiglein, die über mäßige Rücken und Gräben, schließlich im Bogen ohne Höhenverlust auf den von der Steinwand nach Norden absinkenden Felsgrat führen, der das Niedergailtal vom Obergailtal trennt. Den flachen Sattel, auf dem wir den Felskamm erreichen, heiße ich „Obergailjoch".

Wir überschreiten diesen felsigen Kamm, gelangen jenseits tief absteigend zur Obergail-Alm, queren dann auf einem Militärweg um den Fuß der Schönleitenschneid und gelangen so in das unter der Raudenscharte gelegene Kar. Hierher kommt man auch in herrlicher Wanderung aus dem Lessachtal.

Hans Slezak und ich verließen St. Lorenzen an einem der wenigen regenfreien Augusttage des Jahres 1924 und wanderten auf der Straße talabwärts. Noch ehe wir die kleine Ortschaft Klebas erreicht hatten, zweigten wir rechts auf einem Karrenweg ab, überschritten die Gail und stiegen zum Kirchlein von Obergail hinauf, an einer Kapelle („In der Lette") vorbei, dann fast eben am rechten Ufer des Baches durch herrlichen Wald, und an einer Mühle vorbei taleinwärts. Später wird der Weg plötzlich steil, führt über eine Brücke und in den Talschluß. An einer Hütte mit weidenden Pferden und durch ein einsames Kar an einer Quelle vorbei gelangen wir in Windungen auf die Raudenscharte, die man in 3½ bis 4 Stunden nach dem Abmarsch von Lorenzen betritt. Eine Baracke, die gerade in der Scharte steht, wurde von der Sektion „Austria" im Sommer 1925 instand gesetzt, einfach ausgestattet, mit Alpenvereinsschloß versehen und als trauliches Bergsteigerheim „Raudenschartenhütte" am 16. August 1925 eröffnet. Wir besuchten dann die Östliche Raudenspitze, indem wir auf einem Schafsteig von Norden herum auf den Grat stiegen, dort, wo er zur Schönleitenschneide wird, und nun gerade hinauf über grobe Blöcke den Gipfel erreichten (½ bis ¾ Stunden von der Raudenscharte). Nach unserer Rückkehr ging unser Weg weiter nach Westen über die Ostflanke der Westlichen Raudenspitze.

Westliche Raudenspitze 2507 *m*

Von der Raudenscharte gingen wir auf einem Steiglein nach Westen und stiegen in die Felsen ein, welche hie und da rote, alte Farbzeichen trugen, die von dem Bergführer und Kriegsteilnehmer Adam Salcher herrühren. Dieser hatte u. a. auch den Kriegssteig über die Raudenspitze angelegt. (1925 wurde der Steig vom Ofnerjoch bis zur Raudenscharte rot bezeichnet.) Große Grasstufen brachten uns schnell zu einer Wand empor und etwas nach links, dann nach rechts hinauf und den Grasstufen folgend, kamen wir in einen von Wänden eingeschlossenen Felswinkel. Die Spur zeigt nun nach links über eine scheinbar glatte Platte, wir gelangen mit Hilfe einer Furche in ihr ohne Schwierigkeit hinauf und kommen dann zumeist über Gras steil von rechts her auf den Vorgipfel. Nun in der Nordseite etwas unter der Schneide querend, geht es in die letzte Scharte vor dem Westgipfel und längs der Kante aufsteigend auf ihn. Von der Raudenscharte ist man in 50 Minuten oben. Der erste touristische Ersteiger war Rhomberg, den ersten Abstieg über den Ostgrat und die erste touristische Ersteigung der Schönleitenschneide wie der Steinwand über den Westgrat führte Patéra am 13. September 1900 aus.

Wer nicht über die Raudenspitze gehen und dennoch ins Frohntal gelangen will, kann den leichten, rot bezeichneten Übergang über die Schreibach-Höhe unternehmen, der vom Anstieg zur Raudenscharte abzweigt, bei Punkt 2072[1]) über den Kamm führt und jenseits bei der Finanzerhütte mündet.

Das Wetter hatte bisher ausgehalten. Wir genossen die reizende Rundsicht, noch

[1]) Karte „Die Umgebung der Hochweißstein-Hütte".

mehr aber die entzückenden Bilder, die die wallenden, mit der Sonne ringenden Nebel und Wolkenklumpen uns zeigten. Zeitweise leuchteten der Avanza und die Nordabstürze des Ciadenis durch, der erstere als ungeschlachte breite Masse, der andere als unbestimmt wo in den Wolken endigender Turm. Auch die Erscheinung des Brockengespenstes ward uns wieder einmal zuteil. Hie und da ein besonders schönes Edelweiß pflückend, stiegen wir langsam auf dem gut erhaltenen Kriegssteig, zuerst über den felsigen mit einigen Trittklammern versehenen Grat, dann meist in der linken, südlichen Flanke querend, zuletzt von Norden her gegen den Öfnerpaß (Mitterjöchl) und über die Johanniseben zur Ochsenhalterhütte und durch das Frohntal nach Lorenzen ab, wo wir abends wieder anlangten.

Das schönste und unberührteste der drei Täler Niedergail, Obergail und Frohntal ist das Obergailtal. Das Frohntal nimmt seinen Ausgang vom Hochalpljoch (Oregonepaß) und mündet gegenüber von Lorenzen im Lessachtale. Dieser Ort liegt 1128 *m* hoch, anmutig und sonnig und gewährt einen prächtigen Blick durch das Frohntal nach Süden auf Raudenspitze, Ciadenis und Hochweißstein.

Im Gasthause des Adam Salcher, wo man bestens aufgehoben ist, errichtete die Sektion Austria des D. u. Ö. A.-V. 1925 eine Talherberge für Alpenvereinsmitglieder. Lorenzen, der Sitz eines Post- und Telegraphenamtes, ist ein Kreuzungspunkt für die von Westen aus Sillian und von Osten aus Kötschach kommenden Touristen sowie für die aus den Lienzer Dolomiten von Lienz über Zochenpaß und Tuffbad niedersteigenden und durch das Frohntal über das Bladnerjoch nach Italien ziehenden Bergwanderer.

Von Lorenzen geht man längs den roten Wegzeichen nach Süden, übersetzt die hier tief in das Urgestein eingeschnittene Gail und wandert dann ohne Anstrengung auf dem allmählich ansteigenden Sträßchen taleinwärts in den obersten Talboden, wo einst die Enzianbrennhütte stand, die schon vor dem Kriege von einer Lawine zerstört worden war. Jetzt steht dort die „Ochsenhalterhütte", in der Touristen aber nicht nächtigen können; zwei dürftige sterbende Baracken in der Nähe, und daneben ein kleines Hüttlein mit der Aufschrift „Thußwalder-Hütte"[1]) können keinen Anspruch auf die Bezeichnung Unterkunft erheben.

Von der Ochsenhalterhütte führt nun ein Weg auf den Öfnerpaß, ein anderer in Kehren auf den Hochalplpaß und weiter als Steig auf das Bladnerjoch und einer mit der Abzweigung Torkarhütte zum Luggauer Törl. Auf dem Wege zum Öfnerpaß betreten wir eine große, fast ebene Fläche in einem Hang, die „Johanniseben". Auf ihr baut die Sektion Austria im Jahre 1926 die Hochweißsteinhütte in etwa 1900 *m* Höhe. Sobald die Hütte stehen wird, werden Raudenspitze, Monte Avanza, Ciadenis, Hochweißstein, Hochalplspitze, Torkarspitze und Zwölferspitz von ihr aus leicht zu ersteigen sein.

Im Jahre 1924 kam ich mit Hans Slezak von Süden her. Wir wanderten von der Marinellihütte den breiten Weg nach Collina und frühstückten im Gasthause Gayer „al Leone" und zogen auf schöner, am Berghange verlaufender Straße über Sigietto und Frassenetto nach Ösen, das jetzt Forni-Avoltri heißt. Es war ein außerordentlich schöner und heißer Tag, der uns auch Gelegenheit bot, in dem guten Gasthofe „Sottocorona" die bunt geschmückte Schar der italienischen Sommerfrischler in Ösen bewundern zu können. Dann zogen wir scharf nordwärts, dem Ufer des Rio Fleons entlang durch das Deganotal, an einem großen Gehöft mit dem noch ungedeutet gebliebenen Namen Pier a bec vorbei, und längs den Wassern des Rio d'Avanza zur Casera di Casa vecchia. Wir wollten eigentlich zur etwas höher gelegenen Casera Sesis, fanden sie aber auf den wunderschönen Hochmatten nicht und

[1]) Thußwalder ist Bergführer in Lorenzen.

erfuhren erst von einem Hirten, der sich zu unserer Freude als ein Deutscher aus der Sprachinsel Bladen entpuppte, daß die Sesisalm schon vor Beginn des Krieges durch eine Lawine zerstört worden war; nur die Mauerreste sind noch aufzufinden. Nach einem längeren Gespräch mit dem Hirten, der uns seine Anschauungen und Erfahrungen aus dem Kriege mitteilte, gingen wir wieder zur nahen Casa-vecchia-Alm zurück. Diese beherbergte außer den aus Italienern und Deutschen bestehenden Sennen noch 115 Kühe, einige Schweine und eine muntere Schar von Ziegen. Die Ställe bilden ein langes Rechteck mit abgerundeten Ecken und umschließen einen Hof, in dessen Mitte ein hohes Holzkreuz aufragt. Die Wohnung für das Almvieh war neu aufgebaut, die Almleute selbst aber hatten nur eine notdürftige Unterkunft und wir mußten uns daher mit der Gastfreundschaft der Kühe und Ziegen im Stalle begnügen. Wir bauten uns in einer Ecke des überaus großen, mit Wellblech gedeckten Stalles aus Brettern und Drahtgittern einen Verschlag und breiteten von uns herbeigeschaffte Bretter als Fußboden aus.

Gegen die Kühe brauchten wir keinen Schutz, die waren sehr gut erzogen und verhielten sich ruhig und gesittet, nur an dem zeitweilig erfolgenden Aufklatschen irgendeines nassen, weichen und zugleich schweren Gegenstandes auf den Steinboden schlossen wir, daß die Kühe noch da waren. Aber die Ziegen, diese neckischen Schäker! In ihrer Ecke, der unsrigen benachbart, gab es bis Mitternacht ein tolles Treiben. Es handelte sich den lieben Tierchen nämlich um den alleinigen Besitz eines Mörtelkastens.

Für eine Ziege wäre der Kasten gerade groß genug gewesen und hätte ein schönes Bett dargestellt, aber leider wollten ohne Rücksicht auf den Satz: „Wo ein Körper ist, kann nicht zu gleicher Zeit ein anderer sein", immer mindestens drei darin schlafen und so nahm der Kampf um die Kiste, begleitet von lebhaftem Glockengebimmel, kein Ende.

Auf unsere Stallecke waren sie neidisch und manche Verwegene versuchte, über das Drahtgitter hinweg uns einen nachbarlichen Anstandsbesuch abzustatten, doch wir winkten mit dem Pickel deutlich ab, und nach Mitternacht trat jedesmal Ruhe ein. In der Frühe, wenn wir uns um 4 Uhr erhoben, da schliefen die Bestien natürlich fest, wie es ja auch bei nachtschwärmerischem Lumpengesindel so üblich ist.

Von unserer Alm erstiegen wir den

Monte Avanza 2481 *m*

Die erste Ersteigung erfolgte durch Samassa. Als erste Touristen gelangten Ed. Pico und L. Spezzotti mit Samassa und P. Kratter am 13. Juli 1895 hinauf. Von Westen erstieg den Berg Patéra am 8. September 1900.

Oberhalb, östlich der Alm führt ein alter, gepflasterter, jetzt ganz verwachsener Weg, der früher dem Abbau von silberhaltigem Kupfererz diente, nach rechts aufwärts in die große Avanzaschlucht. Ein guter Kriegsweg zieht über die in Sonnenglut flimmernden Halden zwischen turmhohen Mauern empor, links zweigt ein Steig zum Jägersattel (Cacciatore) ab, wir bleiben jedoch rechts und gelangen nach heißem Steigen durch eine enge Schlucht mit einer Leiter in einen großen Kessel und aus diesem zu einer Baracke. Links oberhalb auf dem Felsen sieht man schon von unten eine Baracke, die ein Dachgerüst trägt, welches dem Bau das Ansehen einer Kapelle verleiht. Von den Baracken hatten wir nach rechts (östlich) noch 10 Minuten auf den flachen Gipfel. Beim Abstieg sammelten wir lange Gräser, um uns für unser Nachtlager eine weichere Unterlage zu schaffen.

Von der künftigen Hochweißsteinhütte wird man über den Öfnerpaß auf den Jägersattel zwischen Ciadenis und Avanza gehen und dann dem Kriegssteig auf den Avanza folgen.

Den anderen Tag benützten wir zum Besuche von

Hochweißstein, 2693 *m* und Ciadenis, 2439 *m*

Von der ehemaligen Casera Sesis stiegen wir auf dem guten Wege zum Bladnerjoch zwischen Hochweißstein und Ciadenis an, das man in 1¼ Stunden von der Sesis-Alm erreichen kann. Wir querten sodann etwas absteigend nach links, bis wir den ausgetretenen Steig, der auch rot bezeichnet ist, sahen. Er führt zuerst gerade hinauf, dann um eine Ecke nach rechts in die Nordseite und links gehalten immer auf dem Steig an Baracken vorbei zuletzt durch eine Rinne auf den Gipfelgrat. Über diesen spazierten wir in einer Viertelstunde auf den höchsten Punkt. Unterwegs sieht man auf dem Grat zwei Tafeln eingemauert, deren Wortlaut an den Italiener Fabio Monte erinnert, der bei einem Versuch, den Berg zu erobern, gefallen war[1]). Die Aussicht ist großartig und weitreichend, was aus der überragenden Lage des Berges hervorgeht. Wir kehrten auf demselben Wege auf das Bladnerjoch zurück und erreichten es in einer halben Stunde wieder.

Über den Südwestgrat erstiegen den Berg L. Patéra mit G. Stabentheiner am 27. September 1907.

Über den Verbindungskamm zum Ciadenis hin stiegen wir etwas nach Norden ab und von einem Band mittels einer angelehnten alten Holzleiter wieder auf die Höhe des Verbindungsgrates und zum Einstieg. Über weißes Kalkgeröll und plattiges Gestein erkletterten wir die vom Hochweißstein furchtbar steil erscheinende Westflanke ohne Schwierigkeiten in weniger als drei Viertelstunden. Der erste Ersteigungsversuch durch einen italienischen Gemsjäger brachte diesem den Absturz. Am 17. September 1896 führte Heinrich Prunner-Kötschach dann die Erstersteigung durch. Zwei Stunden später sah der Berg die zweiten Ersteiger, Samassa mit Gustav Baldermann, zur Höhe steigen. Dicht unter dem Gipfel steht eine Baracke, deren Dach aber schon von Steinen eingedrückt ist. Der Ciadenis besteht aus einem viertürmigen Grat, an den sich ein glatter fünfter Turm, die Spitze, anschließt. Dieser wird stets von Westen her auf dem Wege erstiegen, den auch wir machten. Als der Krieg mit Italien ausbrach, besetzten die Kärntner Schützen vom Lessachtal die Grenzen, den Ofnerpaß, Hochalplpaß und auch den Hochweißstein. Jägersattel und Ciadenis wurden im Sommer 1915 besetzt. Zu Beginn 1916 kamen die Italiener vor den Österreichern auf den im Winter geräumten Grat, so daß diesen nur der Turm des Ciadenis blieb.

Der schönste Anblick des ganzen Berges bietet sich von Norden und dann vom Ausgang des Ciadeniskars, das von den vier Graterhebungen und dem stolzen Turm im Bogen umstanden wird. Gegenüber dem Kar, im Süden ist ein Sattel eingeschnitten, von dem man, an einigen Baracken vorbei, nach Süden zur Alpe Sesis absteigen kann.

Nach drei, auch durch das rücksichtslose Benehmen der Ziegen nicht beeinträchtigten schönen Tagen beglichen wir unsere Rechnung und nahmen von unserer Alpe Abschied. Wir hatten Milch, Schottenkäse und Butter erhalten und dafür für 1 Liter Milch 1.4 Lire, für 10 *dg* Butter 2 Lire, für 10 *dg* Käse 1 Lire bezahlen müssen. Der Obersenne sagte auf meinen Vorhalt, es sei richtig, daß die Preise höher seien als im Tale, aber er sei durch die Almbesitzer gezwungen, sie teuer zu verkaufen. Über die Sesisalpe wanderten wir nach Westen; Italiener spannten damals ein Drahtseil vom Jägersattel zum tief gelegenen Almboden und beförderten verschiedenes Kriegsgerät zu Tal. Bei einer Hütte, an der uns der Weg vorbeiführte, trafen wir den uns bekannten Hirten aus Bladen, dessen Wesen und Aussprache auf uns genau den Eindruck machte, als ob wir auf einer Kärntner Alm wären. Neben seiner Hütte

[1]) Siehe meinen Aufsatz in der Zeitschrift 1926: „Die wichtigsten Kriegsereignisse zwischen Freikofel und Hochweißstein".

stand ein eigenartiger Bau. Im Kreise war eine Reihe von Doppelpfosten aufgestellt, deren beide Teile durch ein Querholz miteinander verbunden waren. Der Hirt sagte uns, daß das zu einem Vogelfang gehöre. Es wird über das Gerüst ein Netz gezogen, worin manchmal bis 200 Vögel gefangen werden. Die Italiener lösen für die Ausführung dieses Sportes eine Art Jagdkarte. Unser Hirt gab vereint mit uns seinem Bedauern über diese „Jagd" kräftig Ausdruck. Dann stiegen wir angesichts der eindrucksvollen Nordwand des Scheibenkofels ins Oregonetal ab, stiegen aber bald wieder auf der rechten Talseite zur Malga Chivion, 1752 *m*, und dann auf dem ansteigenden waldentblößten Rücken auf einem Kriegssteige bei großer Hitze und mit schwerem Rucksack auf den Hauptkamm auf, den wir zwischen Torkar- und Hochalplspitze erreichten. Eben als wir wieder den Fuß auf österreichischen Boden setzten, ertönte drüben auf dem Hochweißstein Musik. Eine stattliche Gesellschaft war hinaufgezogen, um den gefallenen Fabio Monte, dessen Todestag heute war, zu ehren[1]). Einige Schritte tiefer unter dem Grat in der Nordseite steht eine österreichische Baracke, die der Zweig „Austria" auf meinen Vorschlag zu einer Alpenvereins-Unterstandshütte umgewandelt und als unbewirtschaftete, mit Alpenvereinsschloß versehene „Torkarhütte" am 17. August 1925 eröffnet hat. Wir besuchten noch die sich unweit erhebende

Torkarspitze, 2576 *m*

bestiegen sie über das weiße, brüchige Gestein ihrer Südseite und stiegen über den kurzen Westgrat hinab. Im Norden sahen wir in das düstere Torkar hinunter, über welches man ebenfalls die Spitze erreichen kann. Die Torkarspitze wurde touristisch zum ersten Male durch Heinrich Prunner aus Kötschach am 18. September 1896 erstiegen. In der österreichischen Spezialkarte ist sie als Hartkarspitze eingetragen, von den Italienern wird sie wegen ihres weißen Kalkes „Pietra bianca" genannt. Die doppelgipfelige

Hochalplspitze, 2462 *m*

wurde von Prunner nach Ciadenis und Hochweißstein am selben Tage, dem 17. September 1896, von Süden durch eine oben mehrfach gespaltene Schlucht erstiegen. Am nächsten Tage bestieg Prunner als erster Tourist die Zwölferspitze, so genannt, weil für die Bewohner von Luggau die Sonne zur Mittagszeit genau über diesem Gipfel steht.

Von Osten erstiegen Dr. Franz Rudovsky und Dr. H. Hitzker die Hochalplspitzen am 25. Juni 1924.

Wir aber folgten dem schönen, bequemen Militärsteig, der von der Torkarhütte in Windungen nach Nordwesten in die große Mulde zwischen Zwölfer- und Hochalplspitze führt, bei einem Seelein[2]) in den Steig Ochsnerhütte—Luggauertörl mündet und dann auf den Talboden zur Ochsenhalterhütte leitet.

Abschied

Nach einigen Tagen voll Regen und Neuschnee stieg ich noch einmal auf dem alten liebgewordenen Wege über den Hohen Gang zur Hohen Warte empor. Der Himmel sah in Allerseelenstimmung drein und streute flaumige Flocken zur Erde, die sachte auf die Edelweißsterne der Südhänge herniedersanken und ihnen ein weißes Grab verhießen. Das Kar und die Wegwindungen zum Gipfel bettete bereits der Schnee, durch den ich inmitten der erstarrten Natur zur Höhe stapfte.

[1]) Siehe meinen Aufsatz in der Zeitschrift 1926.
[2]) Punkt 2226 der Karte „Die Umgebung der Hochweißstein-Hütte".

Ein Blick der Freude und der Wehmut flog von der erreichten Spitze hinab und hinaus. Dann sagte ich all den schweigenden Riesen „auf Wiedersehen!" und ging träumend zu Tal —

„Führerlos zu wandern, nur eigener Kraft zu trauen, Neuland zu suchen und neue Pfade aufzuspüren, dort zu wandern, wo noch kein Sterblicher ging — diese Triebe, vereint mit dem ethischen Genuß des Bergwanderns, mit dem unwiderstehlichen Drang nach oben, nach Licht, Luft und goldener Sonne, bildeten und bilden für mich den Hauptreiz des Bergsteigens heute wie vor zwanzig Jahren. In den Falten der Berge zu lesen, ihre geheimsten Winkel zu durchstöbern, mit dem geistigen Auge den Weg über einen unbegangenen Grat, durch eine unnahbar scheinende Wand festzulegen, und den Entschluß zu verwirklichen, das dünkt mich hohen Einsatzes wert, ist mir Lebensgewinn."

So schrieb ich im Jahre 1914 in dem Buche von Adolf Heß in Turin „Über Psychologie der Bergsteiger" und *heute* unterschreibe ich diese Worte noch immer: Das technische Können nimmt im Laufe der Jahre freilich ab, noch frische Eindrücke miterlebter Bergunglücke wirken lähmend auf die Tatkraft; Vorsicht und Überlegung, sogar eine gewisse Abgeklärtheit stellen sich, je älter man wird, mit ihren Warnungsrufen allzusehr der kühnen Unternehmungslust in den Weg. Aber solange die Freude und die Lust an schwierigen, neuen Fahrten noch vorhanden ist, solange das Auge noch unternehmungsfroh über unwegsame Wände gleitet, solange will ich noch der Tat und nicht der Erinnerung allein leben!

Mancher jugendliche Heißsporn stellt nach einigen kühnen oder unverantwortlichen Taten voll Erfolges oder nach einem vielleicht selbst verschuldeten Mißerfolg übersättigt oder abgeschreckt, Pickel und Kletterschuhe in den alpinen Winkel und wendet sich *anderen* Zweigen des Sportes zu, denn für ihn war die Bergsteigerei ja nur eine nun erledigte einseitige Form des Sportes, für ihn sind seine alpinen Tage nichts als Erinnerungen wie schöne Inschriften auf Leichensteinen, die ihm zufällig vors Auge treten, wenn seine Gedanken einmal im Friedhof der Vergangenheit weilen.

Wer aber auch in reifen Jahren und bis ins hohe Alter, wo er die Berge nur mehr im Widerschein der sinkenden Lebenssonne sieht, wer da den Bergen noch treu bleibt, wer bei ihrem Anblick oder bei der Erinnerung an sie sein Herz noch höher schlagen fühlt, dem waren die Berge immer mehr als ein Übungsgerät, der darf sich einen wirklichen Bergsteiger nennen, er wird es auch bleiben bis zum Ende.

* * *

(Zwei Abschnitte „Die wichtigsten Kriegsereignisse zwischen Freikofel und Hochweißstein" und „Soldatenfriedhöfe in den Bergen der Karnischen Hauptkette", worin die bergsteigerischen und heimattreuen Leistungen und Verdienste besonders der Kärntner Truppen im Kriege festgehalten und gewürdigt sind, können wegen Raummangels erst in der Zeitschrift 1926 erscheinen. Pichl.)

Schifahrten im Stubai

Von Dr. Karl und Frau Auguste Mühlbrett, Hamburg

Einleitung

Als ich vor vielen Jahren anfing, in die edle Kunst des Schilaufs einzudringen, da las ich mit heiliger Bewunderung von Bilgeris kühnen Gletscherfahrten, und das Wort „Ötztal" war mir mit geheimnisvollem Zauber umwoben. Es war das Paradies des Winterbergsteigers, und mein höchstes Sehnen war, selber einmal einzudringen in die weiten, weißen Gefilde, auf denen so warm die Sonne scheint, die ein blauer Himmel überspannt, oder zu kämpfen mit Schneesturm, Nebel und Kälte, mit Spalten und Lawinen. Wie gern folgte ich einer Einladung des Schiklubs Arlberg zu einem hochalpinen Schikurs, und dann stand ich, klein und bescheiden, vor all den Großen des alpinen Schilaufs, horchte auf jedes Wort, das sie sprachen, und prägte es mir tief in die Seele ein. Sie taten ihr Bestes. Da waren Rickmers, Bilgeri, Hannes Schneider, Kreß und andere; jeder gab seine Erfahrungen preis, und wir Jüngeren wetteiferten an Lernbegier.

Zum Schluß übersiedelte die ganze Gesellschaft nach Kühtai, wo ich die Stubaier Berge zum erstenmal kennen und lieben lernte. Nur eine schwache Ahnung hatte ich, was Bergsteigen heißt, und gar Bergsteigen im Winter. Und da ich immer schon ein Bücherwurm gewesen war, so kaufte ich mir bald die empfohlenen Schriften zum häuslichen Studium. Zugleich verlegte ich meinen Wohnsitz nach München, um näher an den Bergen zu sein, und schließlich nach Innsbruck. So ergab es sich von selbst, daß ich wieder die Stubaier Berge aufsuchte.

Ganz allein wanderte ich am Abend vor Allerheiligen 1910 nach Innerpflersch und am andern Morgen zur Magdeburger Hütte, wo ich vor acht Tagen meine Schier zurückgelassen hatte, um meine erste große Gletscherfahrt anzutreten. Sie brachte mir als Gipfel nur den Becher, aber sie war unendlich reich an den gewaltigsten Eindrücken. Bezeichnend war, daß ich die Fahrt rein nach der Karte zusammengestellt hatte und daß Rickmers, dem ich meinen Plan vorlegte, meinte: „Ja, das wird schon gehen; gemacht hat's wohl noch keiner." Ich wollte zur Teplitzer Hütte und zum Becher gehen und durchs Ridnaun absteigen. Diese Erfahrung bestätigte sich immer wieder: die einfachsten Fahrten waren damals im Winter noch nicht unternommen worden, sobald sie nur ein wenig abseits lagen. Daß ich ohne eine Ahnung von Spaltenbildung eine lange Strecke auf der Randkluft entlang gelaufen bin und daß ich im dicken Nebel eine Nacht im Schneesturm am Rand des Hangenden Ferners zugebracht habe, sei nur erwähnt, weil es zeigt, wie wenig vor 15 Jahren noch die Gefahren des winterlichen Hochgebirges bekannt waren.

Auf vielen Fahrten, teils allein, teils mit Herren vom Akademischen Alpenklub in Innsbruck, durchstreifte ich die Winterwelt, und als der Sommer kam, da mochte ich meine langen Schwarzwälder Hölzer nicht zu Hause lassen. Wieder ging's nach Pflersch. In schnellem Zug durchquerte ich die Gruppe, diesmal bei schönstem Wetter und gutem Schnee, um in Sölden mit einem Schwarzwälder Schifreund zusammenzutreffen. Wir saßen plaudernd in der „Sonne" und sahen gleichgültig den Fremden zu, die aus dem Stellwagen kletterten. Da erregte eine Dame meine Aufmerksamkeit: mitten im Juli mit Schiern. Sehr bald wußte ich, daß wir ein gemeinsames Ziel

hatten, die Braunschweiger Hütte, wo Meister Kreß einen Sommerschikurs hielt. Und über ein Jahr hatten wir uns auf ein gemeinsames Lebensziel geeinigt: Schifahrten im Stubai. Mit dieser meiner Frau habe ich seitdem die Stubaier im Winter durchforscht, habe so manchen neuen Schiweg und Schigipfel gefunden, und nun möchten wir von unsern eindrucksvollsten Fahrten berichten.

Wie die benachbarte großartige Ötztaler Gruppe eignet sich das Stubai in jeder Jahreszeit zum Schilaufen. Fast alle bedeutenderen Gipfel sind im Winter leicht zu erreichen, wenn es auch nur wenig „reine" Schihochturen gibt; aber etwas winterliche Kletterei mit Steigeisen und Eispickel erhöht den Reiz der Unternehmung, und nur der bergungewohnte „reine" Schiläufer wird sich dadurch abschrecken lassen. Uns ist's auch recht, wenn er daheim bleibt; denn was es im Sommer dort nicht gibt, das suchen und finden wir im Winter: Frieden und Einsamkeit. Mit dem Zugang zur Hütte ist meist alles gewonnen. Daß man als Winterwanderer sich nicht sklavisch an den Sommerweg hält, ist wohl selbstverständlich. Führt dieser hoch an lawinengefährdeter Talflanke, so legen wir unsere Spur im Talboden an. Ein lehrreiches Beispiel hierfür ist der Anstieg zur Nürnberger Hütte. Von Ranalt führt zunächst ein guter, sicherer Weg durch dichten Wald zur Bsuchalpe. Einmal haben wir uns verleiten lassen, von hier an dem Sommerweg in steile, bedenkliche Hänge zu folgen, haben viel Angst ausgestanden, aber doch ohne Unfall die Hütte erreicht. Dabei warfen wir immer neugierige Blicke in die Schlucht des Langenbaches. Ob man wohl da mit Schiern durchkommt? Und eines Tages fuhren wir, zusammen mit den Herren Hamburger und Plaichinger aus Wien, den sanften Grüblferner hinunter zum Kessel der Grüblalpe — hoch oben grüßte die Nürnberger Hütte — und fast ohne Hindernis auf dem tief verschneiten Bach zwischen hohen Felsenmauern hinaus zur Bsuchalpe.

Über den Feuersteinferner

Noch lag die Nacht auf Pflersch, als wir ins Freie traten. Hart schlug uns die Kälte ins Gesicht, knirschend bohrten sich die Eisen in den gefrorenen Weg, der in der Talsohle aufwärts leitet. Bald werden wir ihn verlassen, denn auf unbegangenen Pfaden wollen wir heute zum Feuersteinferner aufsteigen. Im Herbst, als wir von Bozen kamen, sahen wir bei Gossensaß, wie die Südbahn weit ins Pflerschtal einbiegt, und droben schimmerte im Sonnengold der Ferner. Sollte das nicht der kürzeste Weg zur Firnenwelt des Stubais sein?

Von der Bahn und auch beim Näherkommen sahen wir, daß man nur an der rechten Fernerseite hinaufgelangen konnte. Im bleichen Schein des abnehmenden Mondes wanderten wir kurz vor Weihnachten 1913 dahin. Bis fast zur Ochsenhütte reichte der Schlittenweg. Auf Schiern überschritten wir die Brücke und blieben dauernd auf der rechten Talseite. Nun lichtete sich's im Osten, die Sterne, die so ruhig geleuchtet hatten, erblaßten, und ein schöner Tag nahte. Da flammte der Schneebinagl in feurigem Rot auf, die Nachbargipfel erglühten — wahrlich die Schönheit seht ihr selten, ihr Sommerwanderer. Der tote Gletscher gewinnt Leben, seine Formen runden sich, der starre Bann der Nacht ist gebrochen.

Dicht am Bache her zieht unsere Spur, einem sommerlichen Steiglein durch Gestrüpp folgend. Am Talschluß führt orographisch rechts ein bis 25° geneigter Schutthang hinauf, der uns in Kehren mühsam Höhe gewinnen läßt, bis man oberhalb einiger Abbrüche wieder gegen den Ferner fortschreiten kann. Eine großartige Landschaft umgibt uns: Tief drunten Pflersch mit seinen wenigen Häusern, im aperen Gelände Gossensaß, darüber die Häupter der Zillertaler im weißen Wintergewand. Kühn ragt das Kalkgerüst des Tribulauns in die Luft, umgeben von seinen Gesellen der Triaszeit, Weißwandspitze und Hohem Zahn. Dem kundigen Auge kenntlich grüßt die Magdeburger Hütte herüber, die gastliche, die nur einen ausgebrannten Kochtopf

beherbergt. Wer je an kaltem Winterabend in ihm Schnee schmolz und zugleich Nudeln und Tee kochte, der weiß sie zu schätzen. Und noch eins wird er nie vergessen: Ein gewisser Ort ist „vor und nach der Wirtschaft" nur auf Schiern erreichbar, Schaufel und Eispickel nicht vergessen!

Bewundernd blicken wir zum gewaltigen Eisbruch, der uns von der Hütte trennt, und schauen besorgt nach oben. Steil sehen die Hänge aus, steil die Eiswand unter dem flachen Firnboden. Über buckelige Hänge, die wohl einst der Gwingesferner bedeckte, nähern wir uns der Zwerchwand. Bei etwa 2350 *m* treffen wir eine Stange, aber keine Tafel kündet dem Fremdling, was er hier finden könne. Den weiteren Weg sehen wir klar vor uns: durch eine Mulde an den Fuß der Zwerchwand und knapp unter den Felsen hin zu einem auffallenden großen Block. Von da nach rechts gegen den Ferner bis dicht an den riesigen Eisbruch heran; hier in eine Mulde, und diese schön ausgehend, das letzte steile Stück hinauf zur ebenen Fläche des Feuersteinferners. — Wenige Meter Abstieg brachten uns an die Felsen. Hier erforderte eine ganz kurze, steile Stelle das Ablegen der Schier, da wir auf der harten Unterlage keinen Halt fanden. Mühelos erreichten wir dann den Block, auf dem wir uns zu einer längeren Rast niederließen. Kalter Wind trieb uns weiter. Mäßig geneigte Hänge, hie und da mit Felsblöcken durchsetzt, zogen sich zum Ferner hinauf. Und dann standen wir oben auf weiter glatter Fläche, die allmählich steiler werdend, zwischen Aglsspitze und Feuerstein den schönen Bogen der Magdeburger Scharte bildet. Wie Schnecken schlichen wir hinauf, meine Frau weit voran, Dr. Kahn dicht hinter mir, um jede Gelegenheit zum Stehenbleiben auszunutzen. Die fast 2000 *m* des Anstiegs und die hochalpinen Rucksäcke lasteten schwer auf uns. Aber kein Schmerz dauert ewig. Die Scharte wurde erreicht, Felle herunter, Schier blank, und los! Pulverschnee, Telemarkbögen und sausende Schußfahrt zur Teplitzer Hütte! Elf Stunden waren wir unterwegs gewesen, einen neuen, schönen, auch ziemlich sicheren Anstieg ins Stubai hatten wir gefunden.

Von Gschnitz zum Wilden Freiger

Es gibt wenig Hüttenanstiege im Gletschergebiet, die dem Schiläufer ungetrübte Freude machen; manche sind im Winter unmöglich, und andere liegen hart an der Grenze des Möglichen. Zu diesen gehört der Weg zur Bremer Hütte am Simminger Ferner. Für jene Schiläufer, die aus jedem Gebirgsstock sozusagen nur die Rosinen herauspicken wollen, kommt er wirklich nicht in Betracht. Für uns aber, die wir uns eine gründliche Durchforschung der Berggruppe zur Aufgabe gemacht hatten, brachte er eine wesentliche Bereicherung.

Schon manches Mal waren mein Mann und ich allein in unsere Lieblingsberge gezogen, aber es hat einen eigenen Reiz, dann und wann auch einem anderen die eigene Bergheimat zu zeigen, und so lud mein Mann seinen jungen norwegischen Freund Bull ein, uns zu begleiten. Als Norweger war er Schiläufer, hatte die Alpen nie gesehen und brannte darauf, die Ferien wikingerhaft zu verleben. Begeistert saßen wir zusammen beim Planen und Ausrüsten. Alles war ihm recht, nur eines nicht, die Felle. Er behauptete immer wieder, die brauche er nicht. Mit unheimlich geschwellten Rucksäcken trafen wir uns im Dresdner Bahnhof, und ohne Umsteigen ging's bis Steinach am Brenner. Im Gasthof „Zum Steinbock" fanden wir freundliche Wirtsleute, gutes Essen und einen Wagen, der uns nach Gschnitz brachte. Während der Fahrt bedauerte Bull unaufhörlich das arme i in Gschnitz, das mit 7 Konsonanten belastet ist. Hier erfuhren wir, daß im vergangenen Winter bereits eine militärische Schiabteilung den Versuch gemacht habe, die Bremer Hütte zu erreichen und nach vergeblichem Versuch und Freilager halb erfroren wieder nach Gschnitz zurückgekehrt sei. So freuten wir uns, die ersten Schiläufer in der Bremer Hütte zu sein.

Am 19. Dezember 1914 folgten wir mit Laterne und Steigeisen dem ebenen Talweg, der bis zu den letzten bewohnten Häusern gut kenntlich war. Leicht ansteigend führte ein Heuweg in den Wald, überschritt nach einiger Zeit den Bach und verlor sich vor der Laponesalpe. Von hier sieht man die Steilwände, die den Talkessel einschließen. Wir folgten dem Bach, gingen über eine Brücke auf die rechte Seite, wo wir vorsichtig zwischen groben Blöcken auf wenig Schnee vorwärts kamen, querten ein Stück Wald und kamen wieder zum Bach, der nach arger Quälerei auf dünnem Hartschnee im hintersten Talgrund nochmals schwierig überschritten wurde. Die einzige Möglichkeit, höher hinaufzukommen, bot jetzt ein steiler, bis 35° geneigter Hang, den wir in vielen Kehren mühsam erstiegen. Solange wir dem Bachbett folgten, waren wir gegenüber unserem fellelosen Freund Bull nicht wesentlich im Vorteil; nun aber fing der Kampf an. Er mühte sich ehrlich, unserer Spur zu folgen, aber mit einem Kraftverbrauch, der nicht lange durchzuhalten war. Da packte ich aus meinem Rucksack ein Paar Felle aus und reichte sie ihm hin. Sein von der Anstrengung roter Kopf wurde noch um einige Grade dunkler, als er sie wortlos nahm und anschnallte. Mein Mann, der vorausging, tat, als merkte er nichts.

Schon bei der Laponesalpe sieht man, daß von dem Steilhang ein schmaler Schneestreifen schräg aufwärts leitet. Hier ist der „Ochsenweg" versichert; das Gelände war vom Schnee stark belastet und die Strecke, steil und ausgesetzt, wegen des steinharten Harschtes, auf dem etwas Pulver lag, schwierig. Erst höher oben windet man sich bequem durch Latschen hindurch und erreicht einen ebenen Boden beim Simmingsee, wo ein Heustadel steht, bei dem wir Mittagsrast hielten. Jeder pries dem andern die Schätze seines Rucksacks an und hoffte, ihn so etwas zu erleichtern. Wir waren vergnügt, trotzdem wir viel Zeit gebraucht hatten, denn 750 *m* Steigung hatten wir schon hinter uns, und es fehlten nur noch 400 *m* bis zur Bremer Hütte. Den Weiterweg verdeckte Nebel, dem sich ein tüchtiges Schneetreiben zugesellte. Um die Schlucht zu erreichen, durch die der Abfluß des Simminger Ferners strömt, querten wir an steilen, gefährlichen Hängen. Nach einer kurzen mühsamen Kletterei — wir seilten Schier und Rucksäcke auf — standen wir endlich in dem Kessel beim Punkt 2162. Freund Bull stellte hochbefriedigt fest, die Fahrt verlaufe wikingerhaft! Von hier folgten wir über eine kurze, steilere Stufe am linken Ufer dem sanft geneigten Talboden, wo wir endlich guten Schnee und wirkliches Schigelände fanden. Es wurde kalt und dunkel, als wir schließlich die letzte Steigung anpackten, die uns auf Schiern bis fast zur Hütte kommen ließ. In völliger Dunkelheit legten wir den Rest zu Fuß zurück, da steiler Harscht die Verwendung der Schier unmöglich machte.

Der Schneesturm, der nun über zwei Tage tobte, machte unsere Lage nicht gerade beneidenswert. Es fielen gewaltige Mengen Schnee, die auf der glatten Unterlage jeden Augenblick abrutschen konnten. Die Hütte selbst liegt vollkommen sicher, aber man kann nicht heraus. Um uns gegen den Sturm zu schützen, der durch die Küchenfenster mit unheimlicher Gewalt hereinblies, teilten wir die Küche mit Tischen und Matratzen in eine kalte und eine warme bzw. helle und dunkle Hälfte. So wurde es ganz angenehm warm, etwa + 10 bis + 15°, während die Temperatur draußen —8° war. Zur Feier des Sonntags wurde bei allgemeiner Beteiligung eine richtige Nußtorte gebacken und zum Nachmittagskaffee restlos aufgegessen.

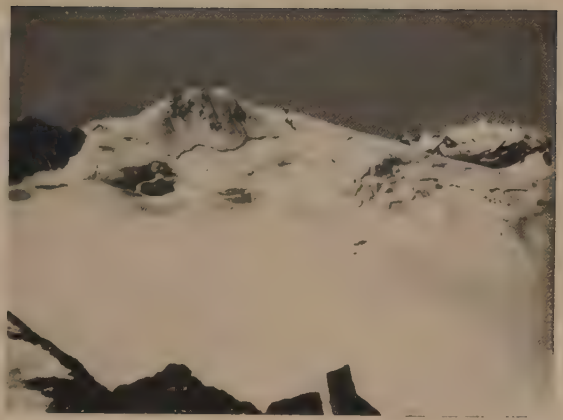
Als es am dritten Mittag heller wurde, zogen wir hinaus. Im blendend weißen Schnee und Sonnenschein sah die Innere Wetterspitze herrlich aus. Tiefes Pulver lag um die Hütte. Als die Sonne unterging, malte sich der Himmel in prächtigen Farben blau und rosig; in der Tiefe lag friedlich das Gschnitztal, umkränzt vom Habicht, den Tuxer Bergen und der Schafkampfspitze. Wundervoll waren die Linien des Schneebinggls im verglimmenden Sonnengold, Friede und Schönheit fern von den Menschen, die in weiter Ferne aufeinander losgingen, um sich zu töten.

Gegen Abend wurde es bitter kalt, — 20°; da fühlten wir, daß wir am nächsten Tag die Hütte verlassen würden. Die „Hütte in der Hütte" wurde abgerissen und alles sauber aufgeräumt, während mein Mann weit vorausfuhr. Eine Stunde später legten auch wir die Bretter an und folgten in der sicheren Spur. Als wir den Simminger Ferner betraten, ging mit lautem Prasseln eine Eislawine vom Hängegletscher des Schneebinggls los und wirbelte eine riesige Staubwolke auf. Wir sahen stumm dem Schauspiel zu. Indessen wand mein Mann sich an steilem Rücken listig in kurzen Zickzacklinien immer höher empor, die beiderseitigen Mulden streng vermeidend. Bull begann laut zu denken, indem er die Spur meines Mannes abfällig beurteilte. Ich verteidigte sie zwar leidenschaftlich, aber wirkungslos. Mit der ganzen Kraft seiner Wikingergestalt stapfte er in die schneeige Mulde hinein. Doch hatte er noch keine 5 Schritte selbständig getan, da setzte sich auch schon unter ihm alles in Bewegung, und gar behende tappte er in die Spur zurück, um sie nicht wieder zu verlassen.

Von der Grathöhe südöstlich des Aperen Feuersteins bot sich ein herrlicher Blick auf Gschnitz, Ruderhofspitze und Wilden Freiger. Im Dorf stand unterdes der Hüttenwirt vor seinem Haus und guckte durchs „Spektiv" auf uns drei kleine Pünktchen. Er hat später meinem Mann einen köstlichen Brief geschrieben, worin er ihn wegen seiner Tollkühnheit väterlich verwarnte:

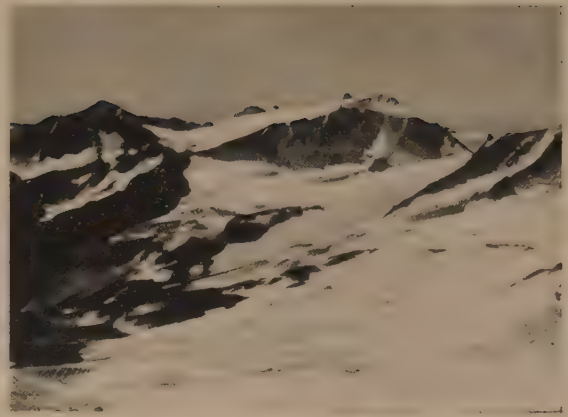
„.... den 23. Dezember habe ich mit mein Rohr Gesehen das sie auf den Gletscher hinauf Segelten auf großen Neu Schnee was höchst Gefährlich war die sie wohl nicht Gefährlich Beuhrteilt haben ich verständige ihnen Herr Mühbrett das sie sich in eine Solche gefahr mit Neu Schnee nicht wagen es ist zu steil dort hinauf 100 Meter Hoch hätte der Neu Schnee ab Brechen können. Wenn der Neu gefalene Schnee nur 2. Tag liegt ist es Schon weniger gefährlich wenn ich sie am 23. Dezember nicht weg fahren hätte gesehen so wäre ich hinauf gekommen. und so schnell wie sie hinauf sind und das letzte was ich von ihnen gesehen habe das war die Richtung rechts zum Aperen Feuerstein ..."

Es war sehr kalt, und nach kurzer Rast zogen wir sanft ansteigend nach Süden zum Pflerscher Hochjoch, 3164 *m*, wo uns warmer Sonnenschein und schöne Ausblicke empfingen. Dem Grat folgend ging's von da zum Östlichen Feuerstein, 3265 *m*, zuletzt über tief verschneite steile Felsen. Nirgends sieht man den Wilden Freiger schöner als hier. Kaum fünf Minuten hielten wir auf dem Gipfel aus. Der eisige Südwind trieb uns hinab zu den Schiern. Bull machte einige Bögen, um den Schnee zu schmecken, und schoß voran. Bei der Nürnberger Scharte bricht der Eishang steil mit Spalten ab. An der rechten Seite fanden wir einen günstigen Durchschlupf, nachdem wir einige Schritte sehr steil zu Fuß abgestiegen waren. In wahnsinniger Schußfahrt eilte Bull an uns vorbei, hinunter zum Grüblfeiner. Mein Mann sah kaum die Staubwolke, da sauste er ihm nach: Was der Norweger kann, das kann ich auch! Und dann lagen beide in den hochaufschäumenden Wogen. Ich schüttelte mich vor Lachen und schob noch ein paar Schwünge ein, ehe ich zu einer bescheidenen Schußfahrt ansetzte. Dann zogen wir befriedigt möglichst eben zur Nürnberger Hütte, 2297 *m*, hinüber und schauten noch oft zu unseren Spuren und den großartig beleuchteten Feuersteinen. Im Winter ist nur der Führerraum der Nürnberger Hütte zugänglich, ein kaltes Steinloch mit vorschriftsmäßig harten Pritschen und den bewährten schmierigen Decken. Freund Bull arbeitete fieberhaft an einer menschenwürdigen Lagerstätte und hatte den Erfolg, daß wir alle warm und gut schliefen. Diese und die Dresdener Hütte, in der man früher auf feuchtem Stroh lag und wo einem die Mäuse nachts über das Gesicht liefen, haben wir nie geschätzt. Reichlich spät — wegen des unspartanisch guten Schlafs — verließen wir am 24. das stolze Schloß, um über den Wilden Freiger zum Karlhaus zu ziehen. Der Föhn hatte sich inzwischen immer mehr entwickelt. Die Wälder im Tal zeigten ein fattes



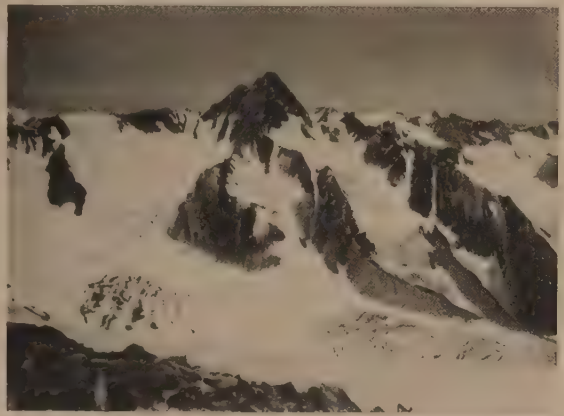
Lichtbild von Dr. Karl Mühlbrett

Nordwand des Windacher Daunkogels (rechts hinten die Wildspitze)



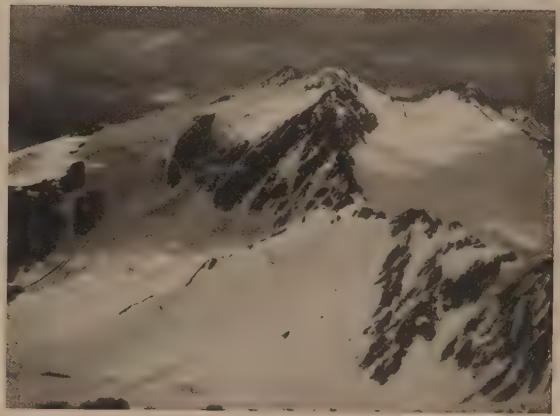
Lichtbild von Dr. Karl Mühlbrett

Schaufelferner



Lichtbild von Dr. Karl Mühlbrett

Wilde Leck



Lichtbild von Dr. Karl Mühlbrett

Feuersteine (l.) und Aglspitze (r.)

Lichtbild von Dr. Karl Mühlbrett

Der Große Sulztaler Ferner

Blau; der Sonnenuntergang auf der Bremer Hütte war ein glänzendes Farbenspiel, das der Bergkundige mit gemischten Gefühlen betrachtet. Graue Wolken kamen von Süden, lange Nebelstreifen hingen an den Talwänden. Es kostete Willenskraft, den Kampf aufzunehmen.

Dem Sommerweg folgend spurten wir zum Grüblferner, der in breitem Strom vom Wilden Freiger herabkommt. In weit ausholendem Zuge, durch das Seil verbunden, wanden wir uns vom Punkt 2681 nach Süden zwischen den Spaltengruppen hindurch. Als wir den zur Freigerscharte ziehenden Grat erreicht hatten, traf uns bei — 11° der Südsturm mit immer stärkerer Gewalt. Jetzt übernahm Bull die Führung, da mein Mann von der Anstrengung und dem schlechten Wetter ziemlich erschöpft war; Neugierde beflügelte seine Schritte: die Wirkung des fast auf die Hälfte des normalen verringerten Luftdrucks auf dem 3426 *m* hohen Gipfel wollte er erfahren, obwohl er auch leise Bedenken hatte, daß wir durch inneren Überdruck platzen könnten. Hier oben herrschten —18°, und mein Mann erfror sich fast die Finger beim Photographieren. Eindrucksvoll war das Bild gegen Süden, wo sich gewaltige Nebelmassen über den Übeltalferner schoben. Noch sah man die Hütte — bald wird der Nebel sie verschlingen. Wir fuhren in steilem harten Schnee bis dicht über die Randkluft zunächst ohne Schier ab. Vor der schlecht verschneiten Spalte legte mein Mann zum Entsetzen des Herrn Bull seine Schier an und sauste darüber. Ich folgte, wenn auch etwas zagend. Bull hielt das für gefährlich und kroch an ziemlich offener Stelle langsam hinüber. Eine fröhliche Abfahrt durch die Mulde nach Süden, und dann standen wir vor dem Karlhaus, 3189 *m*, während der Nebel allgemach die Welt verhüllte.

In der Hütte herrschte tadellose Ordnung wie immer; sie ist uns ans Herz gewachsen, und einen Teil unserer Herzen ließen wir blutend dort, als der Feind Besitz von ihr nahm. Jetzt steht sie verlassen und leer, ein Denkmal welscher Kulturpflege. An jenem Abend war die Hütte noch deutsch, erfüllt vom Licht der Weihnachtskerzen, die sich an grünen Zweigen der Zirbelkiefer wiegten, und vom Klang deutscher Weihnachtslieder. Während wir im kalten Zimmer in die wohlgewärmten Betten (wie unsportlich!) stiegen, zog Herr Bull es vor, sich in der Küche ein besonders langes Lager für seine müden und sehr langen Glieder zu errichten.

Am 1. Feiertag schneite es, und jeder war froh, weiter schlafen zu dürfen. Als es aber mittags aufklarte, spurten mein Mann und Bull in tiefem Neuschnee zum Südostgrat der Sonklarspitze, wo sie die Brettln zurückließen, um in mühsamer, an sich nicht schwerer Kletterei nach 1¾ Stunden bei wildem Nebeltreiben den 3476 *m* hohen Gipfel zu erreichen. Einige Augenblicke Sonnenschein ließen herrliche Landschaftsbilder aufleben und gleich wieder verschwinden. Mit einer kleinen Lawine rutschten sie den Steilhang hinab und liefen in wenigen Minuten auf der alten Spur zur Hütte zurück. Am Abend leuchtete der Mond in vollster Klarheit über die blendend weißen Schneefelder, und wer diese Pracht einmal gesehen hat, den läßt es für alle Zeiten nicht mehr los.

St. Martin am Schneeberg

Am 26. Dezember ging's in stäubender Fahrt auf den Übeltalferner hinab, als eben der Tag anbrach. Hier verließ uns Herr Studiosus Bull, dem Prüfungsnöte das Gewissen wachgerüttelt hatten. Nur ungern sah ihn mein Mann allein ziehen, aber er kam glücklich über die Freigerscharte und den Grüblferner nach Ranalt. Wir wanderten am nächsten Tag mit leichtem Rucksack über den oberen Firnboden nach Süden. Es galt eine Fahrt in Schneeuland. St. Martin mit dem verlockenden Beinamen „am Schneeberg" liegt 2363 *m* hoch im hintersten Passeier. Es ist ein Bergwerk, das in früheren Jahrhunderten schon betrieben wurde. Im Winter ist es vom Verkehr fast ganz abgeschnitten, und um so mehr lockte uns sein Besuch. Sanft ansteigend kamen wir zur

Botzerscharte, 2979 *m*. Im entscheidenden Augenblick hüllte Nebel uns ein, so daß wir eine Stunde warten und frieren mußten. Vom oberen Ende der linken Seitenmoräne des Botzerferners querten wir unter einer Felswand zum Hochferner hinüber und spurten in lockerem Pulverschnee gerade gegen die Schwarzseespitze, 3006 *m*, deren Gipfel aus zackigen Kalkfelsen besteht. Bis auf 30 Schritte kamen wir mit Schiern heran. Die Sonne hatte unterdessen die dunklen Mächte besiegt und bescherte uns eine windstille warme Gipfelrast. Zuerst suchten wir unser heutiges Ziel: St. Martin. In unbeschreiblich schneeiger Mulde, im Glanz der Mittagssonne lag da ein Häuflein Häuser — nein, Dächer waren es nur, die auf dem Schnee zu ruhen schienen. Es glich genau einer verlassenen Alm, die ihren langen Winterschlaf hält. Mit dem Glas durchforschten wir die Mulde, aber keine menschliche Spur, kein ausgeschaufelter Weg war zu sehen. Da wurden wir nachdenklich, aber wir konnten uns nicht sattsehen an dem Paradies aus reinstem Pulverschnee.

Nach kurzem steilen Abstieg zu den Schiern machten wir eine schneidige Schrägfahrt an ausgesetztem Hang zu einer Scharte nördlich der Schwarzseespitze. Von hier ist ein Abstieg ins Egetental möglich und von da ein Anstieg auf die Mairerspitze, freie Fahrt zum Trüben See und zur Grohmannhütte. Dann flogen wir über den spaltenlosen Hochferner hinunter zur ersten Scharte westlich der Spitze. Von hier sah man die Häuser schon greifbar nahe; auch jetzt kein Leben, keine Bewegung.

Ein Stück stapften wir in tiefem Schnee zu Fuß nach Süden durch eine Rinne (45° Neigung) in die Gegend des Schwarzsees und sausten über sanfte Hügelwellen dem Dorfe zu. Wir fuhren von Haus zu Haus, oder vielmehr von Dach zu Dach und trafen plötzlich eine Öffnung im Schnee, die wie ein Stollen in die Tiefe führte. Hier auf Holzboden waren die Schier überflüssig; wir wanderten nun wie in einem Irrgarten durch finstere Gänge, aber an jeder Biegung brannte ein Licht, und nun dämmerte es in unseren Hirnen. Die schlauen Bergleute, des unermeßlichen Schneeschaufelns müde, hatten frühzeitig im Herbst durch bretterne Stollen ihre Häuser untereinander verbunden. Mochte es nun schneien, so viel es konnte.

Endlich trafen wir einen Menschen, der Mund und Nase aufsperrte, als er uns zwei Fremdlinge mit den langen Brettern, die wir wie Spieße vor den Bauch hielten, auftauchen sah. „Wikingerhaft" sahen wir ohnehin aus! Aber er erholte sich wieder und zeigte uns, nachdem wir uns durch Zeichen verständigt, den Weg zum altertümlichen Wirtshaus, sonst wären wir wohl noch lange im Kreis herumgelaufen. Dort saßen in der warmen Stube eine Menge Bergleute, die gerade Feierschicht hatten; es waren meistens Italiener. Sie staunten uns an, wie vielleicht die Grönländer Nansen auf seiner denkwürdigen Schlittenreise, und schwatzten dann wie jene in ihrem unverständlichen Dialekt durcheinander. Hier lebten wir, von den freundlichen Wirtsleuten als Ehrengäste behandelt, zwei Tage. Wir fuhren zum Kaindltunnel, durch den der Wirt uns hindurchführte, um die andere Seite zu sehen. Man kann von hier mit Schi zum Kastenwirtshaus und nach Maiern kommen. Die Hänge gegen die Schneebergscharte sind herrliches Schigelände; die ganze Umgebung zeigt runde, weiche Formen und eignet sich hervorragend als Wintersportplatz.

Nachmittags rafften wir uns zu einem Besuch der Gürtelscharte auf. Vom Gasthaus Schneeberg fuhren wir zum Bach ab und am andern Ufer fast eben in sehr steile glatte Schneehänge südlich von Punkt 2972. Bei einer Neigung von gut 40° querten wir zu der andern Seite der Schlucht in der Richtung auf die auffallende Gürtelwand und gelangten zuletzt leicht zur Gürtelscharte.

Im Bereich des Übeltalferners

Neben dem Großen Sulztaler- und dem Alpeiner-Ferner ist es vor allem der Übeltalferner, der wegen seiner Ausdehnung und vor allem wegen seiner großartigen Umrandung jeden

alpinen Schiläufer befriedigt. Und doch waren wir manchen Winter die einzigen, die ihn befuhren. Selbst wenn es uns einmal Weihnachten nicht gelang, diesen oder jenen Gipfel zu erreichen, so konnten wir sicher sein, daß auch zu Ostern oder gar in der Zwischenzeit kein anderer kam, uns in diesem Gebiet eine Winter-Erstitur streitig zu machen. Einsam wie der Ferner blieb auch manchen langen Winter die Teplitzer Hütte an seinem Ufer. Ihre Lage in 2650 *m* Höhe ist unvergleichlich schön. Von dem Fensterplatz in der Küche umfaßt der Blick den ganzen Ferner, von der wild zerrissenen Zunge bis zu den oberen sanften Firnterrassen und bis zu den Gipfeln, die reich gegliedert aus ihm emporragen. Oft habe ich mich gefragt, ob die Köchin, die sommers hier haust, wohl absichtlich in ihrer Fensternische den Stuhl rechts und das Tischchen links gestellt hat?

Als wir dort unsere Entdeckerfahrten machten, lag die Bewirtschaftung der Hütte in den Händen des Wirtes vom Sonklarhof in Ridnaun. Ich weiß nicht, ob er jemals selbst in der Hütte war; jedenfalls, als wir einmal Anfang Oktober bei ihm den Schlüssel zur Hütte holten, meinte er kopfschüttelnd: Jetzt, wo das Oktoberfest in München sei, würde er lieber dort bleiben, als in die schiach'n Berg' hinaufsteigen. Gegen Besucher außerhalb der Sommerzeit hatte er sorgfältig das Holz weggeschlossen, obgleich vor uns, außer Paul Preuß, noch nie ein Schiläufer dort zugesprochen hatte; was den Schluß zuläßt, daß er sich vielleicht mehr vor den einheimischen Brüdern fürchtete, die im Herbst erlaubter- oder unerlaubterweise in den Bergen jagen, die Hütten gerne benützen und natürlich das Zahlen vergessen, viel schlimmer als die ††† Schiläufer! Leider hatte er die Schlauheit der Stadtleute nicht in Betracht gezogen, als er sein sinnreiches Versteck ausdachte, das ich zur Freude aller, die Sinn für Humor haben, schildern möchte. Man denke sich einen Balken, der im Holzkeller an einer Schnur in der Schwebe so aufgehängt ist, daß seine Enden die Tür und die Rückwand berühren. Die starke Schnur ist durch ein Loch im Fußboden des Gastzimmers gezogen und dort zu einem Knoten geschürzt, der scheinbar achtlos weggeworfen dort liegen blieb. Ordnungsliebend wie mein Mann ist, hob er den Bindfaden auf und zog zu seiner Überraschung einen nicht endenwollenden Strick heraus, bis mit großem Gepolter der Balken fiel. An diesem Tage lachten wir Tränen. Ich muß wegen der Abschweifung um Vergebung bitten, sie gehört für uns untrennbar zur Umrahmung des Übeltalferners.

Weihnachten 1913 kamen wir über den Feuersteinferner und die Magdeburger Scharte zur Teplitzer Hütte. Wie so oft um diese Zeit, hatten wir mehr Sturm und Schnee als Sonnenschein und Gipfelfreude. Doch gelang uns die Ersteigung des formschönen Doppelgipfels Botzer und Hochgewänd, 3260 und 3214 *m*, ehe der Sturm losbrach, der tagelang dauerte. Wir waren sorglos genug gewesen, den ersten Tag auf der Hütte der Rast zu widmen, trotzdem oder vielleicht weil es so sonnig und windstill war. Wir saßen und lagen an der Südwand des Hauses auf Decken im Schnee herum, kochten nicht, damit uns nichts von den warmen Sonnenstrahlen entgehe, und waren aufs angenehmste beschäftigt mit dem Anblick der großartigen Landschaft. Um so eifriger rüsteten wir am folgenden Tag trotz des inzwischen gründlich verdorbenen Schnees zur Fahrt. Über die hart vereiste Moräne gingen wir eben zum Hangenden Ferner; bei der kurzen Abfahrt über diesen bekamen wir einen Vorgeschmack der großen Abfahrt, die uns bevorstand. Wir strebten der Moräne des Übeltalferners zu, dessen Abbruch einen herrlichen Anblick bietet. Sanft ansteigend querten wir den Ferner und erreichten mühelos die Botzerscharte, die durch einen Felszahn geteilt ist. Auf steinhartem Schnee gingen wir mit Steigeisen zum Botzergipfel; bei gutem Schnee ist er mit Schiern erreichbar. Zum Hochgewänd fährt man unter dem Botzer her in eine Mulde westlich vom Hochgewänd; ein leichter Felsgrat führt zum Gipfel. Zuerst mußten wir unsere Neugierde

befriedigen, die stets nach neuen Schiwegen auslugt und immer wissen will: Was steckt dahinter? Dann wendete sich der Blick Bekannten zu; immer aufs neue reizvoll finden wir die alten, vertrauten Berge, die uns doch wieder von jedem andern Gipfel eine neue Seite sehen lassen. Fast alle Gipfel im weiten Kranz haben wir bestiegen, der Vollständigkeit wegen auch so manchen Zacken, der mit Unrecht Gipfel heißt: Königshof- und Hofmannspitze, Sonklarspitze, Wilden Pfaff, Wilden Freiger, Becher, Roten Grat, Geißwandspitze, Östlichen Feuerstein, Pflerscher Hochjoch und Schneespitze. Solange wie möglich blieben wir in der Sonne oben; keinen reizte heute die Abfahrt; sie war mehr Pflicht als Genuß. Aus den „Üblen Tälern" brandeten drohend die Nebel herauf; traurig und düster duckte sich das einsame Grohmannhüttlein in den bräunlichen Fels; eine Vorahnung kommender bösen Tage lag über dem Ferner, als wir müde vom Kampf mit dem Schnee der Hütte zustrebten.

Ostern 1913 standen wir wieder am Küchenfenster der Teplitzer Hütte und überlegten die Fahrt des nächsten Tages. Da fiel unser Blick auf zwei Pünktchen im Ferner, die sonst nicht da waren; wir betrachteten sie genau und siehe, sie bewegten sich! Die ersten Menschen, die wir jemals auf dem Übeltalferner gesehen hatten. Sie wiederholten den Anstieg Vilgeris aus dem Ridnauntal zum Erzherzog-Karl-Haus an der Pfaffennieder, der bei einem Höhenunterschied von 1800 *m* eine gewaltige Anforderung an die Ausdauer stellt. Wir hatten sofort große Lust, ihnen am nächsten Tag einen Besuch zu machen.

Bei klarem Wetter, nur in den Tälern lag Nebel, verließen wir die Hütte und gelangten in einer halben Stunde zum Übeltalferner. Hier hüllten uns schon die Nebel ein. Der Punkt 2890 wurde mit Kompaß und Barometer angesteuert und glücklich erreicht. Hier riß der Nebel noch einmal für Minuten auf. Es hatte einen prickelnden Reiz, als wir diese Felseninsel, die einzige im weiten Ferner, verließen. Wir suchten nun in nordwestlicher Richtung Punkt 3109, einen seltsamen Eisbruch, dessen Türme auffallend kühn in die Luft ragen. Wir sahen sie freilich erst, als mein Mann mit seinem Schi gegen die Eiswand rannte. Unsere Freude kann ich nicht beschreiben, und in gehobener Stimmung setzten wir unsere Abenteuerfahrt, rein nordwärts haltend, fort. Die Augen versuchten längst nicht mehr, durch den Nebel zu bohren; gleichförmig schieben sich die Schispitzen vorwärts, aber das Hirn arbeitet unablässig. Da hebt sich mit einem Male eine dunkle geometrische Form aus dem Nichts — wir stehen genau der Hütte gegenüber und sehen zwei Gestalten herausstürmen, die offenbar etwas Wichtiges im Sinne hatten. In voller alpiner Ausrüstung standen sie wie angewurzelt, als sie uns aus dem Nebel auftauchen sahen. Wir unserseits wunderten uns nicht wenig, daß die beiden jetzt etwas unternehmen wollten. Aber mit Pickel, Steigeisen und Seil rückten sie nur dem Kamin zu Leibe, weil der Herd scheußlich rauchte und sie seit ihrer Ankunft kein Feuer zustande gebracht hatten! Mein Mann schloß sich sofort begeistert an, während ich alles vorbereitete, um die kühnen Gratritter, sobald das Feuer brannte, mit einem Mahl zu belohnen. Wir waren gerade zur rechten Zeit angekommen. Als der Rauch ab- und die Gemütlichkeit einzog, tobte draußen bereits der Schneesturm. Bei einem feinen Kaffee mit der bewährten Hüttentorte, die auf die beiden Herren, es waren die bekannten Wiener Hamburger und Plaichinger, entschieden günstigen Eindruck machte, waren wir vier schon ganz in den echten Hüttenzauber eingesponnen. Auch am nächsten Tag umtoste der Sturm die Hütte. Da wir nicht die Absicht hatten, nochmals zur Teplitzer Hütte zurückzukehren, beschlossen wir, gemeinsam über Sulzenauferner und -alpe ins Unterberatal abzufahren. Am 24. März hatte sich der Sturm gelegt, aber es schneite noch. Wir machten einen Versuch, über die Pfaffennieder abzusteigen; im dichten Nebel und wegen übermäßiger Lawinengefahr — sehr viel Pulverschnee auf Eis — wurde der Versuch einstimmig aufgegeben.

Am 25. klarte es morgens etwas auf. In herrlichem Pulverschnee hatten wir eine schöne Fahrt zum Fuß des Bechers. Die Freigerscharte, 3045 *m*, erreichten wir im Nebel. In dichtem Nebel auf ausgezeichnetem Schnee ging's den Grüblferner hinab; bei der Wegtafel an der linken Gletscherzunge entließ uns der Nebel, und nun begann eine prächtige Abfahrt zur Grüblalm. Auch die enge Schlucht ist fahrbar; im untern Teil fuhren wir steil auf alten Lawinenknödeln, die Herrn Plaichinger eine Schispitze kosteten. 20 Minuten später sahen wir ihn bereits wieder in voller Fahrt! Dieser neue Weg ist viel sicherer als der gewöhnliche Weg über die Nürnberger Hütte. Gefährlich ist er im Gegensatz zu jenem nur bei Föhn, wenn Lawinen von selbst losgehen. —Bis Volderau trugen uns noch die Schier; dann wuschen wir sie im murmelnden Bächlein nach Schiläuferart und schmückten unsere Mützen mit süßen Boten des Frühlings: Windröschen, Safran und Leberblümchen.

Der Gipfelkranz der Hildesheimer Hütte

Will man den südöstlichen Teil des Gebietes verlassen, dann stellt sich der Wilde Pfaff breit und sperrig in den Weg. Das einfachste ist, ihm gerade auf den Leib zu rücken, so weit es geht, mit Schiern, schließlich aber wird der Hang steil und eisig, und man nimmt besser Pickel und Eisen zu Hilfe. Vom Pfaffensattel her ist er viel leichter zu haben.

Es schien uns eine lohnende Aufgabe, vom Karlhaus kommend einmal den Nordgrat zu umfahren. Etwa eine Seillänge stiegen wir von der Pfaffennieder steil hinunter, setzten über die Randkluft und fuhren fröhlich die Fernerstube nach Norden hinab, den Spaltengruppen in großen Bogen ausweichend. Unter dem Peiljoch wird der Sulzenauferner erreicht, dessen Eismassen sich steil und zerrissen vom Zuckerhütl herabwälzen. Dicht unter dem Aperen Pfaffengrat zog ein glatter Schneestreifen empor, der immer schmaler und bis zu 45° steil werdend, uns den Zugang zu dem oberen Firnfeld vermittelte. Hatte uns erst die Sorge vor Lawinen veranlaßt, ohne Seil zu gehen, so legten wir es jetzt gern an, denn ganz gewaltige Spalten taten sich quer vor uns auf und ließen sich oft nur auf mangelhaften Brücken überschreiten. Mühsam war der Anstieg, und der kurze Wintertag — der 31. Dez. 1912 — neigte sich schon bedenklich seinem Ende zu, als wir den Pfaffensattel erreichten. Die Rucksäcke blieben hier, schnell war der Gipfel des Wilden Pfaffen erreicht, und im Glanz der scheidenden Sonne standen wir lange. Windstill war es, einsam und schön. Ein Jahr ging zu Ende. Nun saßen die andern in wohlgeheizter Stube, lachten und lärmten. Uns war, als ständen wir auf einem andern Stern, erdentrückt. Liebevoll betrachteten wir unser Reich. Eine schneidende Kälte weckte uns aus den Träumen. Die Schier an, unter der eisigen Nordwand des Zuckerhütls hindurch zum Pfaffenjoch, und in sausender Schußfahrt ging's über den Pfaffenferner zur Hildesheimer Hütte. Das schmale Felsband, das im Sommer vom Ferner zu dem kleinen See leitet, ist im Winter ungangbar. Ohne Schwierigkeit erreichten wir aber von der kleinen Moräne mit Schiern den See und spurten todmüde den letzten steilen Hang zum Haus empor.

Große Anstiege geben die Möglichkeit zu endlosen, berauschenden Abfahrten. Aber nur selten hat man im Gletschergebiet das Glück, von oben bis unten gleichmäßigen Pulverschnee zu durcheilen. Den gibt es nur im Schifilm, wenn man Zeit hat, die günstigste Gelegenheit abzuwarten. Geht man aber zu Weihnachten auf Schifahrten aus, dann empfindet man die kurzen Tage als überaus lästig. So entschlossen wir uns Weihnachten 1924, teils weil wir älter und bequemer werden, teils deshalb, weil es tiefer unten gar keinen Schnee gab, auf der Hildesheimer Hütte, 2910 *m*, dauernden Aufenthalt zu nehmen und alle Gipfel der Umgegend zu besuchen, soweit es irgend möglich war.

Nach einem etwas verpatzten Anfang der Reise — die Eisenbahn hatte meine Schier

in Halle stehen lassen, und ich mußte in Innsbruck neue kaufen — waren wir in Neustift, wo mich meine Frau nach einem Besuch des Fotschertales erwartete, zusammengetroffen und wanderten in Gesellschaft zweier junger Berliner im warmen Sonnenschein gegen Ranalt. Allmählich dämmerte es, die Nacht brach herein, da blitzten die Lichter von Ranalt, und in Falbesoners warmer Gaststube hielten wir Kriegsrat, was weiter geschehen sollte. Ich wollte gern den wegen der Schier verlorenen Tag einholen, und alle stimmten mehr oder weniger freudig zu, sofort zur Dresdener Hütte anzusteigen. Um 8 Uhr abends brachen wir auf, unsere Träger voran. Nach einer Stunde kehrten die Berliner um; die Bahnfahrt 4. Klasse lag ihnen wohl noch in den Gliedern.

Die Nacht war herrlich. Tiefschwarz, mondlos der Himmel, daran in leuchtender Pracht ungezählte Sterne. Kein Wind ging — uns Hamburgern ganz ungewohnt —, kein Wässerlein rauschte, alles schwieg im Bann des Winters. Auch wir schwiegen, und jeder hing seinen Gedanken nach, Gedanken, die in die Unendlichkeit schweiften und an übereisten Stellen des Weges blitzschnell ins Stubaital zurückkehrten. Stundenlang ging's dahin ohne merkliche Steigung, auf bequemem Weg. In der Schöngeleiralm brannte Licht; hier hausten die Holzknechte und rauchten, daß wir es weithin schmeckten. Dann waren die Wohnstätten der Menschen hinter uns.

Gegenüber der Grabaalpe sahen wir den wüsten Steilhang, den Bilgeri einst mit seinen Getreuen hinabgeturnt war und an dessen zweiter winterlichen Begehung uns einst ein gütiger Nebel gehindert hatte. Um Mitternacht standen wir vor den Hütten der Mutterberger Alpe, etwas müde und hungrig, aber doch so froh, der Welt da draußen wieder einmal entflohen zu sein. Unser Träger brachte Holz, Wasser und Tassen, und nach einer Viertelstunde zog ein herrlicher Kaffeeduft durch den Raum, wie man ihn im Lande des „Feigele" selten riecht.

Was nun kam, war weniger schön. 600 *m* Steigung trennten uns noch von der Dresdener Hütte. In endlosen Kehren stapften wir mühsam durch den Schnee. Der Hang über uns wollte kein Ende nehmen, obwohl die Alpe allmählich in der Tiefe versank. Endlich, endlich tauchte der erste der großen Steinmänner auf, die an der oberen Kante des Steilhanges stehen, und nun wurde mit frischem Mut schnell die Hütte erreicht. Die Uhr zeigte auf drei. Nach kurzer, frostiger Rast strebten wir morgens weiter. Wenn man sorgfältig suchte, fand sich genügend Schnee zum Anlegen der Schispur. Wir hielten anfangs gegen die zerrissenen Eismassen des Fernauferners und querten dann, mehr der Schaufelspitze zustrebend, in sanfte Firnfelder hinein, die spaltenlos zur Schaufelnieder ziehen. Der mit einem Bildstock bezeichnete Übergang liegt viel näher der Schaufelspitze als man meint, dort, wo der lange zahme Grat anfängt felsig zu werden.

Hier war's überwältigend schön. Auf den braunen Steinen lag köstlicher, warmer Sonnenschein, zum Greifen nahe war die Hütte, so blau der Himmel und ganz windstill die Luft. Stundenlang träumten wir vor uns hin, indes die Träger die schweren Rucksäcke hinüberbrachten. Als sie zurückkehrten, lagen wir noch immer da und sahen ihnen zu, wie sie den Fernauferner hinabeilten. Keine halbe Stunde brauchten sie bis zur Dresdener Hütte. Tiefer sank die Sonne und vergoldete die Gletscherwelt mit ihren letzten Strahlen. Da kroch die Kälte heran und bewog uns weiterzugehen. Nur wenig Höhe verlierend, querten wir, den Spuren der Träger folgend, zur rechten hohen Seitenmoräne des Geißkarferners und stolperten auf dem Sommerweg, der ziemlich schneefrei war, zur Hildesheimer Hütte. Der Abend war höchst ungemütlich, da der Rauch des Herdes den Abzug nicht fand und in schweren Wolkenbänken die Küche erfüllte. Dicke Tränen weinend, kochten und verzehrten wir ein bescheidenes Mahl. Da mit einem Male muß sich das richtige Loch gefunden haben. Munter prasselte das Feuer, es wurde leidlich warm, und müde und zufrieden wickelten wir uns in die Decken. Der nächste Tag war der wohlverdienten Ruhe und dem schlemmer-

haften Genuß gewidmet. Vor der Hütte wurde ein Tischlein aufgestellt, Stühle dazu, und dann frühstückten wir im Freien. Den ganzen Vormittag blieben wir hier. Erst als die Sonne sich gegen die andere Seite der Hütte legte, da wanderten wir mit ihr und grüßten die nahen Ötztaler, vor allem „Sie", die königliche Wildspitze.

Abends richtete ich den Ofen in der Mägdekammer, der wundervoll heizte, und dann bereiteten wir alles vor für die erste Wintererersteigung der Pfaffenschneide. Sie liegt stolz und eindrucksvoll da und wird doch so selten erstiegen. Jeden Abend erglühte sie wie eine holde Jungfrau in köstlichem Rot. Schon lange hatte sie uns gelockt. Den günstigsten Schiweg sahen wir klar vor uns. Man strebt über sanfte Firnhänge, einen größeren Eisbruch links lassend, der großen Mulde unter dem Gipfel zu und steigt in südlicher Richtung mühelos bis zum Grat. Hier bleiben die Brettln zurück, und in leichter Kletterei geht's dem Grat nach zum Gipfelblock, 3498 *m*. Daß uns gerade noch 2 *m* an 3500 fehlten, fanden wir geradezu „niedrig". Eisiger Südwind begleitete uns längs des Grates, so daß uns die Lust verging, zum Zuckerhütl weiterzugehen. Etwas unbequem ist vielleicht die Wächte, die teils rechts, teils links überhing. Die Fernsicht war endlos. Lebhaft interessierte uns der Windacher Kamm im Süden und Westen, der einige noch ungelöste Aufgaben birgt.

Tags darauf sahen wir neue Schispuren über den Pfaffenferner ziehen. Das spornte unsere eigene Unternehmungslust und bald waren wir auf dem Weg zur Schaufelspitze, 3333 *m*. Wir fuhren auf unserer „Bahn" zum Hüttensee und folgten dem unteren Sommerweg zum Ferner. In großen Kehren überwanden wir die Steilstufe des Großkarferners und standen bald an der Isidornieder, von wo man in leichter Kletterei in einer halben Stunde den aussichtsreichen Gipfel erreicht. Sehr schön konnten wir hier den Südostgrat der Stubaier Wildspitze, 3342 *m*, verfolgen, die unser nächstes Tagesziel wurde. Wir waren auf Schwierigkeiten gefaßt und sahen uns angenehm enttäuscht, keine zu finden. Nicht so leicht war der Schußgrubenkogel, 3211 *m*, dessen kurzer Grat einige plattige Stellen aufwies, an denen man gut aufpassen mußte.

Als das schöne Wetter umzuschlagen drohte, glückte uns gerade noch der Apere Pfaff, 3351 *m*, dessen Südgrat vom Pfaffenjoch unschwer zum Gipfel führt.

Nach einem Tag mit Nebel und Neuschnee klarte es wieder auf, und nun wollten wir gleich zwei Gipfel „fressen", Zuckerhütl und Wilden Pfaff, 3311 und 3471 *m*. Bis zum Pfaffensattel trug uns mühelos der Schi. Dann sahen wir uns die steile Eiskante an, die zu schwindelnder Höhe leitet, nahmen Seil und Eisen und stiegen tapfer hinan. Schon nach einer Stunde konnten wir uns auf dem höchsten Gipfel der Stubaier die Hände schütteln. Das schöne Wetter war uns nicht treu geblieben. Im Westen türmte sich schweres Gewölke, von fahlgelben Lichtern durchsetzt; im Süden brannte ein düsteres Goldrot am Himmel; dazu blies uns der Wind um die Ohren. Nach kurzer Rast stiegen wir hinab und klapperten über Harscht zum Pfaffen, wo wir wieder die Eisen anlegen mußten. Uralten Spuren folgend, erreichten wir das Holzgestell, das die Ecke der italienischen Grenze andeutet. Fast senkrecht unter uns lag die Müllerhütte, drüben das Kaiserin Elisabeth-Haus auf dem Becher, dort der Wilde Freiger, das Ridnaun, der Botzer ... unsere lieben Stubaier Berge. Wehmut beschlich uns, alte schöne Erinnerungen tauchten auf. Hier hatten meine, hatten unsere Streifzüge begonnen, und nun seufzt das Land unter fremder Knute! —

Dann schieden wir. Die Wolken drängten näher, es wurde dunkel, schärfer ging der Wind und trieb uns zur Eile. Langsam, bei völlig unsichtiger Luft, glitten wir dem Pfaffenjoch zu, streng unserer kaum noch kenntlichen Spur folgend, und freuten uns abends im kleinen Stübchen der wohligen Wärme.

Der Windacher Daunkogel und seine Nachbarn

Blickt man von der Amberger Hütte nach Süden, so gewahrt man eine herrliche, weiße Berggestalt: den Windacher Daunkogel. Ihm galt an einem schönen Oktobertag unser Besuch. Von der Hütte geht's zuerst eben hinein, in möglichst gerader Linie zur Zunge des Großen Sulztaler Ferners. Sie wird über einen kurzen Geröllhang von Westen her erreicht, dann bietet der Ferner eine prächtige Schibahn, die nur der Spalten wegen, besonders am Fuß der Wilden Leck, einige Aufmerksamkeit erfordert. Nahe dem linken Ufer bleibend, spurten wir mühelos in köstlichem Pulverschnee zum Wütenkarsattel. Von hier kann man dem allmählich immer schneidiger werdenden Westgrat zum Windacher Daunkogel folgen. Wir stiegen nach Süden ein wenig ab und schritten über den Wütenkarferner zur Warenkarscharte, wo wir uns trennten, um den Tag auszunutzen. Während meine Frau in kurzen Kehren über den Nordgrat zur Warenkarseite, 3351 *m*, anstieg, kletterte ich ohne Schier über große Blöcke, in tiefen Löchern oft versinkend, zum Windacher Daunkogel, 3363 *m*. Fast gleichzeitig standen wir auf unsern Gipfeln, trafen an der Scharte wieder zusammen und statteten gemeinsam der Wildkarspitze, 3202 *m*, einen Besuch ab. Wer Neuturen liebt, kann einen Übergang zum Nebelkogel suchen, am besten wohl Punkt 3112 nördlich umfahrend, über den stark geschwundenen namenlosen Ferner. Wir hatten für diesmal genug Gipfel und waren begierig auf die Abfahrt, die eine der schönsten überhaupt ist. Und sie war herrlich. Einige vorsichtige Bögen am Steilhang unter dem Wütenkarsattel, und dann standen wir still, während die Welt sich bewegte. Es war ein traumhaftes Schweben. Da eilte die Wilde Leck, da der Daunkopf, dort der Schrankogel her und vorbei. Leise federte ich in den Knien, hier und da ein leichter Druck um einen Bogen anzudeuten, und in 20 Minuten waren die 4 Kilometer mit 800 *m* Gefälle zurückgelegt, die wir in fast 4 Stunden erstiegen hatten. Das ist der Schirausch! —

Am 6. März 1924 zogen wir bei trübem Wetter die Schier am Bandl hinter uns her und traten von Gries ins Sulztal hinein. Im Wald schnallten wir an; der Schnee war naß und schwer, das Vorwärtskommen sehr mühsam. Der Sommerweg war im Wald bis zur Vorderen Sulztaler Alpe gut kenntlich und bequem gangbar. Nach ergiebiger Rast in der offenen Hütte folgten wir in sanfter Steigung dem Bachbett und überstiegen einige Riesenlawinen am Eingang zum oberen Talkessel, die vom Gaisenkogel herabfahren und oft über den Sommer liegen bleiben. Inzwischen hatten Nebel und Schneefall eingesetzt. Der Weg führt über dem tief eingeschnittenen Bach ausgesetzt um den Sulzbühel herum. Sicherer steigt man östlich vom Sulzbühel steil hinauf und fährt von dem Sattel wieder hinab zur Amberger Hütte, 2151 *m*. Wir haben diesen Weg Weihnachten 1923 als vollkommen lawinensicher erprobt, als wir wegen Mangels an Holz und Lebensmitteln bei geradezu verzweifelt gefährlichem Wetter absteigen mußten. Von allen Seiten kamen Lawinen, durch unsere Tritte gelöst, aber nicht eine lief über die Spur.

Erst am 9. schien uns das Wetter für eine größere Fahrt zu genügen. In gerader Spur strebten wir einem eiszeitlichen Rundhöcker zu, Punkt 2170, von dem man die Anstiege auf den Schwarzenbergferner, den Großen Sulztaler und den Roßferner überblickt. Der vom Roßkar sich absenkende Hang ist steil und glatt; aber es durchziehen ihn einige Rippen, die man gewissenhaft für den Anstieg benutzen muß. Die Kuhscheibe, 3193 *m*, war unser Ziel, ein poesieloser Name für einen schönen Schigipfel, der fast bis zur Spitze zu befahren ist. Ganz prächtig ging's durch das wellige Gelände des Roßkars und in einem langen Zug auf den Roßferner. Gleich zum Wannenferner anzusteigen, ist wegen des steilen Firnes nicht möglich. Über den glatten, sanften Roßferner leitet unsere Spur zum Atterkarjöchl, das durch zwei Stangen bezeichnet ist. Überraschend schön war von hier der Anblick der Wildspitze. Weiter

trug uns der Schi im lachenden Sonnenschein durch stäubenden Pulverschnee. Die Alpenvereinskarte trennt durch einen Felsrücken den Roß- und Wannenferner. Dieser Rücken ist abhanden gekommen, denn trotz gewissenhaften Suchens fanden wir ihn nicht. 20 Meter unter dem Gipfel blieben die Schier zurück, die aperen Blöcke überkletterten wir leicht. Unermeßlich schön und weit war die Rundsicht, die ganzen Ötztaler lagen sonnenbeschienen, die Wildspitze von schwerem Sturm umbraust, mit langen Schneefahnen behängt.

Hei, die Abfahrt — leicht schaukelnd gleiten wir dahin durch eine Welt voll Winterschönheit, gleichmäßig pulvrig der Schnee. Der Steilhang trug Harscht und sah uns stockreiten. Aber dann lagen wir auf dem Rundbuckel noch lange im Sonnenschein, während die Hütte schon blaue Schatten bedeckten.

Der Windacher Kamm

So besucht die Stubaier Gruppe ist, ein Grat wird vollkommen vernachlässigt, der Windacher Kamm, der vom Übeltalferner im Mittel nach Westen zieht und im Kitzkogel seine höchste Erhebung besitzt. Ist es schon im Sommer schwer, an ihn heranzukommen, da die Hütte am Brunnenkogel bei Sölden offenbar dem Verfall preisgegeben ist, so hat man im Winter erst recht zu kämpfen. Unser erster Angriff im Winter 1914/15 war ein geplanter Übergang von St. Martin am Schneeberg über die Gürtelscharte zum Schwarzsee und weiter über die Windacher Scharte ins Windachtal und nach Sölden. War schon der Quergang von St. Martin an den steilen, glatten Hängen zur Gürtelscharte hin äußerst lawinenverdächtig, so ereilte mich kurz unterhalb der Windacher Scharte das Verhängnis. Ich wußte, was ich wagte. Immer steiler wurde der Hang, immer enger der Flaschenhals; dumpf klang der windgepreßte Schnee. Noch 30 *m* ... noch 20 *m* ... da oben über dem schmalen Ausschnitt blauer Himmel ... noch hält der Schnee. Meine Frau steht hinter Felsen in Sicherheit. Noch ein Schritt ... da dröhnt und kracht es, große Schneeblöcke kollern über mich ... in rasender Eile stürzt alles zu Tal ... die Lawine. An Sterben dachte ich nicht. Nur „Kopf hoch" war mein einziges Streben. Angestrengt arbeitete ich, bald im Tageslicht, bald in völliger Nacht, um oben zu bleiben, und ich hatte Glück. Im weiten Kar blieb die Masse liegen, wie ein breiter Kuchen, und ich lag oben auf. Gnädig war sie mit mir umgegangen, ich konnte aufstehen und meiner Frau, die, starr vor Schrecken, wortlos hatte zuschauen müssen, zurufen: „Bleib oben, ich komme wieder!" Aber das ging doch nicht. Das Stehen wurde mir schwer, und den Rucksack konnte ich nicht tragen. So hängte sie beide Rucksäcke um und führte mich zum Karlhaus, wo ich 2 Tage von Wärmflaschen umgeben im Bett lag. Dann war die alte Tatkraft wieder da, aber unsere Zeit war um, und in einer wunderbaren Mondnacht, in glitzerndem Pulverschnee schossen wir den Übeltalferner hinunter, umfuhren den Fuß des Bechers, hatschten zur Freigerscharte und berauschten uns an den herrlichen Hängen des Grübelferners. Gerade als der Winterknecht in Ranalt frühstücken wollte, klapperten unsere Schier vor dem Hause. Er meinte anerkennend, wir müßten früh aufgestanden sein. Als er aber hörte, daß wir von oben kämen, da brachte er den Mund nicht mehr zu.

Der Mißerfolg hielt uns jahrelang vom Windacherkamm fern. Erst im Sommer 1923 kam ich wieder dorthin, um einen Übergang vom Windach- ins Timmeltal zu suchen, und schrieb auf dem Wannenkogel meinen Namen auf ein Brett. Um die Jahreswende stiegen wir von Sölden zum Fieglhaus empor. Der Weg führt meist durch Wald und ist ziemlich sicher. Nur eine kurze Stelle an steiler Felswand macht größere Schwierigkeiten. Fast ohne Steigung geht's dann weit hinein. Über hartes Geröll kletterten wir teils auf Schiern, teils mit Steigeisen eine steile Moräne hinan, die vom Nordgrat des Hohlkogels ausging, und standen am späten Nachmittag nach einer nicht leichten Gratkletterei als erste Winterbergsteiger auf dem Hohlkogel, 3059 *m*.

Ostern 1924 waren wir wieder da. Während sich meine Frau in Obergurgl verspätete, langweilte ich mich auf dem Fieglhaus. Da die Sonne lockte, so schnallte ich die Schier an. Im steilen Wald jenseits des Baches lag prächtigster Pulverschnee. Da erblickte ich hoch oben am weißen Grat das Brunnenkogelhaus, und während ich noch mit dem Gedanken daran spielte, war ich schon beim Anstieg. Durch den Wald ging's leicht, denn ich hatte gar kein Gepäck bei mir. Der folgende Steilhang war hart gefroren, teils aper und vollkommen lawinensicher. Mühsam, ohne Steigeisen ward er überwunden, und nun kam seligstes Genießen in Sonnenschein und Pulverschnee. Das Schönkar birgt ein vorzügliches Schigelände, das bis zum Brunnenkogel und Wilden Rotkogel reicht, 2780 bzw. 2900 *m*. Zu Fuß am Grat absteigend, stattete ich der offen stehenden Hütte einen Besuch ab — da wendet sich der Gast mit Grausen! Leicht wurde der Wilde Rotkogel mitgenommen. Hurra, an einem Tag zwei winterliche Neuturen!

Als ich unten landete, war gerade meine Frau eingetroffen, und wir beschlossen, am nächsten Tag den Kitzkogel anzugehen. Nachdem wir uns über unangenehm steile, vereiste Hänge mit angewehten Schneebrettern hinaufgeplagt hatten, kamen wir auf einen schönen kleinen Gletscher, der bis zum Gipfel reichte. Erst das allerletzte steile Stück zwang uns, die langen Hölzer zurückzulassen. Am Gipfel stand das dreibeinige Vermessungszeichen, die bleichen Bretter mit wenigen Namen beschrieben, ich lese sie, da, ... ich traue meinen Augen nicht, da steht: Karl Mühlbrett ... ich bin nie auf dem Kitzkogel gewesen. Erstaunt sieht meine Frau mein Gesicht erstarren ... und dann löst sich's: wir stehen auf dem Wannenkogel, 3091 *m*; nicht durch mein Verdienst, aber wir haben einen neuen Wintergipfel gewonnen.

Die Berge der Winnebachseehütte

Am Bahnhof Ötztal harrte unser am 23. Dez. 1911 ein kleiner Schlitten, der uns mit Schellengeklingel durch einen lustigen Flockenwirbel nach Längenfeld trug, wo der rote Hannes unsere beiden Rucksäcke spurlos in seiner Kraxen verschwinden ließ, während wir leicht und frohgemut den Winterweg nach Gries einschlugen. Leise kommt die Dämmerung geschlichen, das Schneetreiben wird ärger. Heulend umbraust der Sturm die Berggipfel und stürzt ins Tal, daß die alten Tannen erbeben. Mühsam folgen wir in schwarzer Nacht der kaum kenntlichen Wegspur. Da blinken hell aus den Häusern von Unterlähn die Lichtlein, ein wahrer Trost für die späten Wanderer da draußen. Mit einem Male bleibt der Hannes stehen und nimmt die Pfeife aus dem Mund. Es muß also etwas Bedeutendes geschehen sein. Die frische Fußspur unserer Vorgänger reißt plötzlich ab. Vor uns noch ein kleiner Schneewall, und dann unheimliche Finsternis. „Grad eben muß die Lahn aberg'fahren sein", ruft er. Wir hätten nur ein wenig schneller gehen brauchen ... Seitdem weiß ich, warum der Weiler „Unterlähn" heißt. Hannes stampfte durch die glatt gefegte Lawinenbahn und traf drüben wieder die alte Spur. Wohlbehalten langten wir in Gries an und kehrten im Widum ein.

Andern Tags stiegen wir zu den hochgelegenen Winnebachhöfen und spurten durch lichten Wald, dann über freies Gelände rüstig voran. Auf der Höhe einer steileren Talstufe sahen wir schon lange einen schlanken Steinmann, der uns die Hüttennähe zu verraten schien. Welche Enttäuschung, als wir unsern Irrtum sahen; noch stundenlang dehnte sich das Tal, dann kam ein kurzer bedenklicher Steilhang, und vor uns lag die Winnebachseehütte, 2373 *m*. Tagelang schneite und stürmte es. Ein einsamer Schiläufer, der uns besuchte, zog, ohne einen Gipfel gesehen zu haben, wieder ab. Endlich wurde der Himmel merklich lichter als gewöhnlich, hier und da schaute durch ein Wolkenfenster etwas Blaues auf uns herab. Schnell die Schier heraus und auf gut Glück zum Bachfallferner. An der hohen rechten Moräne umgingen wir den steilen Eisbruch der Zunge und erreichten mühelos den flachen spaltenlosen Fernerboden.

Da lag vor uns ein stumpfer Klotz, an dem sich ein Schneefeld hoch hinaufzog: der Bachfallkopf, ein wenig bekannter Gipfel, im Winter noch nicht betreten. Ziemlich hoch trugen uns die Schier hinauf, bis sie von Seil und Eisen abgelöst wurden. Im Strahl der sinkenden Sonne standen wir am Gipfel, 3166 *m*, und blickten uns um. Dort liegt der Breite Grieskogel, unser nächstes Ziel. Und in sausender Jagd ging's zur Hütte.

Beim Morgengrauen eilen zwei Schiläufer über den Winnebachsee ins trümmerreiche Winnebachkar, und während noch die Nebel in den dunklen Tälern liegen, stehen sie im Morgenglanz am Zwieselbachjoch. Da liegt der Breite Grieskogel, mit einem rotglühenden Firnmantel angetan. Man sieht den ganzen Anstieg klar vor sich. Außer einer kurzen steilen Stelle nahe der Gratrippe, die vom Punkt 3228 nach Osten zieht, fanden wir keine Schwierigkeit. Um 10 Uhr hatten wir den prächtigen Gipfel, 3294 *m*, unter den Schiern. Ein eisiger Wind ließ uns kaum zum Bewußtsein kommen, daß wir schon oben waren. Meine Frau drückte mir liebevoll die Seehundsfelle in die Hand und entschwand mit Telemark rechts. Um so schöner war's unten im sonnendurchglühten Winnebachkar.

Östlich von Gries erblickt man die steilen Schrofenhänge der Winnebachspitze. Auch von der Winnebachseehütte hat man nicht den Eindruck, daß der Säuischbachlferner, ein Hängegletscherchen, sich mit Schiern befahren läßt. Eine sommerliche Überkletterung der Kühelekarschneid ließ uns wegen dicken Nebels zwar nicht viel sehen, aber wir glaubten, es müsse etwas zu machen sein, und deshalb spurten wir auf gut Glück am 6. Januar 1922 über den Bachfallferner zur Scharte zwischen Putzenkar- und Kühelekarschneid. Die steile Schneerinne war ein unglaublicher Schinder. Der Ausstieg drüben war leicht, und nach Überwindung einer sehr breiten Spalte standen wir bald auf der Hohen Winnebachspitze, 3115 *m*. Leider sah man gar nichts, und wir hatten uns so auf das niedliche Gries zu unsern Füßen gefreut.

Ein Versuch, die Kühelekarschneid über den Verbindungsgrat von Westen her zu erklimmen, scheiterte an Sturm und Kälte. Um so schöner war der nächste Tag. Er begann bitter kalt mit —24°. Wir mußten abziehen und wählten als Weg das Winnebachjoch und den Gleierschferner. Als Beigabe statteten wir dem unschweren Winnebacher Weißkogel, 3162 *m*, einen Besuch ab. Die etwas ungenaue Alpenvereinskarte enthält hier eine Roßkarscharte, deren Name den Einheimischen im Gleierschtal unbekannt ist. Mit einiger Mühe erkletterten wir aus der Randkluft eine kurze Felsstufe und sahen tief unter uns den Gleierschferner und das lange Tal. Was dazwischen lag, sahen und wußten wir nicht. Mit Steigeisen stiegen wir ab. Der Eishang senkte sich allmählich stärker, wir nahmen das Seil zum Sichern. Er wurde steiler, da durfte nur einer gehen, und der andere sicherte. Als er noch steiler wurde, da gaben wir alle Eleganz auf, setzten uns auf einen geeigneten Körperteil, um mehr Reibung und weniger Kippmoment zu erzeugen, und rutschten ruckweise, aber stillos hinunter.

Da, ein Schrei, und kopfüber gleitet meine Frau den Eishang hinab. Ich stemme beide Füße mit Macht an, nehme das Seil ein und fange einen Teil des Stoßes auf. Aber die steifen Finger in den dicken Fäustlingen können das Seil nicht halten, langsam gleitet es mir durch die Hand und läuft ganz ab. Nun kommt die Kraftprobe, es strafft sich und zieht, aber ich halte fest. Sie richtet sich auf, entläßt grimmig ihre Schier in die Tiefe, und dann halten wir an der glatten Wand hängend einen Kriegsrat. Schräg voraus sind ein paar Felsbrocken eingefroren. Wenn man dort wäre! Alles geht. Meine Frau, die am doppelt genommenen Seil hängt, bindet sich ans einfache Seil und rutscht und pendelt, von mir gehalten, zu den Steinen hinüber. Mit wenigen Sätzen bin ich bei ihr. Wie ein Schwalbennest an der Mauer, so klebte unser Standplatz am Hang. Zurück war nicht mehr möglich, denn auch meine Schier lagen schon unten, eine knappe Seillänge von uns getrennt. Aber so steil war der

letzte Eisabbruch, daß wir noch immer nicht sahen, was genau unter uns war. Es mußte nach dem Aussehen der Umgebung dort eine riesige Randkluft verlaufen. Mittels Mehlsacktechnik trat meine Frau die Reise an und landete sanft im weichen Pulverschnee auf der verschneiten Spalte; sie zog ihre Brettln an und nahm auf sicherer Unterlage eine feste Stellung ein. Währenddessen zog ich meine Steigeisen aus, da sie mir nur hinderlich sein konnten, noch ein tiefer, letzter Schnaufer, ein paar Schritte Anlauf, ich rutsche, fliege, und bohre mich tief in den Schnee, überschlage mich zwei-, dreimal, schüttle den Schnee ab und lege die Schier an. Anfangs noch der Spalten wegen vorsichtige Fahrt am Seil, dann herrliche übermütige Schußfahrt im goldenen warmen Sonnenschein. O wie schön war das wieder gewonnene Leben!

Ein recht bedeutender Gipfel ist der nahe Sebleskogel, 3230 *m*, auf den wir schon bei der Besteigung des Bachfallkopfes ein liebevolles Auge geworfen hatten. Nachdem meine Schier eine U-Bootfahrt über die Adria mitgemacht hatten, reisten wir, die Brettln und ich, im Februar 1918 nach Tirol, um unsern Urlaub auf den Bergen zu verbringen. Leider durfte meine Frau nicht mitreisen, und so traf ich allein eines Tages auf der Winnebachseehütte ein mit dem stillen Wunsch, den Sebleskogel als erster Schiläufer zu besteigen. Nach wochenlangem Schönwetter herrschte keine Lawinengefahr, was wegen der Steilheit des Anstieges sehr wichtig war. Im allgemeinen folgt man dem Sommerweg. Bei den „Grünen Tatzen" biegt man scharf nach Norden in eine steile weite Schneerinne ein, die vom Sonnenbrand vereist war und sich mit Steigeisen besser als mit Schiern nehmen ließ. Am Grat kletterte ich über apere Felsen, stolperte durch schneeerfüllte Löcher und harrte gespannt einer kurzen, steilen Eisstelle, die mir im Sommer einmal schwer geworden war. Das Eis war aber mit gutem festem Schnee bedeckt, und mühsam wegen der Last der Schier, aber ungefährdet erreichte ich den obersten flachen Firnboden des Grüntatzenferners, überquerte ihn und stieg, wieder mit Eisen, längs der nach Norden überhängenden Wächte von Osten her zum höchsten Punkt, den ich drei Stunden nach Aufbruch von der Hütte erreichte. Auch vom Westfalenhaus kann man im Winter zum Sebleskogel kommen.

Kühtai, 1966 *m*

Oft und gern sind wir in dem behaglichen Hause eingekehrt und haben uns an seinen Schnitzereien gefreut, wie an den herrlichen Schihängen ringsum. Kühtai hat eine ganze Auswahl lohnender Fahrten, aber fast jede hat eine „Stelle", und der „reine" Schiläufer möge sich stets erinnern, daß er im Hochgebirge weilt, mit dessen Lawinen nicht zu spaßen ist.

Im innersten Winkel des Wörgtales sind Wetterkreuz, 2572 *m*, und Gr. Windegg, 2693 *m*, selten gemachte dankbare Gipfel. Die Erstersteigung war ein Wettrennen zwischen zwei tüchtigen Schiläufern, die zu Kühtais Entdeckern zählen. Das Mittertal bietet eine schöne Schiwanderung, seine Gipfel aber erfreuen den Schiläufer nicht. Ähnlich ist es mit dem Längental, doch kann man bei sicherem Schnee die Niederreichscharte, 2746 *m*, ersteigen und hat einen schönen Blick ins Ötztal. Bei sehr günstigem Schnee gelang mir am 31. Jan. 1918 eine Erkletterung des Hochbrunnachkogels, 2900 *m*. Auch der Hochreichkopf, 3008 *m*, ist schon erstiegen worden. Leichter dürfte es sein, von Niedertai auf den Steinkarferner zu gehen, wo die Schier zurückbleiben, während man über einen kurzen steilen Schneehang zur Hochreichscharte und dann über den kurzen, grobblockigen Südgrat zum Gipfel ansteigt. Dankbarer ist das Finstertal, wo Gams- und Sulzkogel, 2956 und 3019 *m*, beliebte Fahrtenziele ergeben. Überschreitet man die Finstertaler Scharte, so kann man von Süden her mit Schiern die Kraspesspitze, 2955 *m*, erreichen. Geiß- und Pockogel sind zwar auch schon im Winter erstiegen worden, aber wie! Im Norden ist der Birchkogel ein leichter, überaus dankbarer Berg, doch erheischt der Steilhang über dem Schwarzmoos einige Lawinenkenntnis. Eine ganz

günftige, aber von Kühtai etwas entlegene Bergfahrt ist der Zwieselbacher Roßkogel. Wir warteten eines Tages in Haggen auf gutes Wetter, als zwei Bayerländer erschienen, um den Roßkogel zu machen. Wegen des unsichtigen Wetters und der späten Stunde rieten wir ihnen ab, doch ohne Erfolg. Gegen Abend kehrten sie zurück, ebenfalls ohne Erfolg. Am andern Morgen, den 31. Dez. 1921, sah das Wetter zwar nicht besser aus; da wir aber früh aufstanden, so konnten wir etwas wagen, zumal die beiden andern Herren sehr entschlossen aussahen. In dem engen Tal kann man sich nicht leicht verlaufen. Die Zwing, eine kurze Steilstufe bei Punkt 1956, wurde mühsam zu Fuß erstiegen, dann schoben wir wieder unsere Schier durch den Schnee. Schließlich steht man bei Punkt 2095 in einem rings geschlossenen Kessel, und nur der kundige Thebaner weiß, daß unter dem Reichengrat und der Reichenscharte her ein steiler, aber möglicher Zugang zum Gletscher führt. Dumpf krachte der Schnee und große Risse liefen nach allen Richtungen ... es wäre besser gewesen, umzukehren. Doch der alpine Ehrgeiz ließ das nicht zu. Wir sahen gar nichts. 10 *m* vor mir rollte eine Staublawine durch den Nebel. Immer weiter — immer weiter! Am Gipfel schärfster Schneesturm, so daß wir uns zeitweilig flach hinwerfen mußten, damit uns der Wind nicht in die Tiefe riß, Gesichter mit einer Eiskruste überzogen ... aber nicht nachgeben!

Hochbefriedigt legten wir uns abends zur Ruhe. Müde, bleischwer ließ meine Frau sich ins Bett fallen. Da geschah das Unglück, sie brach durch und schlief am Boden weiter, ohne etwas zu merken. Nur träumte sie unaufhörlich von Eisspalten.

Schlußwort

Wenn man von Fahrten berichtet, die sich über 15 Jahre erstrecken, dann kann man nur Einzelheiten herausgreifen und sie zu einem bunten Bild zusammensetzen. Dies für den Leser. Uns aber liegt noch daran, für uns selbst zu einem Überblick zu kommen über das, was wir vorhatten, und das, was wir erreicht haben. Die Antwort enthält den Sinn des Bergsteigens überhaupt. Darüber ist viel geschrieben und gestritten worden, und es ist nicht unsere Sache, mit philosophischen Sätzen und Redensarten etwas Bekanntes noch einmal zu sagen. Als wir zum ersten Male auszogen, da waren wir jung und voll alpiner Ideale. Wir suchten das Schöne da, wo es noch im Urzustand zu finden war, auf den winterlichen Bergen. Damit lehnen wir freilich ein gut Teil der erschließerischen Tätigkeit des Alpenvereins ab, soweit sie sich auf Wegbau und Wegbezeichnung erstreckt. Wir streben auf unseren Fahrten Unabhängigkeit von anderen Menschen und möglichste Selbständigkeit an. Wir haben nie einen Führer mitgenommen, nicht etwa, weil wir die Einheimischen ablehnen. Im Gegenteil, ich kann wohl behaupten, daß wir gerade durch unsere einsamen Winterfahrten den Einheimischen näher gekommen sind als irgendein Sommerwanderer, denn wer von unseren Fahrten hörte, interessierte sich dafür, zunächst ob der Seltenheit und dann wegen der Erfolge. Was sie selbst zum größten Teil noch nicht gemacht hatten, das gelang diesen beiden fremden Schifahrern. Ja, mit manchem Tiroler sind wir in ein freundschaftliches Verhältnis gekommen. Wie gern besuchen wir den Kaplan in Gries (Sulztal), den Julius Rimml und andere. Wie wurden wir im Krieg aufgenommen und bewirtet!

Was für mich aber wohl die Hauptsache ist, das sei die „kühne Tat" genannt oder, wie unser Norweger sich ausdrückte, das „Wikingerhafte". Es muß einmal ein Gegengewicht gegen die einseitige Hirnathletik im Stadtleben geschaffen werden, man muß aus dem trägen Alltag, wo man höchstens ums Geld kämpft, heraus in den Kampf gegen körperliche Gewalten. Man muß seine Muskeln gebrauchen, bis sie schmerzen, man muß um sein Leben ringen, man muß sein Können bis zum Äußersten steigern, immer neue, immer größere Schwierigkeiten suchen und überwinden, um sich dann seines Lebens und seines Glückes zu freuen. So werden die Berge zum Jungborn.

Neuere Erfahrungen mit Steigeisen

Von Paul Reuschel, Hamburg

Zeichnungen von D. Boeckmann

In letzter Zeit ist über Steigeisenbenützung wieder häufiger gesprochen und geschrieben worden, nachdem seit Eckensteins grundlegenden Aufsätzen die Angelegenheit für viele deutsche Bergsteiger wieder in Vergessenheit geraten war. Neuere Kritiken beschränken sich indessen leider häufig darauf, von theoretischen Gesichtspunkten aus die Frage zu behandeln, obwohl sie eigentlich eine rein praktische ist. In einer Zeit, in der viele Schweizer und Engländer bereits vorzügliche Steigeisengänger geworden sind, verliert man sich bei uns noch immer in doktrinären Abhandlungen über die moralische Berechtigung der neuen Technik. Wie rückständig der Ostalpenkletterer geblieben ist, ergibt sich klar aus den Feststellungen eines bekannten Steigeisengegners, daß dort nur ganz wenige Eckensteineisen in Gebrauch sind. Es wiederholt sich also das gleiche Vorurteil, welches seinerzeit gegen die Schneeschuhe geltend gemacht wurde.

Setzen wir einmal den Fall, die Entwicklung im Eis hätte sich umgekehrt vollzogen. Unsere Wildschützen und Schmuggler hätten von altersher gute Steigeisen getragen und Stufenschlagen im allgemeinen nicht gekannt und demgemäß hätten auch unsere Bergsteiger nicht gehackt — und jetzt wäre plötzlich ein Ausländer gekommen und hätte Stufenschlagen empfohlen. Nun, der Mann hätte allerhand hören können über „unfaire und unmoralische Art, den Bergen zu Leibe zu gehen". Gerade in heutiger Zeit, wo man den Mauerhakenfanatiker energisch zur Rede stellt, hauptsächlich weil er das Gebirge nicht in seinem ursprünglichen Zustand beläßt, würde man dem Stufenschläger, der den ganzen Berg verändert, die schwersten Vorwürfe machen.

Solch ein Gleichnis zeigt klarer als lange Abhandlungen, daß der Widerstand gegen die neue Technik hauptsächlich in der gewohnten Trägheit des menschlichen Geistes gegenüber jeder Neuerung begründet ist. Nebenbei bemerkt, ist das Gleichnis nicht ganz aus der Luft gegriffen. Wie die historischen Forschungen ergeben haben, sind in der Tat die Steigeisen nachweisbar zu einer Zeit, in der Eisärte anscheinend noch nicht in Gebrauch waren. Es klingt wie ein Witz, daß die Steigeisentechnik, die in der vorkeltischen Zeit vielleicht sehr verbreitet war, heute bei ihrer Wiedereinführung nach Jahrtausenden als überentwickelter Gerätesport Anstoß erregt.

An dem bedauerlichen Rückstand der deutschen Eistechnik tragen ohne Zweifel die Eisgeher selbst die größte Schuld. Sie sind es, welche beharrlich von ihrer Kunst schweigen und ihren Gegnern die unsachliche Kritik leicht machen. Ganz besonders ist in diesem Zusammenhang zu bedauern, daß unser Meisterbergsteiger Pfann so überaus zurückhaltend mit seinen Veröffentlichungen geworden ist.

Wenn ich nachstehend von meinen Erfahrungen mit Eckensteineisen berichte und dabei eine kurz gefaßte Lehre entwickle, so geschieht dies in der Hoffnung, daß andere Praktiker sich ebenfalls zur Bekanntgabe ihrer Erfahrungen entschließen. Mir kommt es dabei an auf das Urteil der Männer, welche heute die schweren großen Eisturen der Zentral- und Westalpen ausführen. An theoretischen Erörterungen liegt mir garnichts. Der deutsche Bergsteiger, der durch die Ungunst der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse mehr und mehr zu einem reinen Felsgänger geworden ist, muß sich endlich einmal klar darüber werden, daß die Eckensteintechnik dazu befähigt, jede beliebige, noch so steile Eisstelle mit wenig Arbeit und

großer Sicherheit im Auf- und Abstieg zu begehen. Er kann dann die neue Technik benützen oder ablehnen, auf jeden Fall muß er sich mit ihr beschäftigen, wenn sein Urteil überhaupt noch ernst genommen werden soll.

Der Vorsprung der Eckensteineisen gegenüber den früher üblichen Modellen wird von manchen Kritikern stark verwischt. Es wird behauptet, daß man schon früher Eishänge bis zu 50° und darüber ohne Stufen begangen habe. Mag sein, daß schon damals einzelne besonders geschickte Bergsteiger steilere Hänge mit besonderen Eisen begehen konnten, jedenfalls haben sie ihre Weisheit verschwiegen und teilen nun mit Recht das Los jener Erfinder, welche ihre Erfahrungen verheimlichen und von der Konkurrenz überflügelt werden. Ich selbst habe vor Eckensteins Veröffentlichung mit meinen Steigeisen keine Eishänge über etwa 40° ohne Stufen bewältigen können.

Es spricht für die Überlegenheit und Gründlichkeit der Eckensteinschen Gedanken, daß seine Originalkonstruktion auch heute noch, nach sechzehn Jahren, im wesentlichen unverändert gebraucht wird, wenn auch freilich von der durch Eckenstein noch verpönten Anschweißung von Zacken heute — entsprechend den Fortschritten der Schweißtechnik — vielfach Gebrauch gemacht wird. Die Zweckmäßigkeit der Eckensteinschen Konstruktion erklärt sich daraus, daß hier zum ersten Male ein mit den neuesten Herstellungsverfahren vertrauter Ingenieur sich die Frage gestellt hatte: Wie müssen Steigeisenzacken beschaffen sein, um möglichst gut im Eis zu haften? Denn bis dahin hatten nur einfache Dorfschlosser schlecht und recht drauflos geschmiedet. Die Frage der Zackenzahl, ob zehn oder acht Stück, scheint mir von untergeordneter Bedeutung. Ich habe das vielfach befürchtete Absplittern des Eises bei meinen zehnzackigen Eisen noch nicht beobachtet und würde bei sehr hartem oder sehr unebenem Eis, wenn u. U. jeder Zacken von Wichtigkeit ist, nur ungern auf den fünften Teil meiner Stützpunkte verzichten. Kleinere Leute werden aber auch mit acht Zacken auskommen. Die übrigen Hauptbedingungen Eckensteins haben auch heute noch uneingeschränkt Geltung. Außer den Anforderungen an das Material sind es folgende: zweigliedrig, mit scharfen, 30 bis 40 Millimeter langen Zacken, welche weit auseinander und genau unter der Sohlenkante stehen, fest angepaßt an den Bergschuh. Das Gewicht eines Paares Eckensteineisen ohne Gurten beträgt etwa ein Kilogramm.

Die handelsübliche Form, wie sie z. B. in Steiermark hergestellt wird, weicht von dem Original in mehreren nicht unwesentlichen Punkten ab. Zunächst einmal ist die Anwendung der Zacken vereinfacht. Während bei Eckenstein die sechs Mittelzacken gewissermaßen auf besonderen, schwer herstellbaren Stielen saßen, sind nun die Spitzen unmittelbar vom Hauptgerippe abgezweigt. Auch das Gelenk ist einfacher geworden. Während diese Änderungen sich rechtfertigen lassen, ist dagegen die Kürzung der Ringhalter ein Rückfall in eine frühere Entwicklungsperiode, der besser unterblieben wäre, da er das Festsitzen der Eisen am Schuh beeinträchtigt. Daß hier ein Fehler vorliegt, ergibt sich aus der Verbesserung von Horeschowsky. Man begnüge sich also bei der Bestellung nicht mit der Bezeichnung „Eckensteineisen", sondern schreibe genau die Einzelheiten vor. Nur zwei neuere Abarten verdienen besondere Erwähnung: Die Siegereisen (1920) und die Horeschowskyeisen (1924).

Dipl.-Ing. Sieger in Hörde, Westfalen, hat eine ganze Reihe von Versuchen mit Steigeisen aus Blech angestellt. Das erste Modell wurde mit dem Schneidbrenner aus der vollen Blechtafel ausgeschnitten und durch Umbiegen der Ringhalter und der Spitzen weitergeformt. Die ursprünglich gewählte Meißelform der Zacken wurde später aufgegeben zugunsten spitzer, aufgeschweißter Zacken aus Schweißstahl, unter anderem aus dem Grunde, weil man im gegebenen Augenblick nicht immer auf dem Zacken steht, dessen Schneide senkrecht zur Marsch- bezw. Druckrichtung steht. Wie aus der Zeichnung hervorgeht, ist der Ballenteil und der Sohlenteil in sich geschlossen,

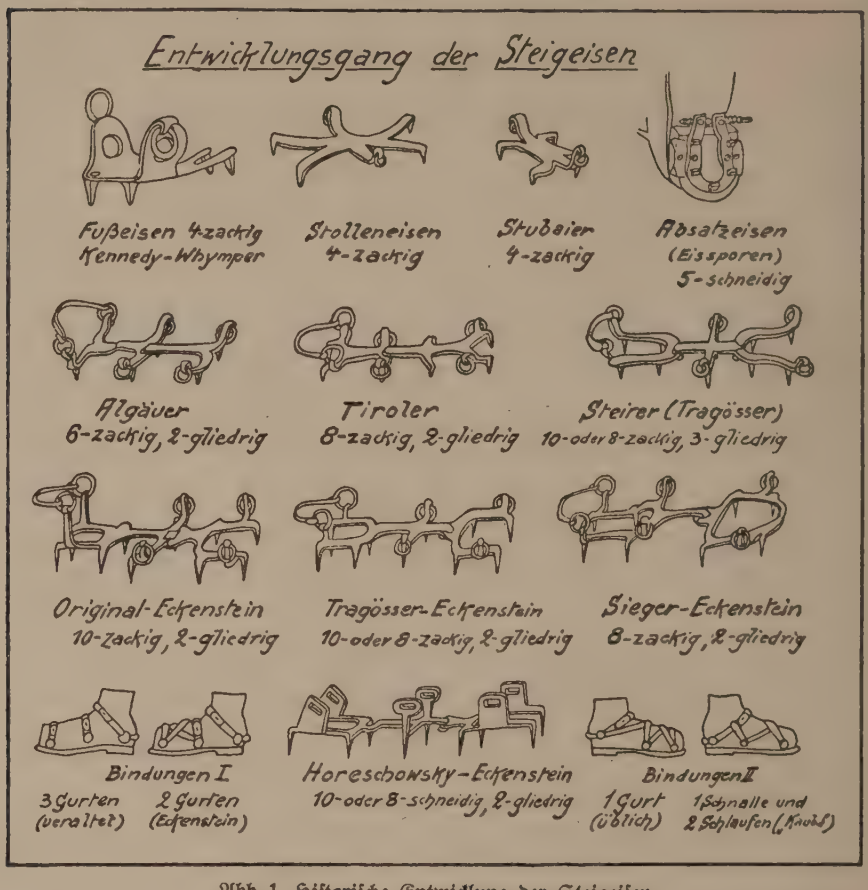
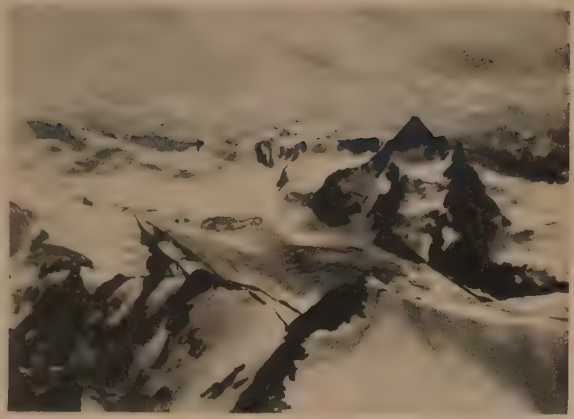


Abb. 1. Historische Entwicklung der Steigeisen

wodurch eine erhöhte Festigkeit erreicht wird. Bei fabrikationsmäßiger Herstellung sollen die Eisen maschinell gestanzt werden. Ich kenne die Konstruktion aus eigener Erfahrung als sehr gut.

Alfred Horeschowsky, Wien XII., Märzstraße 144, 3. Stock, gibt seinen Eisen hohe Laschen, welche den Schuh seitlich umfassen und halten sollen und mit länglichen Schlitzen für die Gurten versehen sind. Die Zacken sind ähnlich wie bei den ursprünglichen Siegereisen als Schneiden ausgebildet. Ich kenne diese Eisen nicht aus eigener Anschauung.

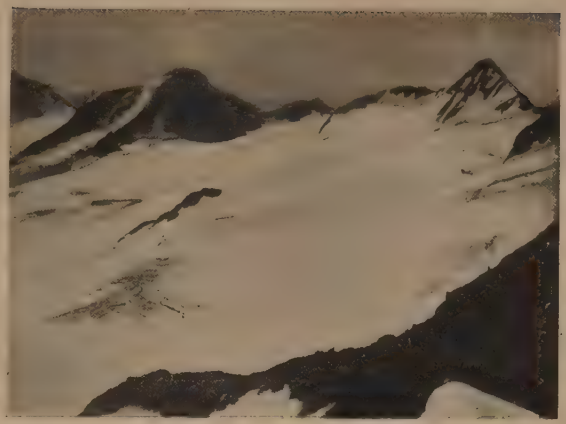
In allerjüngster Zeit tauchen angebliche weitere Verbesserungen auf, welche aber, im Grunde genommen, nur die alten Fehler wiederholen, welche seit Eckenstein für überwunden gelten konnten. Da werden z. B. dreigliedrige Eisen angeboten, oder die Zacken werden nicht nur über die Sohlenkante hinausverlegt, sondern sogar nach Art der früheren Telegraphenstangen-Steigeisen schräg nach außen gerichtet, damit „ein Eingreifen der bergseitigen Zackenreihe selbst bei Steilhängen von 60° und mehr ohne Stufe möglich wird“ und zwar bei horizontaler Fußstellung. Da wird



Lichtbild von Dr. Karl Mühlbrett

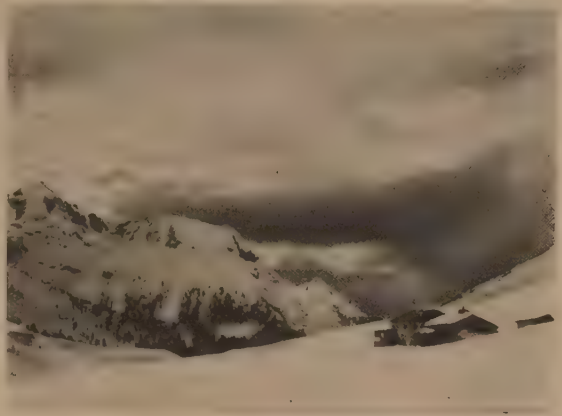
Gr. Sulztaler Ferner mit der Wilden Leck

Schaufelspitze Stubaier Wildspitze



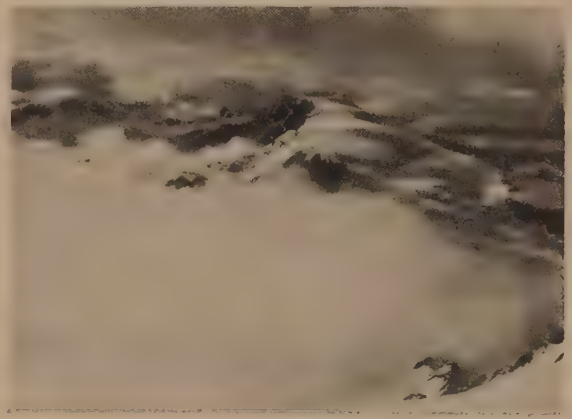
Lichtbild von Dr. Karl Mühlbrett

Daunferner



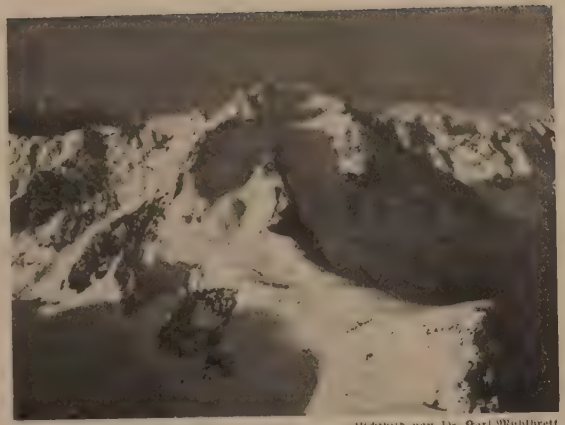
Lichtbild von Dr. Karl Mühlbrett

Kühtai gegen Abend



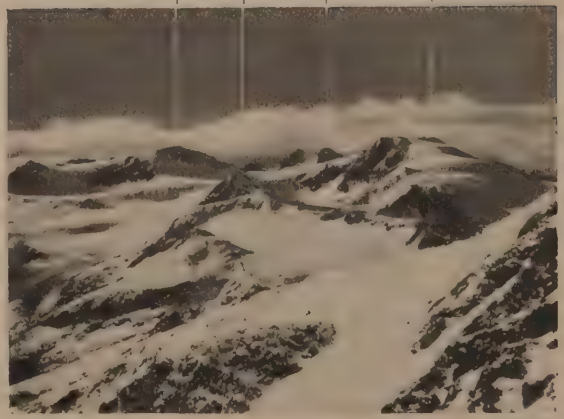
Lichtbild von Dr. Karl Mühlbrett

Schneesturm am Wilden Freiger



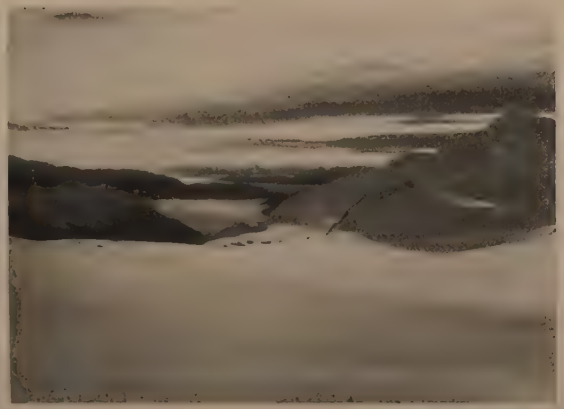
Lichtbild von Dr. Karl Mühlbrett

Sebleskogel vom Bachfellkopf



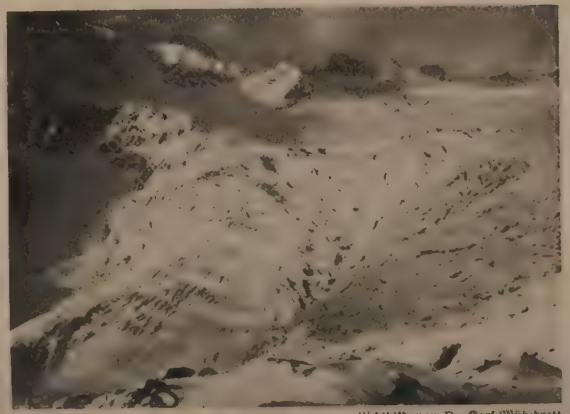
Lichtbild von Dr. Karl Mühlbrett

Gipfelkranz des Übeltalferners



Lichtbild von Dr. Karl Mühlbrett

Ridnaun vom Übeltalferner



Lichtbild von Dr. Karl Mühlbrett

Übeltalferner von der Teplitzer Hütte

von einer Verminderung der Standsicherheit durch die Schräglage des Fußes gefabelt und sogar die (ganz unbedeutende) Material-Beanspruchung der Zacken bei Schiefstellung ins Treffen geführt.

Aus den nachstehenden Darlegungen erhellt ohne weiteres, daß hier eine völlige Verkennung gerade der wesentlichen Eigenschaften der neuen Technik vorliegt. Daher ist größte Vorsicht gegenüber solchen „Erfindungen" am Platze, insbesondere wenn sie mit Reklamezeichnungen ausgestattet werden, welche das Originalmodell falsch darstellen.

Eine Zusammenstellung der historischen Entwicklung gibt Bild 1.

Was die Bindung anbetrifft, so gibt es verschiedene Gurtsysteme, welche bezwecken, einen Teil der Einfädelarbeit in die Ringe zu sparen, indem von vornherein gewisse Knotenpunkte fixiert werden. Eckenstein benutzte zwei verschiedene Schnallen; ich begnügte mich bisher mit der alten Methode, welche allerdings umständlich ist; bei neueren Erfindungen ist das lästige Durchziehen der Ösen, das mehrfache Schnallen, das Lockern und Nachspannen ganz in Fortfall gekommen. Das ist insofern recht wichtig, als Gurte, welche naß geworden sind und dann frieren, sich nur schwer durch die Ringe ziehen lassen; auch geraten bei der alten Bindung die Ringe während des Anziehens der Eisen leicht unter die Sohle und klemmen sich dort fest, was zu Aufenthalt und Ärger Anlaß gibt. Auf jeden Fall finden hier die Erfinder unter den Bergsteigern ein reiches Feld für fruchtbare Betätigung.

Die üblichen Bindungen sind auf Bild 1 schematisch dargestellt.

Von Anfang an habe ich mich daran gewöhnt, die Neigungswinkel der Hänge zu messen, sobald es die Zeitumstände irgend gestatteten. Meine Bergtagebücher enthalten daher eine ganz ansehnliche Zahl von Neigungswinkeln, welche ich ohne Stufen im Auf- und Abstieg oder im Quergang überwunden habe. Das Klinometer, eine sehr praktische Ausführungsform meiner Sektion Bayerland, steckt immer lose in einer Außentasche. In der Regel wird auf dem Hang zunächst der Eispickel aufgelegt und auf diesem die Neigung gemessen. Der dadurch verursachte Aufenthalt kann zwar sehr lästig sein, aber er lohnt sich. Selbstverständlich ist dabei Ehrlichkeit Vorbedingung. Die bei manchen Menschen geradezu krankhafte Sucht, die Neigungswinkel steiler zu sehen und — zu messen, als richtig ist, muß scharf bekämpft werden.

Aus der Fülle meiner Erfahrungen greife ich folgende Hänge heraus: 51°: Hängegletscher in der Ostwand der Wellenkuppe (Querung); 52°: Bieshorn Ostgrat (Abstieg); 53°: Col de Bionnassay von der Domhütte (Querung); 55°: Lyskamm, Querung unterhalb des Wächtergrats; 57°: Obergabelhorn, Zunge des Arbengletschers (Abstieg); 58°: Groß-Schreckhorn, Aufstieg zum Näffisjoch; 61°: Aiguille Verte, Aufstieg zur Aiguille du Jardin; 62°: Tiefenmattenjoch, Nordseite (Aufstieg); 63°: Hinter-Fiescherhorn, Ostwand (Auf- und Abstieg); 66°: Jungfrau, oberhalb des Rottalsattel, blankes Eis im Winter (Auf- und Abstieg); 68°: Dufourspitze, Abstieg zum Silbersattel; 69°: Eiger, Grat zwischen falschem und richtigem Eigerjoch (Querung); 72°: Aletschhorn, Ostwand des Dreieckhorns (Aufstieg).

Alle diese Hänge wurden in voller Ausrüstung während langer Bergfahrten begangen. Sie stellen also in keiner Hinsicht Laboratoriumsversuche dar. Die Neigungswinkel beziehen sich auf Eis, und zwar entweder glattes Eis ohne Körnung (sogenanntes blankes oder schwarzes Eis) oder körniges Eis (Übergangsform zwischen Firn und Eis, „Firneis"). In hartem Firn, namentlich bei unebener Struktur, wurden mehrfach höhere Neigungswinkel ohne Stufen überwunden. Auch im Eisgarten (Brenva-, Gorner-, Eigergletscher) habe ich wiederholt größere Steigungen ohne Stufen bewältigt, bis zu 78° an Hängen, welche in Schulterhöhe flacher wurden, so daß der Schwerpunkt nahe genug an den Hang verlegt werden konnte (z. B. am oberen Rand von Gletscherspalten, selbstverständlich ohne die Hände auf-

Abb. 2.

Abb. 3.

Abb. 4.

zulegen). Dazu braucht man Mut, Gleichgewichtssinn und gesunde Fußgelenke. Zur Beruhigung von Anfängern will ich noch hinzufügen, daß ich weder Leichtgewichtsathlet noch Akrobat bin, sondern über eine Körpergröße von 190 *cm* und mit normalem Rucksack über ein Gewicht von zwei Zentnern verfüge.

Aus obigen Zahlen ergibt sich einwandfrei, daß die Angaben Eckensteins in seinem Originalaufsatz nicht übertrieben waren, wie das vielfach vermutet wurde, sondern daß es in der Tat möglich ist, nahezu alle üblichen Neigungswinkel im Eis ohne Stufen zu begehen.

Über die Steilheit von Hängen läßt sich auf dem Papier sehr leicht reden. Ein Eishang von 70°, das klingt ganz einfach. In Wirklichkeit ist dies aber bereits eine Eiswand, deren Begehung nach allgemeinen Begriffen ungeheuerlich ist. Der Stufenschläger hat bei solchen Neigungswinkeln bereits seine liebe Not. Während sich beim Steigeisengehen der Körper der Eiswand nahe anschmiegt, so daß der Schwerpunkt dicht an den Berg kommt, müssen beim Stufenschlagen zum mindesten die Arme zum Ausholen von der Wand entfernt werden. Auch muß beim Auf- und Abwärtsschieben des Körpers die Stufe unbedingt getroffen werden, während beim Steigeisengehen meist jede Stelle gleich gut ist. Dabei ist nicht ohne Bedeutung, daß der gleiche Hang für den Stufenschläger stärker geneigt erscheint, weil dieser mindestens mit einem Teil seines Fußes im Hang steckt, während der Steigeisenmann außen klebt. Diese Verschiebung kann bis zu 5° ausmachen, was bei großen Neigungswinkeln viel bedeutet. Zudem ist die ruckartige Bewegung beim Stufenhacken selbst sowie beim Übertreten von einer Eisstufe in die andere viel schwerer mit der Gleichgewichtslage zu vereinen als die katzengleiche Bewegung des Steigeisengehers, der sich langsam, stetig, zentimeterweise hinauf- und hinabschiebt, ähnlich dem wirklich guten Felskletterer an schwerer Wandstelle. Überhaupt hat die neue Steigeisentechnik viel mehr Ähnlichkeit mit der Felskletterei, z. B. bei Überwindung glatter, geneigter Platten in Kletterschuhen, als mit dem Stufenschlagen. Der ausgelernte Felsenmann lernt demgemäß Steigeisengehen viel schneller als Stufenschlagen.

In der mühelosen Aufrechterhaltung des Gleichgewichts liegt ein Hauptvorzug der neuen Technik. Jedes Kind merkt bald, daß das Balanzieren auf dem Schwebebaum oder das Radfahren um so leichter fällt, je stetiger die Bewegung vor sich geht, weil jeweils eine neue Schwerpunktlage erreicht wird, ehe die alte kritisch werden kann. Der Steigeisengänger befindet sich in ähnlicher stetiger Fortbewegung, während der Stufenschläger in jeder neuen Stufe wieder von neuem unter erheblicher Muskelarbeit seine Schwerpunktslage für einige Zeit sichern muß. Die Losung für den Steigeisengänger muß also lauten: Immer stetig vorwärts!

Zum Vergleich mit den oben genannten Beispielen mag dienen, daß ich im Laufe der letzten Jahre nur in sehr seltenen Fällen auf sehr kurze Strecken Stufen geschlagen habe, obwohl mir dies an sich infolge langjähriger Übung und bedeutender Armkräfte leicht fällt. Das An- und Ablegen der Steigeisen einschließlich Aus- und Einpacken vor und nach der betreffenden Eisstelle dauert zusammen durchschnittlich etwa fünf Minuten (im Zimmer bei guter Übung etwa eine Minute). Das Schlagen einer normalen Eisstufe bei Neigungen über 40° erfordert bei körnigem Eis etwa eine halbe Minute, bei schwarzem Eis etwa eine Minute. Sobald also mehr als zehn beziehungsweise fünf Eisstufen zu schlagen sind, so lohnt sich, rein zeitlich betrachtet, bereits die Benützung der Steigeisen. Da außerdem Stufenschlagen anstrengt, so nehme ich die Eisen bei körnigem Eis von etwa sechs bis acht Stufen an, bei schwarzem Eis von etwa vier Stufen an.

Nichtlohnend ist die Benützung z. B. beim Überschreiten schmaler Eisrinnen in Felshängen (Harpprechtrinne); beim Begehen kurzer steiler Eiskehlen oder Eisgrate in Firnhängen (Aiguille du Chardonnet), kurzer Eisstücke auf Felsgraten (Mont Maudit); unter Umständen bei den Gipfelaufbauten vielbesuchter, mit Stufen versehener Berge (Finsteraarhorn, Jungfrau, Monte Rosa). Außerdem müssen zusätzlich Stufen geschlagen werden in schwierigen Gletscherbrüchen (Guggi, Schalliberg, Géant in gewissen Jahren), wenn beim Herumwinden um Eistürme und beim Durchklettern von Spalten bisweilen Körperverrenkungen nötig werden, welche sich nur mit Beihilfe von Eisstufen ermöglichen lassen. Auch bei der Rettung aus Gletscherspalten sind u. U. einige Stufen nötig, wenn man auch in der Regel mit den Steigeisen allein sich helfen kann; aus diesem Grunde gehe ich auf zerklüftetem Gletscher stets mit Steigeisen und außerdem mit dem Pickel an der Schlinge. Auch bei sehr tief verschneiten Eishängen (Achtung auf Lawinengefahr!) ist es unter Umständen nötig, namentlich wenn der Schnee an den Eisen pappt, zunächst den weichen Schnee mit dem Pickel wegzuräumen, bis die Eisen in dem darunter liegenden Eis fassen können. Falls morsches oder mürbes Eis von großer Dicke auftritt, was äußerst selten der Fall ist, so können leichte Pickelschläge zum Loslösen der obersten Eisschollen nötig werden. Insgesamt machen diese Fälle aber noch nicht den hundertsten Teil der früheren Stufenarbeit aus.

Ferner wurden in meiner Gesellschaft Stufen gehackt (nach dem Eckensteinschen Grundsatz: „Wer Stufen braucht, soll sie sich selber schlagen"), wenn Leute dabei waren, die mit Eckensteineisen noch nicht genügend vertraut waren, z. B. am Dom und am Grünhorn, denn es ist natürlich auch für einen guten Steigeisenmann kaum möglich, unsichere Gefährten über ganze Eishänge hinaufzuziehen. Das ist aber kein Nachteil, da man grundsätzlich schwere Eisturen nur mit Gefährten unternehmen sollte, die bereits die Anfangsgründe der Technik beherrschen. Man unternimmt doch auch keine schweren Schneeschuhhochturen mit ungeübten Gefährten, oder wenn man es tut, so ist es unverantwortlich. Ich habe es stets als einen Hauptnachteil der Felskletterei und Stufenhackerei angesehen, daß ungeübte Begleiter durch Mehlsacktechnik mitgeschleppt werden können. Seien wir den Eckensteineisen dankbar, daß sie ehrlicher sind. Der Anfänger soll nicht auf Turen üben, sondern im Tal, wenn er dabei auch den einen oder anderen schönen Tag verliert. Jede Gletscherzunge in der Nähe der Talorte bietet eine Fülle von Aufgaben. Wer es aber wirklich ernst nimmt mit seiner Erziehung zum Eismann, der kann auch außerhalb des Hochgebirges üben. So habe ich z. B. in den Wintern 1909/10 und 1910/11 an der Unterelbe bei Hamburg auf Eisschollen geübt, welche durch Ebbe und Flut in wildem Durcheinander ans Ufer geschwemmt werden und Eishänge von beliebiger Neigung bis zur Lotrechten bieten. Das Flußeis ist zwar etwas blättrig, aber zum Üben sehr gut geeignet. An die Stelle des Abgrundes tritt dabei das unfreiwillige Bad im eiskalten Flußwasser.

Abb. 5.

Abb. 6.

Abb. 7.

In Gegenden, welche Treibeis nicht aufweisen, könnte wohl auf andere Weise ein Übungsfeld angelegt werden, indem z. B. Eisschollen aus Seen oder Flüssen ausgeschnitten und in beliebigen Neigungswinkeln aufgestellt werden. Es wäre wohl auch möglich, geneigte Eisflächen nach Art künstlicher Eisbahnen herzustellen, indem man bei tiefer Außentemperatur oder unter Einwirkung einer Kühlmaschine Wasser über mehr oder weniger geneigte Flächen herabrieseln ließe. Der Möglichkeiten sind viele. Neuerdings ist man z. B. in norddeutschen Übungsgärten dazu übergegangen, auf mehr oder weniger geneigten Hängen, welche aus steinhart zusammengebackenem Moränenschutt aus der Eiszeit bestehen, das Stufenschlagen systematisch zu erlernen. Die gleiche Möglichkeit bietet sich natürlich auch dem Steigeisenjünger. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Selbstverständlich müssen solche Übungen in voller Ausrüstung mit schwerem Rucksack angestellt werden. Insbesondere muß auch das An- und Ablegen der Eisen bei Sturm und Kälte (Schneesturm) schnell und sicher geübt werden. Man muß dabei mit Handschuhen arbeiten können. Die Verhältnisse im Hochgebirge zwingen dazu, die Steigeisen bisweilen in den wunderlichsten, unbequemsten Lagen an- und abzuschnallen. Häufig genug kann man nicht sitzen, sondern muß im Stehen oder Knien, unter Umständen sogar mit nur einer Hand die Eisen befestigen können.

Zum erfolgreichen Eindringen in die neue Technik gehört mehr als Probieren, man muß sie von Grund auf studieren. Am besten ist es, unter Leitung eines durchaus geübten Steigeisengängers anzufangen. Wieviel das gute Beispiel vermag, kann man deutlich an der Ausbreitung guter Eistechnik im Akademischen Alpenverein Berlin merken, dem anzugehören ich die Ehre habe. Dort haben sich, getragen von gegenseitiger Anregung, eine ganze Reihe ausgezeichneter Steigeisenmänner entwickelt, welche bei schweren Eisturen ohne weiteres gleichwertig mit einander steigen können. In entsprechender Weise kann freilich auch die Feindschaft, welche einige einflußreiche ältere Bergsteiger der neuen Technik entgegenbringen, jede Unternehmungslust ihrer Umgebung im Keime ersticken.

Was nun die eigentliche Technik anbetrifft, so finden sich die Grundzüge bereits bei Eckenstein selbst. Seine beiden Aufsätze in der Ö. A.-Z. 1908 S. 136 und 1909 S. 127 sind auch heute noch mustergültig. Jeder Satz ist das Ergebnis gründlicher Studien und jahrelanger Erfahrungen. Die genaue Kenntnis dieser Arbeit muß zum Verständnis der nachfolgenden Ausführungen als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Eine französische Übersetzung von Dr. Jacot-Guillarmod mit vorzüglichen aber kleinen Lichtbildern Eckensteins findet sich im S. A.-C.-Jahrbuch 1909 S. 344. Eine englische Bearbeitung steht im Climbers Club Annual 1912. Eckenstein verlangt von einem guten Steigeisengänger, daß er bis zu 60° nach allen

Richtungen sicher und schnell geht, bei 70° das Gewicht eines Mannes hält, bei 80° auf einem Fuß stehend sich noch halten kann.

Dr. Hans König gibt in dem von der Sektion Uto im Verlag Orell-Füßli 1920 veröffentlichten „Ratgeber für Bergsteiger" S. 463 bis 473 eine Reihe guter Lehren, die allerdings zum größten Teil der Originalveröffentlichung von Eckenstein entstammen. Auch die vier figürlichen Darstellungen sind nach den Lichtbildern von Jacot-Guillarmod entworfen.

Nieberl bringt in seinem Buch: „Das Gehen auf Eis und Schnee", Bergverlag Rudolf Rother, München 1923, über die eigentliche Eckensteintechnik nur wenig Neues, was eigentlich verwunderlich ist, weil sein Mitarbeiter Blodig seinerzeit sehr energisch für Eckenstein eingetreten ist. Die gegebenen Ratschläge beziehen sich nur auf verhältnismäßig geringe Neigungswinkel, die Abbildungen auf 30 bis 35°, nur das Titelbild (Querung) auf 48°.

Enzensperger widmet in seinem neuen Lehrbuch: „Bergsteigen", Handbuch der Leibesübungen, Band 6, Weidmann'sche Buchhandlung, Berlin 1924, der Eckensteintechnik nur einige kurze Sätze und eine einzige Zeichnung über 40°. Die im allgemeinen durchgeführte Beschränkung auf das Wesentliche führt hier zu einer Unvollständigkeit, die sehr zu bedauern ist, namentlich da die zeichnerische Gegenüberstellung von richtig und falsch durch Meister Platz gerade beim Kapitel Steigeisen sehr lehrreich gewesen wäre.

Die neueste Auflage von Zsigmondy-Paulcke über die Gefahren der Alpen versagt in bezug auf die neue Steigeisentechnik vollständig. Zsigmondys Steigeisenzeichnung feiert daselbst ihr vierzigjähriges Jubiläum.

In Winthrop Young's Buch: Die Schule der Berge, deutsch von Rickmer Rickmers, Leipzig, Brockhaus 1925, findet sich eine ganz überraschende Fülle wissenswerter Einzelheiten, leider ohne Bild, über das Gehen mit Steigeisen. Die zwanzig ersten Seiten über Eiskunst zeigen, daß die Engländer nicht nur ihr früheres Vorurteil überwunden, sondern auch uns weit überflügelt haben. „Das Mitnehmen der Steigeisen muß einem ebenso zur Gewohnheit werden wie die Ausrüstung mit Seil und Pickel." Wie sieht es damit in den Ostalpen aus?

Im Gegensatz zu dieser modernen englischen Schule stehen im gleichen Buch die Ansichten eines bekannten alten Führerturisten über Steigeisen, deren Mitnahme sich auf lange Turen kaum lohne. Auch hier wieder der scharfe Unterschied zwischen zwei Bergsteiger-Generationen!

Ich beabsichtige in den folgenden Ausführungen die Lehren Eckensteins hauptsächlich in ihrer Anwendung auf größere Neigungswinkel im Hochgebirge zu erweitern. Soweit ich dabei auf Winkelgrade und andere Maßstäbe Bezug nehme, so sollen diese lediglich einen Anhalt für Anfänger bieten. Der Fortgeschrittene muß bereits anfangen, die Sondergesetze herauszufinden, welche für seinen Körperbau gelten, er muß seine „persönliche Gleichung" kennen lernen und anwenden. Der ausgelernte Steigeisenmeister endlich ist ganz auf sich selbst gestellt. Ich kann ihm vielleicht Anregungen geben, wie er mir, aber es liegt mir durchaus fern, ihm Vorschriften zu machen.

Die Bilder im Text sollen die Körperhaltung bei verschiedenen Neigungswinkeln darstellen. Um das Wesentliche klar herauszuarbeiten, ist auf jedes künstlerische Beiwerk mit Absicht verzichtet worden. Ein besonderes Blatt gibt schematisch 46 verschiedene Fußstellungen gerade aufwärts, schräg aufwärts, querend, schräg abwärts und abwärts bei wechselnden Neigungswinkeln der Eisfläche wieder. Das Blatt selbst stellt den Eishang dar und kann durch Emporheben der oberen Kante in die dargestellte Neigung gebracht werden. Es empfiehlt sich, bei Übungen im Gelände das Blatt mitzunehmen. Die Neigungswinkel der Eis-

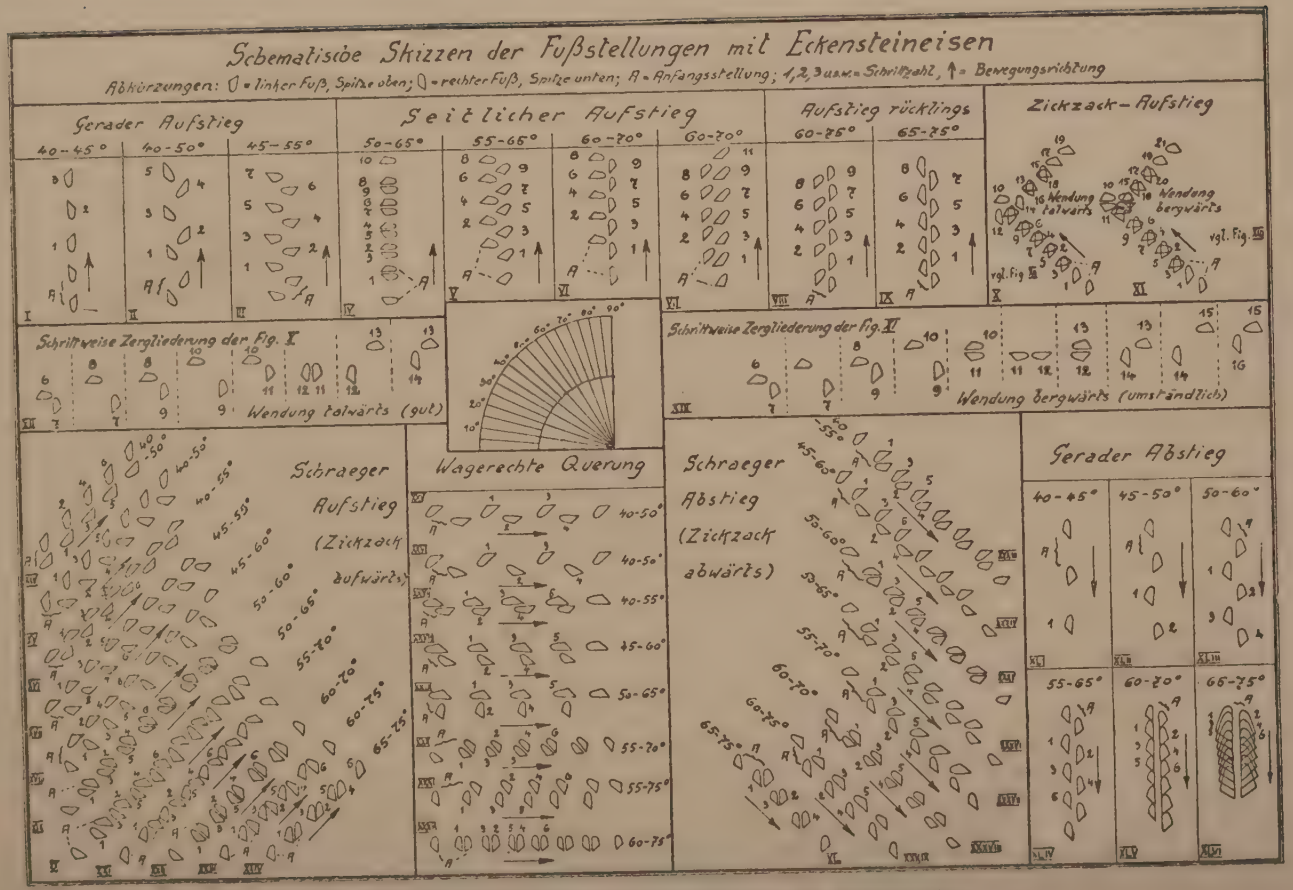


Abb. 8. Schematische Skizzen der Fußstellungen mit Eckensteineisen

hänge sind zur Vereinfachung von 5° zu 5° abgestuft. Die angegebenen Grenzen der Begehbarkeit stellen Normalwerte dar, welche sich individuell innerhalb gewisser Grenzen verschieben können. Die einzelnen Schritte sind der Reihenfolge nach von der Anfangsstellung (A) ab numeriert. Die Fußstellungen sind von 45 zu 45° gedreht. Zwischenstellungen sind natürlich möglich. Jeder Eisgänger bildet allmählich seinen eigenen besonderen Stil aus, bei dem ihm am wohlsten ist.

Den Kernpunkt der Technik bildet die Kunst, die geneigte Sohle des Standbeines mit der Schwerpunktslage des übrigen Körpers in Einklang zu bringen. Richtige Fußstellung muß mit richtiger Gewichtsverteilung vereinigt werden.

Grundsätzlich soll die Stiefelsohle gleichgerichtet zur Eisfläche aufgesetzt werden, damit alle Zacken gleichmäßig eingreifen und gleichmäßig belastet werden. Durch das Auftreten mit geneigter, unbeweglicher Fußsohle erhält der Gang, namentlich beim Aufstieg, etwas Schwerfälliges. Der Abstoß der Fußspitze fehlt, die Bewegung wird hölzern, sie ähnelt in gewissen Stellungen dem Plattfußgang. Neue Muskelgruppen treten in Tätigkeit, das Gehen strengt zunächst sehr an. Sobald der Fuß, gleichmäßig belastet, im Eis festsitzt, so soll er möglichst weder gedreht noch gekippt werden, damit die Zacken sich nicht lösen und die Eisunterlage nicht gelockert wird. Bei geringen Steigungen genügt ein Aufsetzen des Fußes unter Druck des Körpergewichtes wie beim Gehen. Man fällt beim Abwärtsgehen gewissermaßen in den Hang hinein. Wird der Hang steiler oder das Eis härter, so muß man mehr oder weniger stark aufstampfen oder den Fuß gegen den Hang schwingen, damit die Zacken tief genug eindringen, um den Halt zu ermöglichen (siehe Bild 9). Besonders nötig wird dies, wenn weicher Schnee auf blankem Eis aufliegt, weil man durch die Schneedecke hindurch bis auf das Eis hindurchtreten muß. Bei großen Neigungswinkeln über 70°, welche nur äußerst selten vorkommen, ist es in der Regel nicht mehr möglich, die ganze Sohle zur Auflage zu bringen, vielmehr fassen die jeweils oberen Zacken am tiefsten. Für kurze Strecken kann man sich auf einzelne Zacken verlassen, z. B. bei steilem Aufstieg über nicht zu hartes Eis auf einen oder beide Vorderzacken, jedoch werden hierdurch die Streckmuskeln sehr angestrengt.

Die Knicke in der Körperlinie zur Verschiebung des Schwerpunktes über die geneigte Sohle des Standbeines werden hervorgebracht im Knöchelgelenk, im Kniegelenk und schließlich im Hüftgelenk. Bei senkrecht stehendem Unterschenkel kann die Fußsohle aus der wagrechten Lage durch Senkung der Zehen geneigt werden um etwa 60°, durch Senkung des Absatzes um etwa 30°, durch Senkung der Außenkante um etwa 45° und der Innenkante um nur etwa 15°. Hierbei handelt es sich um Normalwerte. Demnach kommt das Knöchelgelenk für den Abstieg am meisten in Betracht, indem theoretisch noch 60-grädige Hänge mit gestreckten Beinen überwunden werden können; ein Vorteil, der noch durch die gleichgerichtete Beugung des Knies verstärkt wird. Am ungünstigsten ist das Knöchelgelenk für die Kippung der Fußsohle nach der Außenseite konstruiert, jedoch wirkt bei dieser Stellung fast stets das andere Bein mit der Biegung nach der Innenseite mit. Die beschränkten Biegungsmöglichkeiten nach vorn, innen und außen erhalten ihre Bedeutung für größere Winkel erst durch Zuhilfenahme des Hüftgelenks, wovon man sich bequem im Sitzen überzeugen kann, indem man z. B. ein Bein übers andere schlägt und die Sohle nach den verschiedenen Richtungen in die senkrechte Lage bringt. Beim Stehen sind dazu schwierigere Verdrehungen nötig, weil der Schwerpunkt über der Sohle erhalten bleiben muß.

Aus den verschiedenen Kombinationsmöglichkeiten ergibt sich, daß die Konstruktion des menschlichen Beines am besten geeignet ist für das Abwärtsgehen mit Steigeisen, weniger geeignet für das Queren und schlecht geeignet für das gerade Aufwärtsgehen. Natürlich kann das Rumpfbeugen nach allen Seiten bis zu einem gewissen Grade ausgleichend wirken, indem sich der Körper beim Queren seitlich krümmt (siehe Bild 3)

und beim Aufwärtsgehen nach vorn einknickt (siehe Bild 2). Trotzdem bleibt die genannte Reihenfolge bestehen: Man kann im Durchschnitt Hänge von 70° abwärts gehen, Hänge von 60° queren, aber nur Hänge von 50° mit dem Gesicht gerade aufwärts begehen. Um sich von diesen Nachteilen unabhängig zu machen, muß der Bergsteiger die verschiedenen Stellungen mit einander verbinden, indem er z. B. in der Abwärtsstellung quert oder indem er in der Querstellung oder Abwärtsstellung aufwärts steigt.

Auf Eishängen bis zu etwa 40° bewegt man sich in jeder Richtung genau ebenso wie auf ebener Erde ohne Steigeisen. Von 40 bis 50° setzt man im Aufstieg die Füße mehr oder weniger stark auswärts nach Art des Grätenschrittes beim Schneeschuhlauf oder nach Art von Plattfüßen (siehe Bild 2). Von hinten gesehen erinnert die Stellung an einen Hampelmann. Über 55° wird die gerade Aufwärtsbewegung schwierig, weil die Füße fast wagrecht auswärts gedreht sind und sowohl das Körper- als auch besonders das Rucksackgewicht nach hinten zieht. Der Oberkörper muß sich dementsprechend sehr stark vornüberbeugen, wodurch die Haltung schwerfällig wird. Es gibt freilich Menschen mit sehr beweglichen Fußgelenken, welche das gerade Aufwärtsgehen bis zu 60 und 70° gestatten, ohne daß die Ferse den Boden verläßt. Normale Füße zwingen dazu, von 55° ab entweder in die Zickzackbewegung überzugehen oder in den Treppenschritt. Die Zickzackbewegung ist eine Kombination der Aufwärts- und der Querlage. Das Gewicht ruht in der Hauptsache auf dem Abgrundfuß; nur im Augenblick des Schrittwechsels wird ganz vorübergehend der Bergfuß belastet. Am heikelsten sind dabei die Umkehrpunkte am jeweiligen Zickzackende. Der Anfänger wird sich noch mit dem umständlichen Wenden, Gesicht nach der Wand, behelfen (siehe Bild 2 und „Schematische Skizzen der Fußstellungen"). Wer mit den Steigeisen vertraut ist, wird wie beim Schneeschuhlauf mit dem Gesicht nach dem Abgrund wenden (siehe Bild 3 und Schema). Dieselbe Drehung kann in Ausnahmefällen auch bei großen Neigungen erforderlich werden, wobei nötigenfalls der Pickel zur Sicherung eingeschlagen wird. Die Wendungen müssen nach beiden Seiten geübt werden. Bei sehr großen Neigungen können Kerben für die Finger nötig werden.

Während man im Zickzack unter 60° noch verhältnismäßig lange Schritte schräg aufwärts machen kann, wird man bei wachsender Neigung allmählich zu sehr kleinen Schritten gezwungen, bis dann über 60° der Treppenschritt mit wagrechten oder teilweise abwärts gerichteten Füßen vorteilhafter wird (vgl. Schema). Der eigentliche Treppenschritt ähnelt der gleichnamigen Stellung beim Schneeschuhlauf, jedoch mit geknickten Knöcheln. Geübte Steigeisengänger mit beweglichen Fußgelenken können in dieser Stellung bis zu 70° und darüber begehen (siehe Bild 4). Mit zunehmender Neigung wenden sich die Fußspitzen allmählich immer mehr abwärts (vgl. Bild 5). Auch beim Treppenschritt bleibt zu beachten, daß das Hauptgewicht auf dem Talfuß ruht, weil der Bergfuß — auch wenn er so weit geknickt werden kann — doch Gewichtsbelastung nur auf kurze Zeit beim Schrittwechsel verträgt. Die schematischen Skizzen der Fußstellungen sind namentlich beim schrägen Auf- und Abstieg nicht in jeder Einzelheit bindend, sondern sollen nur einen allgemeinen Anhalt geben.

Beim Queren geht man von 40° bis zu etwa 55° mit beiden Füßen wagrecht. Darüber hinaus wenden sich die Fußspitzen mehr oder weniger talwärts. An ganz steilen Stellen gehen beide Füße in die Abwärtsstellung über und folgen sich nach Art des Treppenschritts aber in senkrechter Stellung. Auch beim Begehen scharfer Eisgrate kann sich eine ähnliche Stellung ergeben (siehe Bild 6). Die Haltung beim schräg abwärts gehen geht aus den schematischen Skizzen und Bild 7 hervor.

Der gerade Abstieg vollzieht sich bei geringeren Neigungen in beliebiger Schnelligkeit (siehe Bild 8). Hartes Eis erfordert unter Umständen ein Aufstampfen des Fußes (siehe Bild 9). Mit wachsender Steilheit knickt der Körper immer mehr zusammen, bis schließlich eine zusammengeduckte Kniebeuge entsteht (siehe Bild 10).

Mit zunehmender Neigung wird die Schrittlänge kürzer. Bei sehr starken Neigungswinkeln kann sie bis auf eine halbe, sogar auf eine viertel Fußlänge herabsinken. Das Herablaufen bei 45° wird bei 70° zu einer Art taktmäßigem Trippeln. Jedoch können manche Steigeisengeher auch bei diesen Neigungen noch mit aufrechtem Körper gehen (siehe Bild 11).

Der Pickel dient in gewöhnlichen Fällen lediglich zur Aufrechterhaltung des Gleichgewichts, indem er irgendwie gegen den Hang gestützt wird oder in besonders schwierigen Lagen auch zur Sicherung eingeschlagen wird. Bei der Abwärtsbewegung z. B. wird die Stockspitze hinten am Hang eingesetzt; je steiler die Neigung wird, um so fester drücken beide Arme den Pickel nach hinten. Bei ganz großen Neigungen berührt die rechte Hand hinten fast die Eiswand (siehe Bild 10). Eine scharfe Stockspitze ist dabei von Vorteil.

Die interessantesten und wechselvollsten Aufgaben stellen Gletscherbrüche und Bergschründe. Die kleinsten Vorsprünge und Leisten an Eismauern und -türmen dienen für Augenblicke dem eisenbewehrten Fuß als Stütze. Ohne senkrecht unter dem Schwerpunkt zu liegen, können solche Tritte doch als Mittel zur Fortbewegung oder Richtungsänderung dienen. Der ausgelernte Eiskünstler schlendert mit lang ausholenden, wiegenden Schritten durch den Eisbruch.

Sprünge in den merkwürdigsten Formen werden möglich, nicht nur unmittelbar auf entfernte oder tiefer liegende Spaltenränder oder Eisgrate, sondern bisweilen sogar mit Zwischenabstoß an halbwegs aufragenden, mehr oder weniger steilen Eisflächen.

Der Pickel dient dabei nur noch selten der Wegbahnung, sondern er wird zur Aufrechterhaltung des Gleichgewichtes wagrecht getragen.

Die Bilder 12 und 13 stellen Aufstieg und Absprung über eine Eiskluft dar.

Die Sicherung erfolgt entweder — soweit irgend möglich — durch Schultersicherung aus dem Stand oder durch Einschlagen der Spitzhaue des Eispickels mit Umlegen des Seils. Bei Schultersicherung steht ein Fuß in Abwärtsstellung als Standfuß, der andere seitlich (siehe Bild 14). Oder man sitzt auf einem Fuß, während der andere, ohne zu tragen, frei ausgestreckt wird (siehe Bild 15). Diese Art der Sicherung des Nachfolgenden ist für den Obenstehenden verhältnismäßig leicht und in schwieriger Lage erprobt. Sie ist deshalb so gut, weil nach den Regeln der Mechanik die erforderliche Bremskraft um so geringer ist, je größer der Bremsweg ist. Da man beim Sichern aus dem Steigeisenstand sowohl mit dem ganzen Oberkörper als auch mit den Knien federt, so wird auch ein starker Ruck verhältnismäßig leicht gebremst. Auch den Voransteigenden kann man im allgemeinen auf diese Weise sichern, vorausgesetzt, daß der Hang nicht zu steil ist oder der Stürzende während des Gleitens durch Bremsen mit dem Pickel die Wucht des Falles mildern kann. Sicherer ist dies wohl mit der Spitzhaue des Eispickels zu bewerkstelligen (Pickelsicherung, siehe Bild 16), da dann der Hauptruck das Eisen trifft. Ich bin dabei gewohnt, soweit möglich die Lage der Spitzhaue im Eis durch Aufknien oder Auflehnen des Körpergewichtes zu verstärken (siehe Bild 17), weil sonst gar zu leicht der Pickel herausgerissen wird. Jedoch muß man sich darüber klar sein, daß bei dieser Stellung die unabhängige Standsicherheit aufgegeben wird: sobald der Pickel herausgerissen wird, so fällt der Sichernde vielleicht mit. Auch leidet das Seil bei dieser Sicherungsart sehr stark, und das Durchziehen des Seils hält auf. Immerhin erscheint mir aber die Pickelsicherung so wichtig, daß ich aus diesem Grund den leichten, von Eckenstein entworfenen und empfohlenen Eispickel nicht verwenden möchte. Der Gewichtsunterschied gegenüber guten Oberländer, Zermatter und Chamonixer Modellen beträgt nur 250 Gramm und dieser Gewinn ist zu gering, um den Mangel in der Sicherung auszugleichen.

Abb. 9.

Abb. 10.

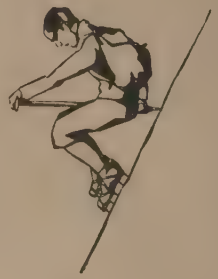


Abb. 11.

Die Sicherung aus freier Hand (Handsicherung) halte ich nur für zulässig, wenn sich alle Teilnehmer gleichzeitig bewegen. Sobald jemand zur Sicherung stehen bleibt, so sollte er nach meiner Auffassung im allgemeinen zur Schultersicherung übergehen. Die beliebten Darstellungen auf Reklamebildern mit der Seilsicherung aus lässiger Hand sind ein Selbstbetrug.

Daß man beim Übergang vom Fels auf steiles Eis so lange als möglich vom Fels aus sichern soll, versteht sich von selbst. Neuerdings ist man dazu übergegangen, auch mitten im Eis besondere Sicherungsvorrichtungen zu treffen. Hierher gehört zunächst das Aushauen eines Eisblocks aus dem Eishang heraus, indem ringsum eine Rille eingesprengt wird, welche zur Aufnahme des Seils dient. Eine weitere Vervollkommnung bildet das Einschlagen zweckmäßig geformter eiserner Haken und zwar sowohl zur Sicherung als auch unmittelbar als Griff oder Tritt sowie als Abseilring. Ein solcher Eishaken ist ein Stiefbruder des Mauerhakens, ebenso befehdet wie dieser, aber ebenso vielseitig und ohne Zweifel an besonders schweren Stellen der Schlüssel der Ersteigung. Ich entsinne mich eines höchst ärgerlichen Angriffs auf die Jungfrau von Guggi aus, bei dem uns eine zehn Meter hohe, senkrechte Eiswand unter dem Plateau des Kühllauenen-Gletschers nach stundenlangen Versuchen endgültig zurückschlug. Mit Eishaken wäre die Stelle zu machen gewesen. In späteren Jahren waren wir bereits findiger. So gelang uns seinerzeit der Aufstieg über den heillosen Schrund an der Dent du Requin erst mit Hilfe eines eigentlich für die Felsarbeit bestimmten Mauerhakens. An allen jenen Eiswänden über etwa 75°, welche mit Eisen allein allzu heikel werden und auch bei ausgiebigster Pickelsicherung nicht mehr möglich sind, wird man sich durch Eishaken Tritte und Griffe schaffen können; nicht nur im Gletscherbruch und bei Bergschründen, sondern auch bei Wächten und jenen gefürchteten Ausbauchungen der Hängegletscher, die man in der Schweiz als Eisnollen, in den Ostalpen als Eiswülste bezeichnet. Selbstverständlich sind derartige Kunststücke nur im Verein mit Steigeisen denkbar. Daß die eingeschlagenen Eishaken nach Gebrauch — soweit irgend möglich — wieder entfernt werden müssen, sei nur der Vollständigkeit halber erwähnt; eigentlich ist dies ja selbstverständlich.

Das Abseilen von den tiefsten Felsen aus über den anschließenden Eishang und möglichst sogar noch über die darunter gähnende Randkluft hinab spart häufig Zeit. Statt der Felsen kann auch ein Eis-Abseilblock benützt werden; zum ersten Male hat dies in großem Maßstab wohl Heis am Castor durchgeführt. Heute ist es bereits im Film verewigt worden. Für Schründe, welche erfahrungsgemäß im Abstieg Kopfzerbrechen verursachen, z. B. am Obergabelhorn, nahmen kluge Leute von jeher einen kräftigen Holzpflock mit. Mancher gute Eispickel hat an solchen Stellen vorzeitig sein Leben lassen müssen. Heute wird, falls der Hang meist vereist ist, ein Eishaken gute

Dienste tun. Bei allen diesen Abseilarten leisten die Steigeisen unschätzbare Dienste. Sie gestatten, während der ganzen Bewegung die Fühlung mit dem Hang aufrecht zu halten und am Endpunkt der Fahrt sofort festen Fuß zu fassen. Hierbei ist ein Kletterschluß nötig, welcher den Beinen völlig freies Spiel läßt, so daß sie nicht nur senkrecht abwärts laufen, sondern auch Pendelmanöver ausführen können.

Gewisse Felskunststücke, wie das Überwinden steiler Plattenhänge durch Hangeln an der oberen Plattenkante und Gegenstemmen der Kletterschuhe können ohne weiteres sinngemäß auf das Eis übertragen werden; so kann man an der abgeschmolzenen Eiskante unterhalb unzugänglicher Felsen hangeln, wobei die Steigeisen sich gegen die Eiswand stemmen. Auch Kaminklettern wird möglich, nicht nur bei Rettung aus Gletscherspalten, sondern auch bei anderen Gelegenheiten; so entsinne ich mich eines abenteuerlichen Eiskamins von etwa zwölf Meter Höhe, der auf eine lange Strecke den einzigen Ausweg aus dem Findelen-Gletscher nach der Fluhalp eröffnete und mit Rücken auf der einen, Steigeisen auf der anderen Seite in wenigen Sekunden durchstemmt wurde.

Hier warten noch eine ganze Fülle von Sonderaufgaben, welche erst dann gelöst werden, wenn die Felsmode ihren Reiz verloren hat und unsere Besten noch in voller Jugendkraft in's Eis kommen. Wir sind ja erst im Anfang einer Entwicklung, welche sich bei der Felskletterei bereits ihrem Abschluß nähert.

Das Verhalten auf Eis ist ein willkommenes Feld für theoretische Erörterungen geworden. Eine ganze Reihe verwickelter Seilmanöver ist ersonnen worden, um die Sicherung möglichst weitgehend zu gestalten. Derartige Spielereien haben die leidige Eigenschaft, im Ernstfall ziemlich sicher zu mißglücken. Überhaupt bin ich der Ansicht, daß auf Eis die sichere Beherrschung des Geländes durch jeden Einzelnen viel wichtiger ist als die sorgfältigste Sicherung. *Seil, im Übermaß angewandt, wird im Fels zur Eselsbrücke, im Eis zur Fußangel.* Es läßt sich nun einmal nicht hinwegleugnen, daß das Gleichgewicht im Eis viel labiler ist als im Fels, weil vielfach kein sicherer Halt in Armhöhe am Eishang geschaffen werden kann. Ein Seilruck zu unrechter Zeit kann also im Eis viel leichter einen Sturz verursachen als im Fels. Aus diesem Grunde muß im Eis der Vordermann ganz besonders sorgfältig im Auge behalten und bei Zeiten vom Ausgehen oder Verhängen des Seils benachrichtigt werden.

Es ist nun eine bekannte, in der menschlichen Natur begründete Erscheinung, daß die meisten Leute im Hochgebirge unachtsam gehen, wenn sie sich gesichert wähnen; daß sie aber aufpassen, wenn sie auf sich selbst gestellt sind. Ich selbst weiß von mir, daß ich am wenigsten Fehler gemacht habe, wenn ich ohne Seil oder ganz allein gegangen bin. Ich stelle im Hochgebirge und insbesondere im Eis wohl manchmal die Frage: Will jemand das Seil?, aber ich verlange es selbst höchst selten, denn es ist unter gleichwertigen, guten Gefährten im Eis eigentlich nur auf zerklüfteten, durchweichten Gletschern oder auf Wächtengraten erwünscht.

Man ist heutzutage meines Erachtens zu ängstlich geworden mit dem Verlangen nach andauernder Seilsicherung. Was für die Führerpartie gilt, wie für jede andere Gruppe, zu der unselbständige Lehrlinge gehören, das findet selbstverständlich keine Anwendung auf Partien von gleichwertigen Meistern. Unsere deutschen alpinen Lehrbücher sind dabei im leidigen Hang zur Schulmeisterei geneigt, das Kind mit dem Bade auszuschütten; sie erwecken in unselbständigen Köpfen ganz unzutreffende Vorstellungen. Die Technik darf niemals zur Fessel werden, wenn sie irgend entbehrlich ist. Die Lehren und Vorschriften unserer alpinen Erziehungsbücher gleichen der deutschen Grammatik; der Klippschüler muß sie anbeten, der Erwachsene lächelt bisweilen darüber.

Der „Ratgeber für Bergsteiger" der Sektion Uto, dem wir leider kaum Gleichwertiges an die Seite zu stellen haben, läßt dem Alleingänger volle Gerechtigkeit

Abb. 12.

Abb. 13.

Abb. 14.

widerfahren. Wer sich soweit durchgerungen hat, der muß auch für das unangeseilte Gehen Verständnis finden. In den letzten Jahren bin ich daher fast stets ohne Seil gegangen. Bergfahrten, die mir früher durch den Seilzwang verleidet worden wären, wurden mir nun zu höchstem Genuß. Bei aller Hochachtung vor dem Grundsatz der Kameradschaft, wie er in der Seilgemeinschaft zum Ausdruck kommt, erscheint mir noch wichtiger der Grundsatz: Vertraue auf dich selbst und nicht auf deinen Nächsten!

Die Benutzung der Eckensteineisen bringt auch Nachteile mit sich, über die man sich klar sein muß. Zunächst einmal schnürt die Bindung den Fuß ein. Bei starker Kälte erfrieren leicht die Zehen. Diesen Nachteil hatten allerdings auch die alten Steigeisen. (Dagegen schützt bis zu einem gewissen Grade das Unterschnallen von Wollappen zwischen Gurt und Schuh.) Ferner sind die Eisen schwer. Man muß also entweder mehr tragen oder an sonstigem Gepäck (Lebensmittel, Schlafsack usw.) sparen. Weiterhin sind die Eckensteinzacken solang und spitz, daß sie in ungeschütztem Zustand gefährliche Verletzungen hervorrufen können. Ich kenne verschiedene Fälle, in denen nicht ganz harmlose Verletzungen sowie Zerstörungen von anderen Ausrüstungsstücken, vor allem dem Rucksack, hervorgerufen wurden. Die mit Blech verkleidete Schutzhülle wirkt nicht immer sicher und ist verhältnismäßig schwer. Aluminiumhütchen oder Korke oder kurze Stückchen engen Gummischlauches oder eine Lage dicken Filzes schützen wohl, aber sie verschieben sich leicht oder sie halten nicht lange oder sie gehen verloren. Viertens sind die Zacken solang, daß man beim achtlosen Gehen in Unebenheiten des Bodens oder bei Einwärtslaufen in Wadenstutzen, Stiefel usw. des anderen Beines hängen bleiben kann, insbesondere beim Durchziehen des Bergfußes zwischen Hang und Talfuß. Man strauchelt dann und unter Umständen sind gefährliche Stürze die Folge. Der vorsichtige Steigeisenmann geht breitbeinig wie ein Seemann und hochbeinig wie der Storch im Salat. — Fünftens ballt sich bei zähem, pappendem Schnee im ganzen Hohlraum zwischen den Zacken ein Klumpen zusammen, der die Spitzen unwirksam und den Tritt in das darunter liegende Eis unsicher macht. Häufiges Klopfen mit der Zwinge hilft nur vorübergehend und beschädigt das Holz oberhalb der Zwinge.

Schließlich sind die Eisen auf Fels jeder Art schlecht zu brauchen, da sich die Zacken entweder abnützen (stumpf werden) oder — falls zu weich — verbiegen oder — falls zu hart — springen. Sobald man auf Fels kommt, muß man also entweder die Eisen ausziehen oder, wenn die Felsstelle nur kurz ist, z. B. eine Felsinsel in einer Eisrinne, durch die merkwürdigsten Verdrehungen unter Zuhilfenahme von Knien und sonstigen unerlaubten Stützpunkten die Berührung mit dem Boden meiden (siehe Bild 18 und 19). Aus dem gleichen Grund ist ihre Verwendung auf Grashängen nicht

angängig, da dort stets mit Steinen oder Felsuntergrund gerechnet werden muß. Ist man durch die Not gezwungen, die Eisen im Fels zu brauchen, so müssen sie auf das behutsamste aufgesetzt und nach der Tur gründlich ausgebessert werden (Feile mitnehmen!). Auf verschneitem Fels entbehre ich die Eisen kaum, da man dort mit Bergstiefeln allein fast ebensogut fortkommen kann. Dagegen ist es ein wirklicher Nachteil, daß man auf vereistem Fels die Eisen kaum brauchen kann. Während man also mit gewöhnlichen Steigeisen sehr wohl auf verglasten Felsen gehen konnte, muß man sich bei Eckensteineisen in der Regel mit den Bergschuhen allein behelfen. Dies ist eigentlich der wundeste Punkt der neuen Technik, und ich wundere mich, daß die Gegner sich nicht schon längst darauf gestürzt haben. Nach Benützung auf vereistem Gestein sind die Steigeisen meist mehr oder minder beschädigt. Aus diesem Grunde nehme ich bisweilen die Eisen auf Berge, welche notorisch vereiste Felsen haben, überhaupt nicht mit (z. B. Gipfelaufbau der Dent Blanche, Zmuttgrat u. a. m.).

Ältere Bergsteiger, welche mit der neuen Technik nicht genügend vertraut waren, haben wohl den Vorschlag gemacht, das Stufenschlagen mit dem Steigeisengehen derart zu verbinden, daß man in Eisstufen mit Eckensteineisen gehen solle. Darin liegt aber eine völlige Verkennung der wesentlichen Eigenschaften der neuen Technik. Früher, als noch Steigeisen mit Zacken von 15 bis 20 Millimeter Länge in Gebrauch waren, konnte wohl durch Einbohren derselben in eine Eisstufe ein sicherer Stand erreicht und das bedenkliche Hin- und Herrutschen vermieden werden, denn wenn auch nur ein oder zwei Zacken in der Stufe Platz fanden (z. B. bei 60° aufwärts), so berührte schon in der Regel auch die Fußsohle den Grund der Stufe. Heute dagegen, bei den weit auseinander stehenden und 35 bis 40 Millimeter langen Eckensteinzacken, müßten die Stufen erstens in der Grundfläche vergrößert werden, so daß mindestens vier bis sechs Zacken fassen, denn auf einer oder zwei einzelnen Spitzen hätte man auf die Dauer einen ganz unsicheren wackligen Stand; zweitens müßten die Stufen in der Höhe erweitert werden, damit der Schuh einschließlich der Zacken eingeführt und aufgesetzt werden kann, ohne hängen zu bleiben. Die Stufenarbeit würde also durch Anwendung der Eckensteineisen nicht erleichtert, sondern nur vergrößert werden. Aus diesem Grund erklärt es sich auch, daß der gute Steigeisengänger in der Regel die etwa vorhandenen Stufen nicht benützt, sondern neben der Spur geht, weil dies für ihn bequemer ist. Insbesondere abwärts verschmäht er die einladendsten Badewannen.

Bei besonders schroffen Eiswänden über 70° oder bei langen steilen Eishängen kann es zur Vermeidung vorzeitiger Ermüdung der Fußgelenke bisweilen empfehlenswert sein, schmale Furchen für einzelne Zacken oder ganze Zackenreihen zu ritzen und zwar entweder in Aufwärtsstellung für einen oder beide Vorderzacken oder in Querstellung für einige der Seitenzacken. Die Fußsohle hält sich dann entweder auf diesen Zacken schwebend oder es fassen zwar gegenüberliegende Zackenreihen, aber die bergseitigen sitzen tiefer im Hang und die Neigung der Fußsohle wird dadurch etwas geringer. Da solche Kerben nur an stark geneigten Hängen gebraucht werden, so müssen sie in der Regel mit einem Arm gehackt werden, während die andere Hand sich in flüchtig gebohrten Löchern verkrallt.

Unter ganz besonderen Umständen kann es wohl einmal nötig werden, auf Seillänge besonders große Sicherungsstufen zu schlagen, namentlich dann, wenn die Teilnehmer bereits ermüdet sind oder ihre Nerven durch besondere Vorfälle gelitten haben. Auch die Umkehrpunkte langer Zickzackanstiege über besonders steiles oder schlechtes Eis können bisweilen eine gewisse Ausarbeitung vertragen. Solche Hackarbeit hat aber mit gewöhnlichem Stufenschlagen nur noch wenig gemein.

Das ganze Beispiel zeigt erneut, wie sinnlos es ist, gute Ratschläge für eine neue Technik geben zu wollen, die man selbst nicht beherrscht.

Abb. 15.

Abb. 16.

Ganz abgesehen von diesen technischen Bedenken wäre es aber auch widersinnig, das schwere Gewicht der Eckensteineisen mitzuschleppen und die dadurch gegebenen Möglichkeiten nicht voll auszunützen. Die Eisenlast an den Füßen und außerdem noch Stufen schlagen, das ist des Guten denn doch zu viel. Da sollte man lieber die Eckensteiner ganz zu Hause lassen und ohne Steigeisen oder mit alten leichten Fußeisen losziehen. Das wäre folgerichtig, und dagegen ließe sich auch gar nichts einwenden.

Das Bestreben solcher älterer Bergsteiger, welche technisch nicht mehr mitkönnen, aber doch noch immer mitreden wollen, geht wohl dahin, durch derartige Vorschriften vom grünen Tisch aus die neue Technik in Verruf zu bringen. Dabei kommt mir unwillkürlich die Erinnerung an einen spaßigen Vorfall aus der Geschichte der Technik. Als die erste Eisenbahn in Betrieb kam, da schlugen die Pferdebesitzer allen Ernstes eine Verordnung vor, daß jeder Eisenbahnzug Pferdevorspann erhalten müßte, welcher mitziehen und im Falle eines Maschinendefektes die Weiterbeförderung des Zuges übernehmen sollte. Ganz ähnlich sollten wir Steigeisenleute uns heute auf das Schneckentempo der Stufenschläger zurückschrauben lassen? Weit gefehlt! Da könnte man ebenso gut vom Schneeschuhläufer verlangen, daß er auf die Schußfahrt verzichte und sich mit dem Schneestampfer an ein Seil knüpfe!

Die Anwendung der neuen Technik stößt alte Vorurteile so gründlich um, daß das Hochgebirge für ältere Eisgeher ein ganz neues, verblüffendes Gesicht erhält. Früher suchte man, um der lästigen Stufenarbeit zu entgehen, häufig den Fels auf; heute dagegen läßt man den Fels beiseite und benützt das Eis. Die Eisrinnen — soweit steinschlagsicher — werden wieder zu willkommenen Aufstiegspfaden. Die Überschreitung von Bergen mit Abstieg über Eiswände, früher höchst unbeliebt und daher selten begangen, kommt heute erst richtig in Aufnahme. Die Sicherung des Rückweges auf Eisturen, früher eine ernste Sorge und ein beliebtes Steckenpferd alpiner Schulmeister, ist heute völlig verschwunden.

Der Unterschied in der Behandlung des Eises ist so gewaltig, daß man in der Regel bei Stufenschlägern helles Entsetzen erregt und moralische Vorwürfe zu hören bekommt. Ein alter berühmter Führer, den ich im Hochgebirge traf, riet mir seinerzeit mit väterlichen Worten von der neuen Technik ab mit der Begründung: „Das heißt Gott versuchen!" In der Tat gibt es auch kaum ein tollkühneres, luftigeres Bild, als einen Steigeisengänger, der über einen stark geneigten Eishang mit dem Gesicht nach dem Abgrund hinabtänzelt, als gelten für ihn keine Gesetze der Schwere mehr. Einen Meister der Kunst, wie meinen Freund Borchers, dabei von der Seite aus zu beobachten, ist ein hoher künstlerischer Genuß. Daneben erscheint mir das Stufenschlagen nur als eine mühselige, saure Arbeit. Den Steigeisengänger würde ich abbilden mit lachendem, zuversichtlichem Gesicht, den Stufenschläger dagegen, wie er mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn wischt und zweifelnd zur Höhe blickt, ob er den kommenden Anstrengungen noch gewachsen sein würde.

Der Stumpfsinn des Stufenschlagens wird von seinen Anhängern begreiflicherweise bestritten. Es ist eine im Sport bekannte Tatsache, daß gewisse Körperbewegungen, die dem Außenstehenden als Inbegriff einförmiger Muskelarbeit erscheinen, plötzlich durch eine Umkehrung der Begriffe zu einem Genuß gestempelt und als solcher empfunden werden. Lammers Forschungen über „Leid wird Lust" finden hier bis zu einem gewissen Grade sinngemäß Anwendung. Ein typisches Beispiel dafür ist das Rudern, in früheren Zeiten die verachtete Sklavenarbeit der Galeerensträflinge und heute für den Sportruderer der höchste Genuß. Ähnlich geht es beim Stufenschlagen, nur in umgekehrter Reihenfolge. Solange es die einzige Möglichkeit darstellte, die Eisriesen zu bezwingen, wurde es unwillkürlich von jedem Bergsteiger verherrlicht. Wir wollten seine bösen Schattenseiten nicht sehen, wir redeten uns selbst ein, welch hoher Genuß es sei, stundenlang hintereinander inmitten der gewaltigsten Natur geisttötende Holzhackerarbeit bis zur völligen Erschöpfung zu verrichten. Heute aber, wo der Bann gebrochen ist, reiben wir uns die Augen und verstehen kaum mehr, wie wir uns so quälen konnten.

Jahrelange Gewöhnung läßt sich schwer ausrotten. Selbst mir altem Steigeisenmann kann es wohl vorkommen, daß ich z. B. bei Querung eines besonders steilen Eishanges zunächst in einer Anwandlung früherer Zeiten eine oder zwei Stufen schlage, weil ich mich schlechterdings nicht ohne weiteres getraue, diese Neigung noch zu begehen. Aber schon beim dritten Schritt bin ich der Hackarbeit überdrüssig, und es geht auch ohne sie. Ebenso muß ich mich zu Beginn jedes Bergurlaubes erst einlaufen, bis ich mein Selbstvertrauen auf Eis wieder habe. Nebenbei bemerkt, ist dies eine Erfahrung, die der Felsgänger auf seinem Gebiet ebenso gut kennt.

Kann der Steigeisenmann technische Schwierigkeiten überwinden, die der Stufenschläger nicht mehr zwingt? Ich glaube, ja. Hans König schreibt zwar nicht ganz mit Unrecht: „Wie ein Melchior Anderegg, ein Almer, ein Graß im Eise gestanden und wie sie die schwierigsten und steilsten Eiswände bezwungen haben, das wird auch der gewandteste Turist mit Eckensteinsteigeisen kaum besser machen." Dabei bleibt aber ganz unberücksichtigt, welcher Leistungen jene Bergführerkönige *mit* Eckensteineisen fähig gewesen wären.

Das wesentliche liegt außerdem gar nicht darin, daß gewisse technische Schwierigkeiten *nur* mit Steigeisen überwunden werden können, sondern in dem ungeheuren Zeitgewinn bei voller Sicherheit. Die Schnelligkeit erlaubt es, jenen berüchtigten Nervenkitzel abzukürzen, der sich beim Marsch unterhalb abbruchreifer Seraks oder bei Querung von Steinschlag- oder Lawinenrinnen einzustellen pflegt. Der heikle Gang über den zerrissenen Gletscher am frühen Morgen oder späten Abend bei Dunkelheit hinter der Laterne her wird zum gemütlichen Spaziergang. Manches unfreiwillige Biwak kann auf diese Weise vermieden werden. Die ganze Armarbeit des Stufenschlagens wird erspart, denn Gewichtheben muß man beim Stufenschlagen ebensogut wie beim Steigeisengehen. Mit der neuen Technik wird vielen Bergsteigern, die über die erforderliche, meist recht einseitige Armmuskelentwicklung nicht verfügen, mit einemmal das Tor zu den größten Eisturen geöffnet.

Die Gegenseite behauptet zwar, hier liege eine „*Verkümmerung* einer wertvollen alpinen Technik" vor. Das ist aber ein Widerspruch in sich. Wäre das Stufenschlagen wirklich so wertvoll, so könnte es gar nicht verkümmern. Die Sachlage ist vielmehr so, daß das Stufenschlagen „verkümmern" wird, weil die Steigeisen viel wertvoller sind. Das Bessere ist des Guten Feind. Das Stufenschlagen ist ohne jeden Zweifel zum Absterben bestimmt. Auch die Führer werden noch so weit kommen, von ihren Turisten die Mitnahme guter Steigeisen zu verlangen, ebenso wie sie heute schon Bergschuhe und Pickel zur Bedingung machen.

In dem Urteil „*wertvoll*" liegt aber vielleicht noch der Schlüssel zu einem

Abb. 17.

Abb. 18.

Abb. 19.

besonderen Gefühlswert versteckt. Die älteren Stufenschläger, welche sich durch die Arbeit ihres Pickels manche schwere Bergzinne erobert haben, sehen es ungern, wenn man heute mit einem Bruchteil ihrer damaligen Arbeit das gleiche erreicht. Sie ärgern sich, im gleichen Sinne nur feiner, wie der Stufen hackende Führer, welcher schimpft, wenn man mit Eisen mühelos an ihm vorbeizieht. Es ist dies ein an sich begreifliches menschliches Gefühl, an dem allerdings Neid und Herrschsucht Anteil haben. Diese Leute mögen sich beruhigen. Ihre vergangenen Taten werden vom Standpunkt der alpinen Geschichte aus betrachtet und gewertet. Niemand wird ihnen das Verdienst streitig machen, mit den Hilfsmitteln ihrer Zeit Erfolge errungen zu haben. Nur wer sich heute noch auf die Berge hinaufhackt, obwohl bessere Hilfsmittel bekannt sind, der ähnelt dem Bergsteiger, der in den Dolomiten mit Nagelschuhen und im Winter mit Schneereifen loszieht. Er mag ruhig so handeln und nach seiner Fasson selig werden. In den Bergen ist Freiheit. Nur muß er wissen, daß der frühere Nimbus des Stufenschlägers dahin ist. Das Prunken mit großen Stufenzahlen gehört einer vergangenen Epoche an. Erzählungen von stundenlanger Pickelarbeit werden in Zukunft nur noch Kopfschütteln erregen. Auch die von manchen Kritikern ins Treffen geführte ästhetische Freude an einer sachgemäß angelegten Stufenreihe wird wohl durch andere Freuden ersetzt werden müssen. Mir ist jedes Zeichen menschlicher Anwesenheit im Hochgebirge zuwider, weil ich dort unbedingt mit der Natur allein sein will. Ich kann dabei keinen grundsätzlichen Unterschied anerkennen zwischen Papierfetzen, Farbklexen, Höhenwegen, festen Seilen, Mauerhaken und Eisstufen. Ein zerhackter Eishang stört mich ebenso wie der „Kuhweg" auf den Montblanc oder ein von Schneeschuhläufern durchpflügter Firnhang am Schneefernerkopf. Dagegen lacht mich ein mit Steigeisen begangener Eishang so unberührt an, als hätten ihn Menschenfüße nie betreten.

Eine derartige ästhetische Umstellung ist wohl nötig, dann wird man die neue Technik nicht nur als nützlich achten, sondern auch lieben lernen.

Begleitworte zur Karte der Loferer Steinberge

Bericht über ihre Entstehung von Dr. Richard Finsterwalder in München

Seit langen Jahren gibt der D. u. Ö. Alpenverein Karten heraus, die seine Mitglieder auf ihren Bergfahrten begleiten und ihnen die Wege weisen, die wegen ihres wissenschaftlichen Wertes für Geographie und Topographie von großer Bedeutung sind und sich allgemeiner Beliebtheit erfreuen. Es wird daher den Mitgliedern des Alpenvereins erwünscht sein zu erfahren, wie eine solche Karte entsteht, und zwar um so mehr, als durch Einführung der Stereo-Photogrammetrie in der Kartenaufnahme eine Umwälzung eingetreten ist. So sei hier an Hand der Loferer Karte über all das berichtet, was nötig war, bis die fertig gedruckte Karte vorlag.

Einerseits eignet sich die Loferer Karte für einen solchen Bericht deshalb sehr gut, weil sie mit Hilfe der modernen Methoden der Photogrammetrie entstand und zwar fast ohne Benützung vorhandener Unterlagen, die in diesem Fall sehr mangelhaft waren; andererseits waren zu Beginn der Arbeiten infolge der damaligen Inflationsverhältnisse besondere Schwierigkeiten zu überwinden, so daß von der regelmäßigen Arbeitsweise abgewichen werden mußte.

Bestimmung des Festpunktnetzes

Als ich Anfang September 1922 den Auftrag erhielt, möglichst rasch die Arbeiten für eine zukünftige Karte der Loferer Steinberge zu beginnen und zu fördern, lagen wie gesagt keinerlei verwendbare Vorarbeiten vor. Die Grundlage jeder derartigen kartographischen Aufnahme ist die Bestimmung einer Reihe von festen Punkten, die über das ganze Gebiet der Karte und die anschließenden Gebiete möglichst gleichmäßig verteilt sind. Die Gewinnung dieser Punkte ist auf dem normalen Wege eine sehr zeitraubende und kostspielige Arbeit. Die Punkte, die an hervorragenden Stellen des Geländes liegen müssen, werden zuerst sorgfältig erkundet und mit weithin sichtbaren Signalen versehen. Dann werden mittels eines Theodolits in jedem Punkt die Richtungen nach anderen solchen Punkten gemessen. Hierdurch erhält man das trigonometrische Netz, das mit Hilfe der gemessenen Richtungen berechnet werden kann. Die dabei auftretenden Ungenauigkeiten werden durch eine Ausgleichung meist nach der Methode der kleinsten Quadrate auf ein Kleinstmaß herabgedrückt und ihre schließlich übrigbleibende Größe festgestellt. Auch in unserem Falle war es die erste Aufgabe, ein solches Netz von festen Punkten zu bestimmen, es war aber aus verschiedenen Gründen nicht möglich, den eben beschriebenen Weg zu ihrer Gewinnung zu gehen. Es fehlte die Zeit und die nötigen Mittel. Noch im Herbst 1922 sollte die photogrammetrische Ausarbeitung beginnen, außerdem war ich allein und konnte nicht daran denken, alle die nötigen Signale zu bauen. Das hätte die Arbeiten um mehr als ein halbes Jahr verzögert. Einen Ausweg aus dieser schwierigen Lage bot

zunächst die Photogrammetrie, die auch zu einer trigonometrischen Punktbestimmung in besonderen Fällen benützt werden kann und dabei den Vorteil einer verhältnismäßig kurzen Feldarbeit bietet. Die gnomonische Reziprokalprojektion erwies sich in dem steilen, große Höhenunterschiede aufweisenden Gebiet der Loferer Steinberge als geeigneter Ersatz für die übliche Dreiecksmessung. Die Feldarbeit war sehr einfach. Bei der ersten Begehung des Geländes wurden an 6 verschiedenen Standpunkten mit einem geeigneten photogrammetrischen Apparat im ganzen 15 Aufnahmen 12/16 *cm* gemacht. Deren Zusammenfassung ergab dann, ohne daß eine Signalisierung von Punkten nötig gewesen wäre, die Lage und Höhe der meisten Gipfel und sonstigen markanten Punkte der Loferer Steinberge bis auf den Maßstab. Da außerdem 3 Punkte der alten österreichischen Katastertriangulation vom Jahre 1860 mit einiger Sicherheit aufgefunden wurden, nämlich das Hinterhorn, ein Hauptgipfel der Steinberge, die Kammerkörplatte im Norden und der Hochsäul im Süden derselben gelegen, so konnte das neu gewonnene Punktnetz in das salzburgische Koordinatensystem mit eingerechnet und der Maßstab bestimmt werden. Durch Umrechnung des bayerischen Koordinatensystems in das salzburgische erhielt ich im Norden zwei weitere wichtige Gipfelpunkte, das Sonntagshorn und Fellhorn. Das so entstandene Festpunktnetz war zwar in den Randgebieten sehr spärlich und es war ein Wagnis, auf solcher Grundlage die Aufnahmearbeiten zu beginnen, doch gelang es von Norden nach Süden fortschreitend im Verlauf der Aufnahmearbeiten das Festpunktnetz weiter zu verdichten und diese selbst mit der erforderlichen Genauigkeit durchzuführen. Bei den Proben und Ausgleichungen ergaben sich nie größere Differenzen; die Genauigkeit der bestimmten Punkte war 1—2 *m* der Lage und Höhe nach.

Stereophotogrammetrische Aufnahme

Nach der Bestimmung des Festpunktnetzes folgt als nächste Aufgabe die raumbildliche (stereophotogrammetrische) Aufnahme des Kartengebietes. Um die hierbei nötigen Arbeiten besser verständlich zu machen, muß ich kurz das Grundsätzliche der Raumbildmessung (Stereophotogrammetrie) erörtern. Ihr Zweck ist die Geländedarstellung mittels Höhenschichten, die Festlegung der im Gelände vorhandenen Wasser-, Weg- und Grenzlinien (Situation) und die Höhenbestimmung wichtiger Geländepunkte. Die Raumbildmessung übernimmt damit die Aufgaben einer Meßtischaufnahme und in weitem Umfang die Arbeit des Topographen. Sie beruht auf der Fähigkeit des Menschen, mit beiden Augen räumlich zu sehen. Die Verwendung dieser Fähigkeit zu Meßzwecken erfordert ein entsprechendes photographisches Aufnahmegerät und einen Auswerteapparat. Das räumliche Sehen kennt jeder, der zwei einigermaßen normale Augen hat. Es beruht darauf, daß man beim Betrachten eines Gegenstandes diesen gleichzeitig mit zwei Augen, also von zwei verschiedenen „Standpunkten" aus sieht, deren Abstand voneinander dem Augenabstand also etwa 65 *mm* gleich ist. Von jedem Punkt des betrachteten Gegenstandes gehen nach jedem Auge Sehstrahlen, die an dem Punkt einen spitzen Winkel bilden. Bei nahen Punkten ist dieser Winkel größer, bei fernen kleiner. Man kann nun beim Sehen mit beiden Augen diesen Winkel zwar nicht seiner wirklichen Größe nach beurteilen, wohl aber seine Unterschiede bei verschieden entfernten Punkten erkennen. Man kann also zwar nicht genau sagen, wie weit der betrachtete Gegenstand weg ist, aber man kann bei benachbarten Punkten feststellen, welcher weiter weg oder näher da ist, und kann so jeden Punkt gegenüber einem benachbarten im Raum festhalten; dadurch entsteht das räumliche Bild des betrachteten Gegenstandes. Das räumliche Sehvermögen reicht bei unbewaffneten Augen von etwa 15 *cm* bis gegen 400 *m*, darüber hinaus wird der vorhin erwähnte spitze Schnittwinkel der Sehstrahlen zu klein, die Sehstrahlen werden annähernd parallel, und damit verschwindet der räumliche Eindruck

völlig. Der Winkel, unter dem sich die Sehstrahlen am betrachteten Objekt schneiden, kann nun durch Auseinanderrücken der Standpunkte, von denen aus der Gegenstand betrachtet wird, künstlich vergrößert werden, dies geschieht schon bei einem gewöhnlichen Prismenfeldstecher, noch mehr bei einem Scherenfernrohr, bei dem der Objektivlinsenabstand bis zu 70 *cm* beträgt. Der Bereich des räumlichen Sehvermögens wird dadurch sehr erweitert. Praktisch für Meßzwecke verwertbar wird das räumliche Sehvermögen aber erst dann, wenn das Bild des Gegenstandes nicht unmittelbar von beiden Augen, sondern durch zwei photographische Linsen aufgefangen wird, deren Abstand beliebig groß gewählt werden kann, je nach der Entfernung des Gegenstandes. Werden die beiden photographischen Bilder unter einem Stereoskop betrachtet, so sieht man das Raumbild so, als ob sich die Augen in den nun weit auseinanderliegenden photographischen Standpunkten befänden, und hat dementsprechend einen außerordentlich sicheren räumlichen Eindruck. Die Strahlen, die von den beiden photographischen Linsen zum einen Punkt des Gegenstandes hinlaufen, schneiden sich unter einem bedeutend größeren Winkel, der zunächst die gegenseitige Entfernung der Punkte im Raum sehr gut bestimmt. Kennt man den Abstand der Linsen (die Standlinie) der Größe und Richtung nach, so läßt sich auch die wirkliche Größe der Entfernung bestimmen, da man in dem Dreieck, das durch die beiden Linsen und einen Punkt des Gegenstandes bestimmt ist, die Standlinie und die Winkel kennt und daraus die anderen Längen berechnen kann. Da es zu umständlich wäre, diese Entfernung für jeden Punkt des auszumessenden Geländes zu berechnen, so bedient man sich eines mechanischen Auswertegeräts, mittels dessen der Strahlengang, wie er zwischen den beiden Aufnahmepunkten und dem auszumessenden Geländepunkt besteht, in verkleinertem Maßstab wiederhergestellt wird, und mit dessen Hilfe die Karte dann direkt gezeichnet werden kann. Davon soll im nächsten Abschnitt die Rede sein.

Ich komme nach dieser theoretischen Erörterung wieder zu den Aufnahmearbeiten in den Loferer Steinbergen zurück. Diese bestanden also darin, das ganze Gelände von geeigneten Standpunkten aus mit Raumbildern zu erfassen, die nach den oben erwähnten Grundsätzen gemacht waren. Die beiden Aufnahmepunkte einer Raumbildaufnahme wurden senkrecht zur Aufnahmerichtung entsprechend weit auseinander gelegt, so daß die Länge ihrer Verbindungslinie (Standlinie genannt), ein Drittel bis ein Zwanzigstel der Entfernung des aufgenommenen Geländes betrug. Die Längen der Standlinien schwankten zwischen 100 und 1500 *m*. Natürlich mußten die beiden Standpunkte, die Länge und Richtung jeder Standlinie genau eingemessen werden. Das ist in den meisten Fällen eine nicht ganz einfache, aber immer sehr anregende Arbeit. Man faßt einen Ort ins Auge, der zur Anlage einer solchen Standlinie günstig erscheint und eine gute Einsicht ins Kartengelände gewährt. Ein Beispiel hierfür ist die Kammerkörplatte im Norden der Loferer Steinberge, von deren südlichem Rand, den Sonnenwänden, aus man über das Waidringer Tal hinweg einen freien Blick über die Nordabfälle der Steinberge hat. Man begibt sich mit seinen Instrumenten an Ort und Stelle und erkundet zunächst allgemein die möglichen Standpunkte. Die Länge der Standlinie ist entsprechend der 2000—5000 *m* betragenden Entfernung des Aufnahmegeländes 250—700 *m* zu wählen. Die Standpunkte müssen auf festem Untergrund, am besten Fels oder gewachsenem Boden stehen, auf dem man den Photogrammeter sicher aufstellen kann. Sie sollen Einblick bis in die tiefsten Talgegenden gewähren, der Blick darf also durch keinerlei sonst vielleicht sehr hübschen Vordergrund verdeckt werden. Dann muß man von einem Standpunkt aus den anderen sehen können, und die Punkte müssen so liegen, daß man sie nach den umliegenden trigonometrischen Festpunkten einmessen kann. Um die Länge der Standlinie möglichst genau zu erhalten, ist es sehr erwünscht, wenn man von einem Standpunkt aus senkrecht zur Standlinie eine möglichst wagrechte Hilfsbasis von 30—60 *m* Länge legen kann, die dann

direkt mit dem Meßband gemessen und vom anderen Standpunkt aus genau eingeschnitten wird. Sind die Punkte, die diesen Anforderungen entsprechen, glücklich gefunden, so wird der erste signalisiert. Man begibt sich zum zweiten, mißt ihn ein und macht dort die photographische Aufnahme. Dann kommt es darauf an, möglichst bald am ersten Standpunkt die entsprechende Aufnahme zu machen, da es sehr wichtig ist, daß die beiden Aufnahmen unter möglichst gleichen Beleuchtungsverhältnissen ausgeführt werden. Das Instrument wird also am zweiten Standpunkt rasch abgebaut, sein Stand auf wenige Zentimeter genau sorgfältig signalisiert und dann geht es eilends zum ersten Standpunkt zurück, dort wird das Signal, meistens ein kleiner Steinmann, Monolith oder eine Stange, soweit nötig, abgebaut, das Instrument wieder genau über die Mitte des Signals gesetzt und dann die weitere Aufnahme gemacht. Nun erfolgt die Einmessung des ersten Punktes und allenfalls eine Messung der Standlinienlänge mittels Hilfsbasis. Das Gelingen der Arbeit ist natürlich sehr vom Wetter abhängig, denn man stellt an dieses sehr hohe Anforderungen, es darf kein Gipfel verhängt sein, es muß klare Sicht herrschen und es sollen auch keine Wolkenschatten auf dem photographierten Gelände liegen, damit die gewonnenen Aufnahmen auch wirklich all das wiedergeben, was in der Karte enthalten sein muß. Schwierigkeiten anderer Art bereitet die Geländegestaltung. Sehr oft liegt die Standlinie in einem gänzlich unwegsamen Gebiete, bald gibt es einen heißen stundenlangen Kampf mit Latschen, um nur von einem Standpunkt zum anderen zu kommen, oder wenn die Standlinie, wie es sehr häufig vorkommt, auf einem freien Grat liegt, ist eine luftige Kletterei auszuführen, bei der man durch das Instrument und das Stativ in der nötigen Eile behindert wird. Solche Vermessungen gehören zwar zu den schönsten, aber auch anstrengendsten Arbeiten. In den Loferer Steinbergen habe ich sie meist allein ausgeführt, ein paarmal begleiteten mich Freunde. Als Aufnahmegerät diente der seit 30 Jahren verwendete Photogrammeter meines Vaters, der sich auch hier wieder durchaus bewährt hat. Mit ihm wurden sämtliche Aufnahmen und Winkelmessungen gemacht. Sein geringes Gewicht, seine große Einfachheit und ausreichende Genauigkeit geben ihm im Gebirge den Vorzug vor allen anderen derartigen Geräten. Zu den Arbeiten benutzte ich meine dienstfreie Zeit, nur einmal, im Herbst 1922, konnte ich zusammenhängend 10 Tage im Aufnahmegebiet verweilen, sonst standen mir nur die Sonn- und Feiertage zur Verfügung. Mein Standquartier war damals Traunstein, wo ich dienstlich beschäftigt war. So radelte ich so ziemlich jeden Samstag die schöne, 50 *km* lange Straße über Inzell nach Lofer, oder weiter nach Waidring, St. Ulrich und Weißbach und, wenn das Wetter schön war, gelang es mir am Sonntag eine oder auch zwei Standlinien zu erledigen. Die aufgenommenen Standlinien liegen auf den rings um die Loferer Steinberge aufsteigenden Gebirgszügen: im Norden, westlich der Saalach wurden auf dem Fellhorn, der Steinplatte, dem Grubhörndl und Lachfeldhörndl, östlich der Saalach auf dem tief gelegenen Lenzenkogel und oben auf den Gipfeln der Reiteralm Standlinien photographiert, im Osten oberhalb St. Martin auf der Scheffsnoteralm und am Gerhardstein, im Süden boten die Leoganger Steinberge die geeigneten Standpunkte auf dem wilden Lahnerhorn und dem aussichtsreichen Geierkogel, im Westen gaben der Buchberg und die latschenbedeckten Höhen des Kalksteins bei St. Ulrich den gewünschten Einblick. Eine der schönsten Standlinien ist die auf den Gipfeln der Reiteralm, deren linker Standpunkt auf dem Stadelhorn und deren rechter auf dem Häuselhorn liegt. beide mit einem völlig freien Blick auf die Nordostflanke der Steinberge vom Hochsäul bis ins Waidringer Tal. Wohl selten sind die Standpunkte so klar vorgezeichnet wie hier. Im Frühsommer 1923 waren die Aufnahmearbeiten im großen ganzen beendet.

Anschließend daran wurden die benützten Standpunkte auf Grund der gemessenen Winkel gerechnet, die Basislängen bestimmt und die Fehler aller erhaltenen Werte

ausgeglichen. Dann wurden die Punkte im gewünschten Maßstab 1 : 25 000 auf einen Plan eingetragen, der bereits das Festpunktnetz enthielt.

Ausarbeitung am Stereoautographen

Ein weiterer wichtiger Teil der Arbeit an der Karte ist die Auswertung am Stereoautographen, so heißt das von v. Orel erfundene und bei Zeiß in Jena hergestellte Auswertegerät. Zum besseren Verständnis möchte ich hier eine kurze allgemein verständliche Beschreibung dieses Instrumentes einschalten. Es besteht aus einem Betrachtungs- und einem Auftrageteil. Im Betrachtungsteil wird das zusammengehörige Plattenpaar einer Standlinie eingelegt und mit einem Doppelmikroskop stereoskopisch betrachtet. Der Beschauer sieht das Raumbild vor sich liegen. In den beiden Gesichtsfeldern des Doppelmikroskopes befindet sich je eine Meßmarke. Wird nun die Meßmarke des linken Gesichtsfeldes auf einen bestimmten Punkt der linken Aufnahme gestellt und die Meßmarke des rechten Gesichtsfeldes auf den entsprechenden Punkt der rechten Aufnahme, so geben die beiden Marken den Eindruck einer einzigen plastischen Marke, die auf dem betreffenden Punkt räumlich aufsitzt. Mit den Meßmarken gekuppelt bewegen sich im Auftrageteil zwei Stahllineale um feste Drehpunkte und geben die Richtungen nach dem jeweils angezielten Punkt wieder. Außerdem wird im Auftrageteil die Größe der Standlinie im Kartenmaßstab eingestellt. Man kann dadurch aus den Richtungen der beiden Lineale und der Standlinie das Dreieck, das bestimmt ist, durch die beiden Standpunkte und den betrachteten Geländepunkt wiederherstellen und den betrachteten Punkt in die Karte eintragen. Auf diese Weise erhält man den Grundriß eines jeden angezielten Punktes. Durch eine besondere Hebelvorrichtung wird gleichzeitig die Höhe des angezielten Punktes an einem Höhenmaßstab eingestellt. Bewegt man nun die beiden Meßmarken so, daß ihr räumliches Bild einer Geländelinie folgt, so wird deren Grundriß selbsttätig in die Karte eingezeichnet. Wird der Höhenmaßstab auf eine bestimmte Höhe fest eingestellt, so ist die Bewegung der Marke nicht mehr frei, sondern auf Punkte dieser Höhe beschränkt. Wird dann die Marke dem Gelände entlang geführt, so bewegt sie sich auf einer Höhenschichte, die der Apparat selbsttätig aufzeichnet. Auf diese Weise können Höhenschichten in beliebigen Abständen (bei der Loferer Karte sind es 25 *m*) eingetragen werden. Gibt man die Höhe frei, so lassen sich mit der Marke Wege, Waldränder, Wasserläufe, Kulturgrenzen usw. verfolgen und es kann so alles eingetragen werden, was auf den Photographien sichtbar ist. Das Einpassen der Plattenpaare in den Autographen ist bei dieser Art von Aufnahmen eine schwierige und verantwortungsvolle Arbeit. Damit der Zeichenstift das Gelände richtig wiedergibt, sind Feinkorrekturen nötig. Es werden zu diesem Zweck vor der Ausarbeitung einer Standlinie die von ihr aus sichtbaren, bereits in die Karte eingetragenen Fest- und Paßpunkte mit der Marke angezielt und, wenn nötig, die Einstellungen am Autographen so lange verbessert, bis der Zeichenstift jeden der angezielten Punkte auf der Karte genau trifft. — Die Ausarbeitung der Feldaufnahmen erfolgte im Sommer 1923 als wissenschaftliche Arbeit an dem in der Technischen Hochschule in München aufgestellten Autographen der Firma Zeiß. Sie wurde zum größten Teil von Herrn Dipl.-Ing. Gustav Heß, damals Angestellter des Konsortiums Luftbild-Stereographik, durchgeführt, wobei ihm die Erfahrungen bei der Auswertung einer im Vorjahre erfolgten Aufnahme des Gepatschferner-Gebietes sehr zustatten kamen. Die Arbeiten am Autographen nahmen 8 Wochen in Anspruch und wurden mit großer Sachkenntnis und Sorgfalt ausgeführt. Die Genauigkeit der Höhenschichten im Plan beträgt fast durchweg $^1/_{10}$ *mm*, nur in Gegenden, die mit dichtem Wald bestanden sind, ist sie etwas geringer. Besonderer Wert wurde auf genaue und richtige Wiedergabe der steilen und stark gegliederten Felsgebiete gelegt, in denen die Schichten auf Strichstärke aneinander fallen.

Topographische Ergänzungsarbeiten

Der so gezeichnete Plan war aber noch nicht ganz vollständig und bedurfte noch wichtiger Ergänzungen. So war es nicht möglich, mit der photogrammetrischen Aufnahme in alle die entlegensten Winkel des Geländes einzudringen, so daß einzelne abgelegene Täler und enge Schluchten sich der Ausarbeitung durch den Autographen entzogen. Besonders unangenehm waren die mit dichtem Wald bestandenen Gebiete, in denen es nicht möglich war, alle Wege zu erkennen. Oft entzogen sich dabei auch Almhütten und kleinere Waldwiesen der Sicht. Ebenso fehlten kleinere unter Latschen verborgene Steige und solche im blanken Fels, die für Touristen besonders wichtig sind. Deshalb war eine Begehung des Geländes nach der Ausarbeitung zwecks Eintragung all dieser fehlenden Teile nötig. Die hierzu nötigen Arbeiten, mit denen zugleich eine eingehende Prüfung des mit dem Autographen gezeichneten Planes verbunden wurde, wurden von Regierungsbaumeister Wilh. Kuny durchgeführt, der in nimmermüdem Eifer zwei Monate lang die Loferer Steinberge durchstreifte, das fehlende Wegnetz eintrug und die bei der Ausarbeitung übriggebliebenen toten Winkel des Geländes ergänzte. Außerdem vervollkommnete er die Nomenklatur der Berg-, Orts- und Flurnamen, für die im allgemeinen die Monographie der Loferer Steinberge von H. Cranz in der Alpenvereins-Zeitschrift 1900 einen sehr guten Anhalt bot. Außerdem konnte Herr Kuny mit Herrn Dr. Lichtenecker, der das Gebiet der Steinberge morphologisch bearbeitet, auch von diesem Standpunkt aus die Richtigkeit der Karte prüfen und einige wichtige Ergänzungen vornehmen. Die sprachliche Überprüfung der Namen erfolgte durch Herrn Univ.-Prof. Dr. J. Schatz in Innsbruck.

Felszeichnung und Geländedarstellung

Der Karte fehlt jetzt nur noch die Reinzeichnung und Beschriftung und außerdem mußte sie entsprechend den früheren Alpenvereinskarten mit einer Felszeichnung ausgestattet werden. Diese Arbeiten wurden in die bewährte Hand des Wiener Kartographen Hans Rohn gelegt, der schon bei den früheren Karten des Alpenvereins mitgewirkt hatte und dem wir in letzter Zeit besonders die Karte der Niederen Tauern verdanken. Herr Rohn hat im Laufe des Sommers 1924 trotz des vielfach schlechten Wetters die Karte mit einer mustergültigen Felszeichnung versehen. Es gehört hierzu eine langjährige Übung und Erfahrung, eine große künstlerische Begabung und eine große Liebe zur Sache; außerdem mußte er das Gebirge touristisch, geologisch und morphologisch durch und durch kennen. Gerade die schwierigsten Gebiete der Karte werden hier ohne das sonst gebrauchte Hilfsmittel der Höhenschichten auf eine durchaus individuelle Art dargestellt. Da die Karte immer nur ein Grundriß des Geländes sein kann, so drängen sich steile Wände, die eine Höhenentwicklung von mehreren hundert Metern und eine starke Gliederung aufweisen, auf einen ganz engen Raum zusammen und es ist wirklich staunenswert, wie trotzdem der Aufbau und die Formen der Felsregion allgemein verständlich zum Ausdruck gebracht sind. Darüber hinaus enthält die Karte noch eine Fülle Einzelheiten, die für die Wissenschaft von Bedeutung sind, mit besonderer Feinheit ist in den Felsen die geologische Struktur, der Unterschied zwischen einzelnen Formationen wie Dachsteinkalk und Basisdolomit wiedergegeben, im übrigen Gelände finden wir unterschieden zwischen grobem und feinem Geröll und Schutt, wir finden den Wald dargestellt, wie er unten dicht und geschlossen ist, nach oben sich allmählich lichtet und ganz auflöst, wir finden die Latschen vom dichten Gestrüpp bis zu den letzten, die hoch oben in den Felsen einzeln um ihr Dasein kämpfen, wir finden endlich auch alte Moränenzüge und Gefällsstufen im Talgelände, die in den Höhenschichten nicht mehr zum Ausdruck kommen, durch Schraffen angedeutet in der Karte enthalten. Quellen, die in dem wasserarmen Kalkgebirge von besonderer Wichtigkeit für die Bergwanderer sind, wurden nach den Angaben von

Dr. O. Ampferer, Höhlen nach den Angaben von Dr. Lichtenecker durch Herrn Rohn in die Karte eingetragen.

Stich und Druck Wenn die Reinzeichnung der Karte vorliegt, wird sie auf verschiedene Steine übertragen, deren Anzahl sich nach der Zahl der Farben richtet, in denen die Karte erscheinen soll. In unserem Fall waren es drei, nämlich ein Schwarzstein für die Felszeichnung, Beschriftung und Situation, ein Braunstein für die Höhenschichten im bewachsenen Gelände und ein Blaustein für das Wasser. Auf diesen Steinen werden dann die Teile, die in der betreffenden Farbe erscheinen sollen, mit einer Stahlnadel eingraviert, „gestochen". Auch diese Arbeiten wurden von Rohn im Laufe des Winters und Frühjahrs 1925 durchgeführt. Der Auflagedruck erfolgte bei der Firma Freytag & Berndt in Wien.

Von den ersten Anfängen bis zur fertig gedruckten Karte ist ein weiter und mühevoller Weg, von den Vermessungs- und Aufnahmearbeiten, ihrer Berechnung, von der Ausarbeitung am Autographen, den topographischen Ergänzungsarbeiten im Gelände, von der Felszeichnung und Geländedarstellung bis zum Stich und endlichen Druck der Karte. Der beste Lohn für die mit diesen Arbeiten verbundenen Mühen ist der, wenn die Mitglieder des Alpenvereins, für welche die entstandene Karte bestimmt ist, diese zu schätzen und nützen wissen.

Die wissenschaftliche Ausgabe der Loferer Karte

Auf Rat seines wissenschaftlichen Unterausschusses hat sich der Alpenverein entschlossen, neben der gewöhnlichen „Großen Ausgabe" der Loferer Karte, die der vorliegenden Zeitschrift beiliegt, auch eine sogenannte „Wissenschaftliche Ausgabe" der Loferer Karte herauszugeben. Der Zweck der wissenschaftlichen Ausgabe ist, zu zeigen, wie auch auf andere als die bisher übliche Weise das Gelände des Hochgebirges dargestellt werden kann. Sie soll keine Kritik der „Großen Ausgabe" enthalten, und es soll keineswegs bestritten werden, daß die Felszeichnung und Geländedarstellung dieser Karte wohl das vollkommenste ist, was an Reichhaltigkeit, Übersichtlichkeit und geschmackvollem Aussehen in dieser Darstellungsart bisher geleistet wurde. Man darf aber dabei nicht verschiedene Mängel übersehen, die der hier angewendeten Darstellungsart anhaften. Eine Felszeichnung dieser Art verbietet nämlich das Durchführen der Höhenschichten im Felsgelände, so daß die Neigung und sonstige Modellierung großer und gerade für den Turisten am wichtigsten Geländeteile nur durch Wiedergabe der geologischen Struktur und durch Anwendung einer mehr oder weniger willkürlichen Beleuchtung zur Geltung kommen. Die geologische Struktur ist in der Loferer Karte mit außerordentlicher Feinheit und Genauigkeit wiedergegeben; die Felsschichtung, die Unterschiede zwischen den einzelnen Gesteinsarten, z. B. zwischen Dachsteinkalk und Basisdolomit, sowie Bruchlinien sind sehr charakteristisch und deutlich erkennbar, jeder Gipfel ist geschickt in der Beleuchtung dargestellt, bei der er am günstigsten plastisch erscheint. Das darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß an vielen, ja an den meisten Stellen der Felsgebiete ein sicherer Anhalt für die Steilheit und Fallrichtung des Geländes fehlt und man besonders für die Beurteilung der absoluten Höhenlage sehr wenig Anhalt hat, da man auf weit davon entfernt gelegene Höhenzahlen, die meist auf den Gipfeln liegen, angewiesen ist, während die Höhenschichten oft viele hundert Meter unter den Gipfeln aufhören. Früher, als man noch die Höhenschichten selbst ziemlich willkürlich dem Augenmaß nach zwischen einem mehr oder weniger dichten

Punktnetz frei von Hand einzeichnete, fiel dieser Mangel nicht so sehr ins Gewicht, da man ja auch mittels willkürlich gezogener Höhenschichten das Gelände nicht genau und zuverlässig richtig wiedergeben konnte. Heute aber, wo es möglich ist, auch die schwierigsten Geländeformen mittels Höhenschichten absolut sicher und eindeutig wiederzugeben, hat sich die Sachlage wesentlich geändert. Diese Erwägungen haben dazu geführt, durch einen Versuch zu zeigen, daß es auch möglich ist, eine genaue formenrichtige Karte herzustellen, in der Höhenschichten in allen Gebieten, also auch den Felsgebieten, zur Geländedarstellung angewendet werden und die auch sonst allen Anforderungen entspricht, was gute Lesbarkeit, Vollständigkeit und geschmackvolles äußeres Aussehen betrifft.

Höhenschichten allein würden nicht genügen, das Gelände anschaulich und für jedermann lesbar darzustellen, deshalb wurden bei dieser Ausgabe die Formen durch Anwendung einer Schummerung zusammengefaßt und Einzelheiten, die in den Höhenschichten nicht enthalten sein können, wie markante Risse, Sprünge, sowie wichtige kleinere Gefällsstufen wiedergegeben; die Schummerung ist in den Felsen durch eine Kraftschummerung verstärkt und in schwärzlichem Ton gehalten, das bewachsene Gelände ist mit einem warmen braunen Ton geschummert. Die Beleuchtung ist senkrecht von oben angenommen, so daß wie bei der Darstellung durch Schraffen steile Gebiete dunkel, flachere heller je nach ihrer Neigung erscheinen. Der größeren Deutlichkeit wegen ist an wenigen schwierigen Stellen von dieser Beleuchtungsart etwas abgewichen, um z. B. eine Gipfelform plastischer hervortreten zu lassen, doch geht in diesen Fällen die Steilheit ohne weiteres aus den Höhenschichten hervor. Anders als bei der „Großen Ausgabe" ist auch der Wald behandelt, die Bäume sind nicht durch ihren Grundriß durch kleine Kreise dargestellt, sondern mit einer Signatur, die dem Aufriß der Bäume entspricht. Dadurch konnte nicht bloß zwischen Hochwald und Jungholz, sondern auch zwischen Nadel- und Laubwald, ebenso zwischen Erlengebüsch und Latschen deutlich unterschieden werden. Waldgrenzen sind mit punktierten Linien gegeben, Wege, um sie von den Waldgrenzen zu unterscheiden je nach Bedeutung durch gestrichelte und durchzogene Linien. In allen übrigen Punkten entspricht die „Wissenschaftliche Ausgabe" durchaus der „Großen Ausgabe", da sie auf denselben Grundlagen aufgebaut ist.

Bei einer Kritik der „Wissenschaftlichen Ausgabe" darf nicht vergessen werden, daß auf ihre Ausstattung, besonders die Geländedarstellung, nicht die gleiche Sorgfalt und Zeit verwendet werden konnte, wie bei der „Großen Ausgabe", daß außerdem die Schummerung im Felsgelände zum ersten Male angewendet wurde, weshalb hierbei die nötige Erfahrung fehlte und alle Schwierigkeiten zu überwinden waren, die ein solcher erster Versuch bereiten mußte. Solche machten sich besonders bei der Gravur und der Herstellung der Schummersteine geltend, die schließlich in dankenswerter Weise von Herren des Topographischen Büros in München übernommen wurde.

Die bei der wissenschaftlichen Ausgabe angewendete neue Darstellungsart kann manches, was an geologischen Feinheiten in der bisher üblichen Felszeichnung enthalten ist, nicht ebensogut wiedergeben, sie hat aber den Vorzug, daß sie in allen Fällen die Formen richtig und eindeutig der Lage und Höhe nach zum Ausdruck bringt. Ob sie sich Geltung verschaffen wird, ob schon jetzt oder erst später, das wird die Zukunft lehren. Die durch sie geschaffenen Möglichkeiten sollen durch die wissenschaftliche Ausgabe der Loferer Karte gezeigt werden.